Goldkörner.

Geschichten von der deutschen Treue.

Erzählt

von

Ernst Evers.

Berlin 1890.

Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission,

W., Mohrenstr. 27.

Goldkörner.

Vorwort.

Von der deutschen Treue haben von jeher die Dichter viel zu singen und die Blätter der Geschichte viel zu sagen gewußt. Woher kommt es, daß man in unsern Tagen so viele Klagelieder hört über die Treulosigkeit? Die eine Treue erzeugt, nährt und stärkt die andere:

Es zieht die ew'ge Treue
Die irdische sich nach,
Daß sie ihr Glanz verleihe,
Den Glanz vom vollen Tag.

In dem tief religiösen Sinn unseres Volkes wurzelte die Treue gegen die Mitmenschen. In demselben Maße, in dem unser Volk solchen Sinn verliert, schwindet auch die uralte deutsche Tugend.

Gott gebe, daß die Goldkörner, die ich am Wege gefunden habe, hie und da ein Menschenauge helle

Aus den Papieren eines Alten.

I.

Organist, Schulmeister und Küster von Lindenheim bin ich; ferner bin ich Schreiber bei der Totengilde, dazu ein guter Freund unseres alten Dorfschulzen und ein stiller Hörer, wenn unser junger Herr Pfarrer predigt. Ich habe bisher immer gemeint, ich sei eigentlich nicht viel mehr als ein Schatten an der Wand; aber nun, da ich all die Aemter aufs Papier gemalt habe, nun weiß ich doch, daß — — es ein großes und köstliches Ding ist, der Handlanger seines Gottes zu sein. Wer bin ich? — Es ist wunderbar, wie selten wir es uns klar machen, wer wir sind. Ich glaube, wir malen uns unser Amt und unsern Stand so selten aufs Papier, weil wir bange sind vor der Größe der Gaben und Aufgaben, die uns Gott der Herr mit jedem kleinen Amt gegeben hat. „Nur ein Schulmeister," habe ich einmal hinter meinem Rücken flüstern hören; es wäre schlimmer gewesen, wenn man gesagt hätte: „Nur ein untreuer Knecht seines Herrn." Weil man das nicht gesagt hat, freute ich mich dessen, was da gesagt wurde,

denn ich habe alleweil lieber ein altmodischer Schulmeister sein wollen als ein neumodischer Herr Lehrer. Hat denn unsereins nichts anderes zu thun als zu lehren? Der vornehme Titel „Herr Lehrer“ kommt mir immer so arm vor, und der alte Name „Schulmeister“ kommt mir so reich vor; denn bei diesem Titel muß ich immer denken an den Meister aller Meister, in dessen Spuren wir gehen, und dessen Kreuz wir hinein pflanzen sollen in die jungen Herzen. Ja, das ist wahrlich eine Kunst und ein Meisterstück, solche junge Seele zu ziehen, daß sie am Kreuze emporrankt wie der Epheu am Eichbaum. Kein Mensch kann's, wenn er nicht dazu gestärkt und geschickt gemacht ist vom heiligen Gottesgeist; kein Mensch kann's, wenn die Kraft des Herrn nicht mit uns in die Schule hineingeht und in die Kinderherzen hineingreift. Wer bin ich? Organist und Küster an der Kirche zu Lindenheim. Ist das etwa ein geringes Amt? Wenn's durch das Gotteshaus zieht wie lindes, sanftes Säuseln, darinnen der Herr kommen will in Menschenherzen? Oder wenn es dann wieder rauscht und brauset, als schlage der Posaunenhall vom Tage des Gerichts an die schlafenden Gewissen? Ist das etwa ein niedriges Amt, also die liebe Orgel reden zu lassen in ihren gewaltigen Stimmen? Nein, ich hab's noch am letzten Sonntag gefühlt, wie das eine Amt mir Kraft gegeben hat für das andere. Und nun die andern Aemter, die das Geborenwerden und das Sterben, die Menschentreue und Gottestreue mir alle Tage vor die Seele malen; — wahrlich, ich muß die Feder niederlegen und die Hände darüber

falten: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast.“

Wer bin ich? Ei ja, es ist gut, wenn wir in solcher Frage einmal den großen Gottessegen, den er in unsere Hand gelegt hat, vor uns auf den Tisch stellen und aufs Papier malen. Ein glücklicher Familienvater bin ich. Jung gefreit hat manchen gereut, darum habe ich mir meine Hanna heimgeholt, als ich in die verständigen Jahre gekommen war. Wie Jakob seine Rahel, so habe ich sie lieb, und es will mir vorkommen, als wenn's mit der Liebe im heiligen Ehestand gerad' so ist wie mit dem edlen Wein: je älter er wird, desto lieblicher wird er. Ich will meine Hanna nicht loben, denn dann würde ich mein eigenes Herz loben; aber ich will meinem Gott danken, daß er mir ein Weib gegeben hat, welches es versteht, Freud' und Leid mit mir also zu tragen, daß aus beiden Segensströme fluten. Der Bruno ist unser einziges Kind. Sieben Jahre haben wir gewartet und gehofft, aber das Schulhaus in Lindenheim blieb ein einsames Haus, ob auch alle Tage die große Kinderschar es durchwogte, wie der Mückenschwarm im August über dem Dorfteich spielt. Ja, das Schulhaus blieb sieben Jahre ein einsames Haus; denn einsam ist die Stätte, wo Mann und Weib beisammenwohnen im gemeinsamen Glauben, Hoffen und Lieben, im gemeinsamen Beten und Arbeiten — einsam ist die Stätte, wenn nicht das dritte Herz zu den zwei Menschenherzen kommt. Als uns der Bruno geboren war, da war ein ganz neues Leben ins

Haus gekommen; wir sahen in eine ganz neue Welt hinein, wenn wir in sein junges Herz blickten. Aus diesem Herzen strömten, wie aus einem mächtigen Brunnen, rauschende Wogen der Elternfreude und der Elternhoffnung. Meine Hanna glich auch darin jener ersten Hanna, daß sie für ihren Knaben kein lieblicheres Los wußte als dieses: Ich gebe ihn dem Herrn wieder sein lebelang, weil er vom Herrn erbeten ist.

Der Bruno ist jetzt herangewachsen. Ich stehe an der Grenze des Greisenalters, und meine Hanna ist auch den Fünfzigern nahe. Wenn ich rückwärts schaue, ist mir's, als wenn die Jahre auf der Eisenbahn davongefahren wären, und als wenn die Wochen schneller dahin eilten, seitdem die Eisenbahn an Lindenheim vorüberfährt, und seitdem alles durch Dampfkraft getrieben wird. Mein Bruno wird auf das Seminar gehen. Wenn die Osterzeit vorüber ist, wird er uns Lebewohl sagen. Ich hätte gerne gesehen, daß er auf der Kanzel gestanden und mit seiner hellen Stimme seines Gottes Wort verkündigt hätte, aber der Junge wollte Schulmeister werden, wie es sein Vater ist, und wie es sein Großvater gewesen ist. Vater und Mutter haben Amen dazu gesagt; Gott der Herr spreche auch sein Amen dazu und lege seinen Segen auf unser Wünschen und Wollen. Ich hab's meinen Buben gelehrt, was eine Menschenseele wert ist, und er weiß, daß es ein schweres und heiliges Amt ist, wenn der Herr uns das Haselscepter in die Hand giebt und zu uns spricht: „Weide meine Lämmlein!“ Ich habe den Buben ausgerüstet mit allen

Kenntnissen, die ich selber habe, hoch fliegt sein Geist, aber ich hab's ihm immer gesagt, daß die innere Vertiefung der Weg zur inneren Erhebung ist, und daß die Himmelspforte hinter dem schmalen Weg der Buße und der Selbstverleugnung liegt. Der Bruno hat das Seine gelernt. Mein alter Freund Schaumburg, der als Schulmann einen großen Ruf hat, hat ihn nach mir zwei Jahre in der Schule gehabt. Der alte Schaumburg kannte die Gesetze der Physik, der Chemie und Mathematik viel besser als ich. Darum war es gut für meinen Buben, daß er diese Schule durchmachte. Aber wir alle sind Menschen, und wir alle haben unsere schwache Seite. Mein alter Freund Schaumburg ist je mehr und mehr ein Verstandesmensch geworden. Ich wußte wohl, daß er solcher Gefahr ausgesetzt war, aber ich habe nicht geglaubt, daß er derselben unterliegen würde. Mein Bruno schätzt das Wissen und den scharfen Verstand seines Lehrmeisters sehr hoch. Ich aber hab's ihm gesagt und sag's ihm immer noch: „Bruno," sag' ich, „das Herz ist überall im Spiel. Das Wissen allein thut's nicht; der Verstand ist kalt, wenn er nicht vom Herzen aus erwärmt wird. Das Herz macht den Schulmeister. Was helfen helle Augen, wenn aus denselben nicht der ewige Friede herausleuchtet? Was hilft alle Weisheit, wenn sie ihren eigenen Anfang noch nicht kennt und so thöricht ist zu vergessen, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang ist?" Mein Bruno geht auf das Seminar. Wie hatte der Knabe allzeit offene Augen und ein offenes Herz! Ach, das Lernen, sonderlich

in der Jugend, birgt eine große Gefahr in sich: Jugend bricht so gerne auch heilige Bande und glaubt groß zu sein, wenn sie den Heiland und den Himmel mit Füßen tritt. Nein, ich will derartige Befürchtung weit weg weisen; habe ich meinen Bruno nicht gelehrt, heilige Hände aufzuheben ohne Zorn und ohne Zweifel? Ziehe hinaus, mein Sohn! Ein Schiffer, der nicht Sturm und wilde Wogen gehabt und ausgehalten hat, wird nicht wetterfest sein, und ein Krieger, der nicht die Kugel hat pfeifen hören un die Wunde hat bluten sehen, wird auch nicht mit Siegen und Lorbeeren geschmückt werden. Ziehe hinaus, mein Sohn; ohne äußere Kämpfe wird kein Mensch durchs Leben kommen. Ich aber und deine Mutter, wir wollen gefaltete Hände über dein teures Herz ausbreiten; die sollen wie ein eherner Schild dich decken und die listigen Anläufe des Satans von dir abwehren. Nach acht Tagen soll mein Junge hinausziehen und soll ein Schulmeister werden, wie es sein Vater und sein Großvater gewesen sind. Und der Vater des Jünglings mit den hellen Augen und mit dem offenen Herzen bin ich, — ich, der alte Schulmeister Christoph Feldmann. Da sage ich zu mir selber: Lege die Feder nieder und falte die Hände, du Alter, der du die Gnade des Herrn reichlich erfahren hast.

*   *
*

II.

Sieh', da fallen mir wieder die alten Blätter in die Hand. Vor sechs Jahren habe ich sie geschrieben. Nun haben sie ruhig im Pulte gelegen — ja sehr ruhig, — ruhiger, als ich davorgestanden habe. Draußen weht der scharfe Aprilwind übers Feld, und drinnen rüstet mein Mütterchen zum Feste. In den Ferien sind die Tage länger als zu andern Zeiten, denn dann sind die Buben nicht da, welche dem alten Schulmeister die Zeit abkürzen, daß ihm die Tage dahineilen wie die Schwalbe, die am Fenster vorübergleitet, und ehe wir sie recht gesehen haben, ist sie dahin. Draußen weht der scharfe Ost, und die Ostergrüße klingen wohl drinnen im Herzen, aber draußen in der großen Natur, in Flur und Wald finden sie noch keinen Wiederhall. Das schadet nicht: wenn das Menschenherz nur Osterleben hat, und die Menschenlippe Osterlieder singen kann, dann wird auch das ängstliche Harren der Kreatur sich verwandeln in Frohlocken. Aber auf die Menschenherzen kommt es doch zuerst und zuletzt an. Ach ja, auf Menschenherzen kommt es an. Ich habe euch in sechs Jahren kaum ein einziges Mal angesehen, ihr Blätter, die ihr doch schier mit meinem Herzblut geschrieben seid, aber der Tag ist heute so lang, und der Wind ist draußen so kalt, und das Herz drinnen in der Brust ist so warm, warum sollte ich nun nicht auch das Leid meines Lebens aufs Papier malen, da vor sechs Jahren die Feder nur helle Bilder zeichnete?

Mein Bruno ist hinausgegangen in die Welt. — Das ist ein trauriges Wort, — traurig immerdar — doppelt traurig, wenn es von einem Vater herkommt, der sein Kind mit viel Beten und mit der Mahnung entlassen hat: „Dein lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot.“ Vor sechs Jahren ging mein Bruno auf das Seminar. Er brachte mir stets vorzügliche Zeugnisse mit, und im ersten Jahre seiner Seminarzeit hofften wir, daß er uns viele Freude machen würde. Aber mir wollte es damals schon nicht gefallen, daß er nicht so redselig war, wenn es galt, seinen Eltern die Falten des Herzens aufzudecken, und mir wollt's damals schon so vorkommen, als wenn ihm das Gebet nicht mehr so tief aus dem Herzen, und das Loblied nicht mehr so fröhlich von den Lippen klinge als in den Tagen seiner Konfirmation. Ein Mutterherz ist immer hoffnungsreicher als ein Vaterherz. — Sollt's wahr sein? — Das ist ganz gewiß wahr, daß meine Hanna die Hoffnung länger festhielt als ich. Aber zuletzt kamen doch auch ihr die zagenden und fragenden Gedanken. Mein Junge ist allzeit wahr gewesen und hat seinen Eltern gegenüber nicht lange mit seinen Gedanken hinter dem Berge halten können. Ich aber mußte wissen, wie es um seinen Glauben und um seine unsterbliche Seele stand. Da kam die Thorheit ans Tageslicht: er leugnete es nicht, daß er die Bibel mit der Fackel der Wissenschaft beleuchten wolle. Wenn's nicht über die Maßen traurig wäre, so

traurig, daß mir mein Vaterherz darüber blutete, dann wäre es lächerlich: die Sonne will man mit einer Fackel beleuchten; ein Irrlicht, das im Sumpf tanzt, will über die leuchtenden Welten Gottes zu Gericht sitzen. Er sagte es mir, als wenn es so sein müßte, und als ob kein Mensch mehr daran zweifle, daß dies jetzt die rechte Ordnung in der Welt wäre. Ich habe ihm wohl Vernunftgründe entgegengehalten, aber ich hab's ihm und mir gesagt, daß nicht die arme Menschenvernunft die verblendete und irregeleitete Seele auf den rechten Weg bringen kann. Nur der heilige Geist kann die Verblendeten erleuchten; und wem der heilige Gottesgeist nicht die Sündenerkenntnis erweckt und den Pharisäerstolz niederschlägt, der wird nie mit hellem Auge und gerechtfertigtem Herzen vom Tempel hinweggehen.

Mein Bruno ist in die Welt hinausgegangen. In groben Sünden ist er nicht untergegangen. Ich habe es vielfach erfahren, daß ein Jüngling, der einen tiefen Fall gethan hat, sich lieber die Hand reichen und sich aufheben läßt als einer, der sich in den Tugendmantel gehüllt hat und sich mit seiner Menschenkraft und seinem Wissen brüstet. Mein Bruno war ein strebsamer, tüchtiger Seminarist und bestand sein Examen mit großer Auszeichnung. Meine Hanna war hocherfreut, als die Nachricht kam, ich aber konnte nicht froh werden. Ich dachte: Wenn du einen Buben hättest, der durchs Examen gefallen wäre, und er hätte nur seinen Heiland lieb, dann wär's dir lieber. So ging's hinaus in die weite Welt. Er hatte ein starkes Schiff, auf welchem er

fuhr; er nannte es die Wissenschaft. Das trug ihn. Seine Papiere waren vortrefflich. Er wurde bald nach dem Examen Lehrer an der Stadtschule zu Freistadt. Aber was hilft's, daß man die Kinder durch alle Reiche der Natur und der Erde pilgern läßt, wenn ihnen die eigene Seele ein unbekanntes Gebiet und das Himmelreich eine fremde Gegend bleibt? Ei ja, ich habe aber doch noch immer mit Hoffnungsblicken auf das Leben meines Bruno hingeschaut, sonderlich von jener Zeit an, da er die Bertha Greiner heimgeführt hat.

Es gefiel mir zuerst nicht, daß sie eine Städterin sei, und daß ihre Wangen so zart und so durchsichtig waren wie Wachs. Aber meine Hanna sagte: „Du bist ein Schwarzseher, Vater, und siehst viele Dinge durch die blaue Brille an." Da habe ich mir die Bertha noch einmal angesehen und habe sie lieb gewonnen, wie ein Vater sein Kind lieb hat. Sie ist eine gar junge Frau, und sie sieht bleich aus; aber sie hat ihren Blick zum Himmel gewandt und ihr Herz ans Kreuz gelegt. Das war mir eine Freude für mein Vaterherz, daß mein Bruno ihr offen gesagt hat, was er ihr bieten könne, und was er ihr nicht bieten könne, und daß sie ihm darauf erwidert hat, daß sie ihn für einen sehr armen Mann halte, und daß sie ihm die Hand nur in der Hoffnung reichen könne, daß er die Zweifel seines Herzens dereinst überwinden und die Hand in seines Heilands Wunden legen und vor ihm in die Knie sinken werde mit dem Bekenntnis: Mein Herr und mein Gott. Ich habe freilich über solche Hoffnung den Kopf ge-

schüttelt und habe mich zagend gefragt, ob ich sie würde hingegeben haben an den Zweifler und an den Ungläubigen, wenn sie mein Kind gewesen wäre. Sie hatte keine Eltern mehr und stand ganz allein in der Welt; und die Jugend hofft, hofft immer, — auch da, wo nichts zu hoffen ist; die Jugend dünkt sich stark, sonderlich da, wo sie mit Augen der Liebe dreinschaut. Und als ich sie an der Seite meines Sohnes wandeln sah mit ihrem liebewarmen Herzen und ihrem sanften, stillen Geist, da fing auch ich an zu hoffen.

Ich habe vor zwei Jahren ihren Knaben über der heiligen Taufe gehalten; und ich habe es gefühlt, daß es ein großes Glück ist, ein Großvater zu sein. Ein prächtiger Bube ist der Christoph Feldmann. Seiner Mutter Augen hat er; aus den Augen schaut das Herz heraus. Gott gebe, daß er auch seiner Mutter Herz behalte. Seines Vaters hohe Stirn hat der Bube. Gott gebe, daß sein heller Geist zu den Sternen fliege, um sich am Gottesherzen zur Ruhe zu legen. Seines Großvaters Namen trägt der Knabe; ja, mein Bruno hat noch Kindesliebe im Herzen, aber er meint, ich sei der unglückliche Mann, dessen Blick eingeengt sei von den Schranken, die ein finsterer Glaube gezogen habe, und dessen Herz an alten Satzungen hange. Es thut weh zu sehen, daß ein Kind nicht verstehen kann, aus welcher Quelle der eigene Vater seine Liebe schöpft, seine Kraft sich holt und seinen Frieden trinkt. Als ich ihn vor einem Jahre besuchte, da hielt mein Bruno im Bürgerverein einen Vortrag über Bildung. Er ge-

brauchte viele hohe Worte, und seine Hörer klatschten Beifall, als er mit dem Kraftwort schloß: „Rechte Bildung erst ist Leben.“ Ich aber sagte: „Ja, mein Bruno, ich stimme dir bei, aber die Grundlage aller Bildung hast du nicht genannt.“ „Welche meinst du, Vater?“ fragte er. „Mein Sohn,“ sagte ich, „Bildung ist Leben, aber wo das Gebet verstummt ist, da ist der Mensch gestorben, der Mensch, der nach dem Bilde Gottes geschaffen ist. Je mehr Bildung, mein Sohn, desto mehr Gebet.“ Da schwieg mein Sohn. Ich weiß wohl, warum er schwieg: er hat selber das Gebet verloren; und wenn sein Vater ihm vom Gebet redet, dann fängt's an, im Gewissen zu klopfen und zu hämmern. Mein Bruno will's nicht gestehen, aber wahr ist es doch. Wohl meinem Kinde, daß ihm das Gewissen noch wacht!

Aber ist ihm das Gewissen nicht tiefer und immer tiefer eingeschlafen? Ist mein Kind nicht hingegangen in den Rat der Gottlosen und sitzet, wo die Spötter sitzen? Ist nicht die Bierbank der Magnet, der ihn anzieht, obwohl er daheim das Glück an seinem Herde hat? Der Unglaube hat stets Neigung zur Welt und ihrer Lust. Aber wird nicht doch zuletzt die große Liebe über die große Herzensarmut den Sieg davontragen? Oder wird dereinst unsere Bertha niedersinken und bekennen: „Ich bin thöricht gewesen, daß ich mich an dieses Mannes Herz gekettet habe?“ Ich will die Feder niederlegen und meine Hände falten über meine Kinder; ich will sie falten mit dem treuen Weibe, das allzeit liebend aufwärts und hoffend vorwärts schaut. Ich will sie

falten über meinen Bruno, daß er nicht bloß ein Lehrer, daß er ein geistiger Vater seiner Schüler sei. Denn also soll es sein: geistiges, himmlisches Leben soll der Lehrer wecken in der Kraft des heiligen Geistes. Aber wer wecken soll, muß zuvor geweckt sein. Ein rechter Schulmeister soll seinen Buben zeigen, wie man mit widrigem Winde durch Klippen und Felsen, auch wider den Strom fährt. Das können nur Menschen, die offene Augen und einen festen Willen haben. Nur ein frommes Gemüt schafft helle Augen, nur ein festes Herz bildet feste Herzen. Es ist aber ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Darum will ich die Feder niederlegen und will beten — beten zur Gnade — um Gnade.

* * *

III.

Es ist Abend worden, und der Tag hat sich geneiget; und wenn die Schatten lang werden, und die Dämmerstunde und das Grabesdunkel seine Boten über Land sendet, dann wird Feierabend für müde Hände. Im vorigen Herbst bin ich fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Da habe ich meinen lieben Pfarrer gebeten, mir noch ein Ruhejahr zu geben nach der Arbeitszeit des Lebens; und er hat gesagt: „Wie der Herr will, mein lieber Feldmann; die Gemeinde wird Ihnen noch viele Ruhejahre gönnen und wird das Ruhegehalt mit Freuden zahlen.“ Dann haben sie mir zum ersten April den Abschied

gegeben. Nun sitze ich hier und blättere in den alten Zeiten und in den alten Blättern herum, habe die Feder wieder in die Hand genommen und denke bei mir selbst: Mit dem Schreiben deiner Lebensgeschichte, du alter Schulmeister, geht's dir wie der Henne mit dem Eierlegen zur Winterszeit. Wenn Tauwetter eintritt, dann fängt's Gackern an, und das Ei liegt im Nest. Aber es ist nur ein Probeei, und bei dem einen läßt es die Alte bewenden eine ganze Weile, bis sie wieder einmal, vielleicht aus Versehen, eine kleine Miete für Essen und Obdach ins Nest legt. So geht's stoßweise und in langen Pausen bei ihr und bei mir. Ja, jetzt ist Feierabend geworden, und in der Schulstube hat ein anderer den Thron eingenommen, auf welchem der Christoph Feldmann vierzig Jahre lang das Scepter geschwungen hat. Wenn ich die Augen rückwärts wende und die Gestalten sehe, die vor mir auf den Schulbänken gesessen haben, wie sie ihre Straße pilgerten bergauf, bergab, bald im Sonnenlicht, bald im tiefen Schatten, bald im Säuseln des Friedens, bald umtobt vom Sturm des Lebens, dann zieht es mir manchmal wie helles Jauchzen und manchmal wie tiefes Seufzen durch die Brust, denn bei jedem Lebensweg heißt es: „Christoph Feldmann, dein Kind ist es, das darauf wandert.“ Und wie viele sind schon hinaufgezogen die letzte große Straße, den steilen Pfad über die Sterne hinaus, oder den Weg in die Tiefe der äußersten Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen ist. Ja, da rufen es auch die Kreuze und Hügel auf dem Friedhof mir zu: „Christoph Feldmann, das sind deine Kinder.“ Da fühlt sich manch-

mal das arme Herz des alten Schulmeisters so reich — so reich, und manchmal fühlt es sich so bettelarm. Und wenn ich an die jugendfrischen Gestalten denke, welche hinsanken, und sehe mich selbst an, dann sage ich zu mir selber: „Alter," sag' ich, „die neuen Häuser stürzen ein, aber die Ruinen ragen von einer Zeit zur andern und schauen hernieder auf Grabeshügel." Dort ruhen sie — begnadigt und unbegnadigt neben einander — die Kinder des Christoph Feldmann. Aber wenn ich blättere in diesen Blättern und die halbverblichene Schrift lese, dann sehe ich, daß ich mehr über mein Herzenskind und mein Schmerzenskind, über meinen Einzigen, den Bruno, geschrieben habe als über mich selbst. So will ich denn auch heute wieder mit dem Bruno beginnen und mit dem Bruno schließen.

Ach, du mein armer Bruno — wie bist du arm geworden, da du so reich warst! Du hattest ein Heim, in welchem treue Liebe für dich betete; du hattest ein Weib, das dir mehr wert war als ein kostbarer Edelstein, und den Christoph hattest du; und ihr drei wohntet beisammen wie die Vöglein im warmen Nest. Da kam der Wetterstrahl. Wie aus hellem, blauem Himmel fuhr er heraus. Als ihr in fröhlicher Hoffnung meintet, neuem Glück entgegen zu ziehen, da wandelte sich das Glück zuerst in eine Wetterwolke und dann in eine dunkle Nacht. Als der Bruno mir schrieb: „Leider habe ich dir mitzuteilen, daß ein totgeborener Knabe uns vom himmlischen Vater in die Hand gelegt ist," da erbebte mein Herz, und meine Hanna weinte. Drei Tage danach aber schrieb mir

mein Sohn, daß sein Weib im Fieber läge; und wiederum nach drei Tagen teilte er uns mit, daß sie Engel an ihrem Bette stehen sehe und nichts anderes sehen könne als lauter Engel, daß aber der Arzt ihm jetzt alle irdische Hoffnung genommen habe, daß ein jäher Schmerz ihm das Herz zerreiße, denn er könne es sich nicht denken, daß er ohne seine Bertha durchs Leben ziehen solle. Ohne sein Weib werde ihm das Leben sein wie eine Wüste ohne Schatten. „Betet für mich," so schloß sein Schreiben, „denn ihr könnet besser beten als ich. So sehr ich rufe, so finde ich keine Erhörung; mir ist's, als ob mein Schreien an einem harten Felsen abpralle, und ich weiß doch nicht, womit ich das verdient habe, daß ich also gestraft werde."

Da haben meine Hanna und ich auf unseren Knien gerungen für unsere Kinder, bis die kurze Meldung kam: „Teure Eltern, meine Bertha ist tot; das Licht meines Lebens ist erloschen, die Stütze meiner Schwachheit ist gebrochen. Ich bin trostlos, aber kommt doch herüber und haltet mich, daß ich nicht hinsinke in die Nacht der Verzweiflung."

Meine Hanna und ich waren dazumal tief betrübt, betrübt über das Scheiden unserer Bertha und wohl mehr betrübt über das Herz unseres Bruno, der in dem Wetter nicht die Gotteshand sehen und das Vaterherz erkennen wollte, der uns den ganzen Jammer eines glaubenslosen Herzens sehen ließ, ohne daran zu denken, aus welcher Quelle er Heilung schöpfen könne. Wir haben an ihrem Sarge gestanden: ja, wir waren tief gebeugt, aber wir waren

auch hoch erhoben. Sah sie nicht aus wie eine geschmückte Braut, die mit Frohlocken dem Bräutigam entgegenzieht? Aus ihrem Antlitz redete das Jauchzen:

Flügel her, Flügel her,
Aufwärts mich zu schwingen,
Wo die Engel hoch und hehr
Heilig, heilig, heilig singen!

Und wenn ich wiederum mein weinendes Auge zu ihr hinwandte, dann sah sie mir wie ein Engel aus, und mir war's, als ob ich stehen und warten müsse, bis der Engelsgestalt die Flügel wüchsen.

Bruno stand neben uns an ihrem Sarge. Er war wie gebrochen an Leib und Seele, aber in der Verheißung jenes Psalmwortes stand er nicht, welches den Bußfertigen den Balsam in das Herz senkt: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüt haben." Bruno weinte nicht, aber er murrte und trotzte. „Jetzt weiß ich erst," sagte er, „was ich gehabt habe. Der Schmerz um das Verlorene sagt mir, wie reich ich gewesen bin." „Ja, mein Bruno," sagte ich und erfaßte seine Hand, „du bist reich gewesen, und wir sind mit dir reich gewesen. Deine Bertha aber war darum so reich und konnte dich und uns reich machen, weil sie jene Schätze hatte, welche nicht Motten noch Rost fressen. Nun wollen wir an ihrem Sarge den Herrn bitten, daß auch der große Verlust dir zum Gewinn wird; denn siehe, mein Bruno, alle Worte des Herrn gelten auch heute noch, es gilt auch für dich die Zusage deines Heilandes: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet

werden.“ Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Tragen? Wer kann's tragen?“ „Der kann's tragen, mein Sohn,“ erwiderte ich, „der es mit seinem Heilande trägt. Ohne ihn sind wir schwach, aber mit ihm ertragen wir auch das allergrößte Leid.“ Er schaute trotzig drein und sagte kein Wort. Er hatte bisher immer auf Menschenkraft getraut und getrotzt, und er wollte sich auch heute in der eigenen Kraft aufrichten, aber Tod und Schmerz hielten der armen Menschenkraft eine gewaltige Strafpredigt und wiesen wie mit erhobenem Finger in die Höhe.

Dann trugen sie unsere Bertha hinaus. Als die Scholle auf ihren Sarg fiel, da fühlte ich noch einmal in des Herzens Tiefe, wie sehr ich sie geliebt habe, und wie der Schmerz mir durch das Herz ziehe; aber der Schmerz um den Lebenden war schier größer als das Leid um die Gestorbene. Mein Bruno stand am Grabe seines Weibes wie ein Baum im Wüstensand, der nicht Nahrung und Kraft hat, den die Winde gebeugt und entblättert haben. — Wie wird's nun werden?

Meine Hanna und ich reisten ab mit dieser Frage. Wir hatten dafür gesorgt, daß eine ältere, zuverlässige Haushälterin ins Schulhaus einzog. Mein Bruno wünschte damals, daß ich mich pensionieren ließe und zu ihm zöge; aber solch einen alten Baum wie den Christoph Feldmann in einen andern Garten verpflanzen, das wollte mir nicht einleuchten. Und wenn ich es alltäglich hätte mit ansehen sollen, wie mein Kind wie ein flackerndes Licht vom Winde loser Lehre hierhin und dahin geweht wird, und wie er sein

heiliges Amt auf fliegenden Sand stellt, dann würde mein altes Herz gar immerdar voll Weh und Jammer geworden sein. Wie wird's nun werden? Das war die Frage, welche meine Hanna und ich mit einander verhandelten, wenn wir in der stillen Dämmerstunde unseres Sohnes gedachten. Ja, ja, ich hab's wohl oftmals schon gesehen, daß das Leid unser bester Freund und unser größter Wohlthäter ist, wenn der Herr mit seinen gewaltigen Hammerschlägen die verschlossenen Herzensthüren öffnet; aber ich hab's auch schon gesehen, daß wenn die Thränen darauf fallen, und das Blut aus tiefen Wunden darauf fließt, daß dann das Schloß einrostet und sich fester schließt.

Wir hörten lange nichts von unserem Bruno, ob er uns auch häufig Briefe schrieb. Er schrieb über seinen Christoph, wie das vierjährige Knäblein wohl gedeihe und jetzt seine ganze Freude sei, und über die alte Haushälterin, wie sie zwar Ordnung halte, aber wie sie doch recht beschränkt sei und ihm das Heim wenig gemütlich zu machen verstehe. „Mein Vater," sagte traurig meine Hanna, „paß auf, unser Sohn wird sich bald wieder verheiraten und wird keine Bertha wiederfinden, und unser Leid wird größer werden, als es gewesen ist." Ich schüttelte den Kopf zu solcher Rede und faltete die Hände dazu. Und dann kam ein Brief, aus dem unser Kind wieder den tiefen Schmerz seiner Seele reden ließ und uns schrieb, daß er sich nimmer wieder verheiraten werde. Das war um jene Zeit, als ich mit dem Herrn Pfarrer und mit dem alten Dorfschulzen über meine Pensionierung gesprochen hatte. Die Sache war bald

geordnet, und mit Zittern sah ich dem Augenblick entgegen, da ich von meinen herzlieben Kindern scheiden und aus dem alten, trauten Schulhause ausziehen sollte. Das wußte ich wohl, daß das Dorf mir einen Nachfolger geben werde, der die Schule mit gefalteten Händen anfassen, und der in meinem Geiste weiter streben werde; und doch zitterte mir das Herz in der Brust, wenn ich daran dachte, daß nun bald einer vor mir stehen und zu mir sagen werde: „Siehe, ich bin derjenige, welcher dir den Pflug aus der Hand nehmen und nun weiter pflügen soll.“ Eine Wohnung hatte ich mir gemietet, nicht weit vom Schulhaus entfernt. Es that mir fast leid, daß das Häuschen so nahe war, daß ich in die Fenster der Schulstube hineinsehen konnte. Als ich die Wohnung gemietet hatte, da wäre ich fast lieber zu meinem Sohne gezogen; aber er hatte mich jetzt nicht dazu aufgefordert, und mein Mütterchen schüttelte den Kopf zu meinen Gedanken.

Das wollte mir nicht gefallen, daß mein lieber Herr Pfarrer, der doch sonst über Leid und Freud' des Dorfes mancherlei mit mir redete, mir die Meldungen nicht gezeigt hatte, welche zum Organisten- und Schulamt von Dorf Lindenheim eingegangen waren; und das wollte mir erst recht nicht gefallen, daß der Pfarrer und der Dorfschulze die Köpfe zusammensteckten und die Sache abgemacht hatten, ohne mir ein Wörtlein darüber gesagt zu haben. „Vertraue uns nur, mein lieber Feldmann,“ hatte mein alter Freund, der Schulze, gesagt; „morgen früh reisen wir ab und wollen den von uns Erkorenen

in seiner Schule überraschen; und wenn wir ihn finden, wie er sich uns dargestellt hat in seinem Meldungsgesuch, dann bringen wir ihn sogleich mit nach Lindenheim, daß er hier seine Probe ablege vor der Dorfschaft und vor dir; und wenn dann niemand etwas drein zu reden hat, dann wird zu Ostern junges Leben ins alte Schulhaus einziehen." Dann waren der Pfarrer und der Dorfschulze abgereist. Sie hatten niemand gesagt, auf welche Persönlichkeit sich ihr Auge gerichtet hätte. Zwei Tage danach hatte ich die Morgenpause schon früh beginnen lassen. Ich hatte gehört, daß der Pfarrer und der Schulze mit einem dritten Herrn zusammen heimgekehrt seien. Ich saß in unserer Wohnstube auf dem Sofa und hatte den Kopf gestützt. Ach, mir war's so weh ums Herz. Meine Hanna hatte mir die Hand auf das weiße Haupt gelegt und schalt, weil ich nicht Gott noch Menschen vertrauen wolle. Jetzt trat der Herr Pfarrer herein. War er erregt — oder war ich es? Er sprach von einer großen Freude, die er gehabt habe, und die ich haben werde. Ich verstand ihn nicht, und ehe er mir seine Meinung gesagt hatte, klopfte es wieder an die Thür, und zwei Männer traten in die Stube. Den einen kannte ich: es war mein alter, lieber Freund, der Dorfschulze; — und der andere — ich mußte ihn wieder und immer wieder ansehen, ich meinte doch, es sollte der neue Herr Lehrer sein, und nun war es mein Sohn — mein Bruno.

„Ja, Vater," sagte er, „ich bin's. Ich will in deine Fußtapfen treten und lehren, wie du gelehrt,

und glauben, wie du geglaubt, und leben, wie du gelebt hast. Ja, Vater, ich bin's. Was kümmert's mich, daß ich drüben in der Stadt achtzig Thaler Einnahme mehr habe, wenn ich hier meine Eltern und meinen Frieden finde?" So sprach mein Bruno. Ich aber sagte kein einziges Wörtlein. Ich konnte nicht sprechen, ich konnte nur weinen. Ja, ich konnte nur weinen. Ich muß noch heute die Feder niederlegen, wenn ich jener Stunde gedenke, und muß mir die Thränen von der Wange wischen. Ich weinte dazumal vor lauter Freud' und Seligkeit. Sie redeten alle zu mir: der Herr Pfarrer und der alte Schulze, mein Bruno und meine Hanna; ich aber verstand nur das eine, daß mein Sohn seinen Heiland gefunden habe, und daß er mein Nachfolger in Lindenheim werden solle.

Der Erkorene sollte an jenem Tage die Lehrprobe halten; aber auch ihm war das Herz so voll, daß er es zuerst seinen Eltern ausschütten mußte. Da schickte der Schulze einen Boten herum und ließ die Dorfschaft für den andern Tag laden. Sie kamen alle, und meine Schule wurde voll; und mein Bruno stand auf dem Katheder. Ja, es war ein anderer Bruno, als er bisher gewesen war. Schon beim Singen konnte ich es hören, und beim Beten konnte ich es erst recht hören; und die Unterredung mit den Kindern — ja, die legte Zeugnis ab von dem, was der Lehrer geworden war durch die Kraft dessen, der in den Schwachen mächtig ist, und durch die Gnade vom Kreuz, die auch der Sünden Menge decket. Mein Sohn stand auf dem Katheder, und

meine Kinder hingen an seinen Lippen, und heilige Begeisterung leuchtete aus seinen Worten; ich aber saß auf dem Lehnstuhl zwischen meinem Sohn und meinen Kindern und weinte. Ich mußte immerdar weinen. Dem alten Schulmeister saßen doch sonst die Thränen nicht so lose wie einem verdrießlichen Mägdlein; ich weiß es selbst nicht, warum ich immerdar weinen mußte, — aber ich mußte weinen.

So ist mein Sohn Organist, Schulmeister und Küster in Lindenheim geworden. Mit seinem Christoph ist er eingezogen in das alte, traute Schulhaus. Es war am letzten Ostern, als der Christoph gerade sechs Jahre alt geworden war. Die alte Haushälterin hat er nicht mitgebracht, und mein Mütterchen und ich sind nicht in die Mietwohnung gezogen, denn mein Junge meinte, daß das Schulhaus Raum habe für Eltern und Kinder. So wohnen wir nun bei unsrem Bruno, und der alte Christoph Feldmann hat seine helle Freude an dem jungen Christoph Feldmann, und ich sag's immer: Ein Schulmeister muß der Junge werden, solch einer, wie sein Vater geworden ist. Das ist ein rechter Schulmeister. In diesen schönen Sommertagen, da steh' ich Alter oft ein Stündchen hinter der Schulstubenthür und lausche, wie er es macht, und dann sag' ich: Alter, so gut hättest du es nimmer machen können! Und wenn ich mich dann auf mich selbst besinne, dann fühle ich, daß mir eine Thräne über die Wange gleitet, und daß ich weine, weil ich so über die Maßen glücklich bin. Und nun sitze ich hier und blättere in den alten Zeiten und in den alten Papieren und sehe, daß diese Blätter

meinem Sohn in die Hände gefallen sind. Er hat aber droben an den Rand die Worte geschrieben:

Man mag sich wenden, wie man will,
Das Herz wird ohne ihn nicht still.

So ist's recht, mein Junge! Ich aber freue mich, daß ich am Feierabend die Feder in die Hand genommen habe; denn jetzt weiß ich, wie glücklich ich bin, nachdem ich all mein Glück aufs Papier gemalt und vor mir auf den Tisch gestellt habe. Und nun will ich thun, wie ich es manchmal thue in der Dämmerstunde, wenn wir sehr fröhlich mit einander sind: nun will ich meinen Christoph aufs Knie heben und will um meine Hanna den rechten Arm schlingen und um meinen Bruno den linken und will die Feder niederlegen und will die Hände falten.

II.

Muttertreue.

Muttertreue.

I.

Muttertreue ist alle Morgen neue; das weiß das Volk, und unser Volk hat's von dem Propheten gelernt, der da sagt und fragt: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?" Gelt! Ich glaub', unser Volk wüßte das Sprüchwort gar auch, wenn der Prophet nicht also gefragt hätte. Ist nicht Muttertreue die Kraft gewesen, welche uns getragen, der Schirm, der uns geschützt, die Hand, die uns genährt hat? Nur eine Treu' geht über Muttertreu': das ist die Gottestreu'; die reicht so tief wie das tiefste Meer, darin die Mutterhand nicht den Grund finden kann, und geht so weit — so weit, auch dahin, wo der Mutterliebe die Füße müde und lahm geworden sind. Mancher Mann im Volk denkt nicht mehr daran, wie weit die Gottestreue ihn geleite; darum ist's gut, daß der Mund des Propheten nimmer verstummt, welcher spricht und verspricht: „Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße,

so will ich doch dein nicht vergessen, spricht der Herr." Aber mancher Bube hat mit der Gottestreue auch der Muttertreue vergessen; und in solchem Vergessen geht's hinaus in die Lust und Last des Lebens, und immer tiefer geht's hinein ins wilde Treiben; und es ist kein Halt mehr, weil die goldene Kette zerrissen ist.

Ich habe manche Mutter sich zu Tode weinen sehen, dieweil der Sohn lachte. Da hat denn unser Volk wieder recht, wenn es spricht: „Es ist besser, das Kind weint, als die Mutter." Ja, Weinen würde solchem Kinde wahrlich besser anstehen als Lachen. Ach, daß sich Gott erbarm'! Wenn man die Mutter Kähler ansah, dann konnte man das Herzeleid aus ihrem Angesicht herauslesen. Ist's nicht manchmal also, daß sich an ein Nesthäkchen ein ganzes Nest voll Liebe hängt? Und sehen wir es nicht oft, daß solch ein Nest voll Liebe weggeworfen wird wie rostiges Eisen? Werner Kähler war der jüngste vom halben Dutzend. Die Liebe der Geschwister und der Mutter hatte ihn auf den Händen getragen. Dann waren die Geschwister hinaus gezogen und waren verheiratet. Die Mutter war mit ihrem Werner allein daheim geblieben. Er wollte Kaufmann werden, und sie hatte ihm große Opfer gebracht, um seine Zukunft sicher zu stellen. Sie hatte ihren eigenen Besitz und konnte sorgenfrei leben; aber da ihr Kind mehr lernen sollte, als die Geschwister gelernt hatten, reichte das Erbteil nicht aus: Frau Werner hatte Kostgänger halten und für den Laden arbeiten müssen, um das Schulgeld für den Sohn zu erschwingen. Sie hatte es mit Freuden

gethan, denn ihr Werner hatte einen hellen Kopf und eine geschickte Hand, und alles, was er anfaßte, gelang ihm.

Werner war ein Kaufmann geworden. Hatte sie ihm nicht heilige Mahnungen auf den Weg gegeben? Hatte er ihr nicht gute Verheißungen daheim gelassen? Er war hinausgezogen von Treuheim, wo seiner Mutter Haus in der kleinen Schillerstraße stand, gen Ehrensburg zu einem braven Kaufmann, der sein Geschäft kannte, und der seinen Heiland lieb hatte; und wenn in der Lehrzeit auch dann und wann Klagen über den Werner gekommen waren, so hatte doch die Mutter stets große Hoffnungen auf ihren Sohn gesetzt. Es gefiel ihr zwar durchaus nicht, daß er sogleich nach seiner Lehrzeit sich nach Hamburg begeben hatte, aber er hatte gehandelt, ohne den Rat der Mutter eingeholt zu haben; und als sie ihm in den Weg trat, hatte er bereits die Stelle angenommen.

Nun war Werner Kähler frei — frei wie das Küchlein, das den schirmenden Flügeln der Henne entlaufen ist — frei wie das Lämmlein, das den guten Hirten verlassen hat, um im Revier des Wolfes zu weiden. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Wer eine Sünde in das Herz hat schleichen lassen und sie groß gezogen hat und sie hat stark werden lassen, der wird bald ein Schlangennest voll junger Brut in seinem Busen bergen. Als Werner Kähler die erste Untreue gegen seinen Herrn verübt hatte, da hatte er gezittert; und noch eine Woche nachher war er zusammengefahren, wenn unerwartet

jemand in seine Thür getreten war; aber Werner brauchte Geld, viel Geld; denn er hatte viele lustige Freunde; und als er zum zweiten Mal einen Griff in die Kasse gethan hatte, da zitterte er schon nicht mehr; aber er lebte lustiger mit seinen Genossen. Dann war's ein Glück für den jungen Mann, daß er ins blaue Tuch gesteckt wurde, denn schon beobachtete ihn sein Handelsherr mit scharfem Auge.

Das Soldatenjahr war bald vergangen, aber es war der Mutter ein teures Jahr geworden; sie hatte wieder bis in die Nächte hinein arbeiten müssen, um dem Sohn das sauer verdiente Geld in die Garnison zu schicken, und Werner schämte sich nicht, von seiner Mutter immer neue Opfer zu fordern.

Werner kehrte heim; er war nur wenige Tage im Hause der Mutter. Er hatte eine Stelle in Kingsberg angenommen. Frau Kähler konnte ihren Sohn nur noch mit weinendem Auge anblicken: sie sah, daß er leichtfertig sei, daß er sich der wilden Lust ergeben, daß er seinen Heiland verloren habe. Er hatte wiederum Geld von ihr gefordert; aber sie war stark genug gewesen, ihm dasselbe zu verweigern. Sie hatte unter heißen Mutterthränen ihm noch einmal die alten Mahnungen ins Herz gesenkt und hatte ihm gesagt, daß sie zwar in diesen Tagen Zinsen einnehmen werde und ihm wohl Geld geben könne, daß sie ihm aber nichts mehr zuwenden werde, weil er jetzt die Pflicht habe, für sich selbst zu sorgen.

Für sich selbst zu sorgen? — ha — ha! Werner lachte über die Worte seiner Mutter. Als ob eine Mutter nicht die Pflicht habe, für ihren Sohn zu

sorgen, solange sie lebe?! Für sich selbst sorgen? Als ob er nicht noch Schulden aus der Garnisonstadt mitgebracht hätte; und als ob der Wucherjude von dorther nicht schon in Treuheim nach seiner künftigen Adresse sich erkundigt hätte! Ja wenn die Schulden nicht wären! Noch einmal versucht er seiner Mutter durch Schmeichelreden Geld zu entlocken. Frau Kähler aber bleibt fest in ihrem Entschluß.

Morgen wird Werner das Haus seiner Mutter verlassen. Er ist spät heimgekehrt; er hat sich mit den wenigen früheren Schulkameraden, die noch in Treuheim weilen, einige fröhliche Stunden gemacht.

Der Mond scheint hell ins Fenster herein! Halb entkleidet steht Werner Kähler vor demselben und blickt sinnend hinaus in die mondhelle Nacht. Der Wein hat ihm den Kopf erhitzt; die Augen funkeln, die Pulse jagen. Er befindet sich in einer fieberhaften Aufregung. Hat er Gewissensbisse darüber, daß er den letzten Abend in der Heimat mit den Genossen durchschwelgt hat? Blickt er mit bewegtem Herzen zur Scheidestunde hinüber? Morgen früh wird er das Mutterhaus und das Mutterherz verlassen. Morgen früh? Horch, die Uhr schlug zwei helle Schläge; heute noch soll er scheiden: bald wird die Stunde da sein. Wehe! er sieht hinter sich den Wucherjuden und vor sich die lustigen Genossen. Und das Blut jagt ihm heiß durch die Adern. Ha, hat nicht die Mutter ihre Zinsen eingenommen — eine Summe, von welcher sie ein halbes Jahr hindurch leben kann? Sie wird auch leben können ohne die Zinsen. Er weiß es, daß sie ihr Geld im Schrank

in der Staatsstube verwahrt; die Wohnstube aber liegt zwischen der Staatsstube und der Schlafstube. Er weiß es, daß sein Schlüssel ihren Schrank aufschließt. — — Der Mond scheint so hell; und das Blut jagt dem Manne so wild durch die Adern. Werner Kähler hat die Stiefel ausgezogen. — Leise — leise hat sich die Thür seiner Schlafkammer geöffnet; leise, leise öffnet sich die Thür zum Staatsgemach seiner Mutter. — Ha, wie scheint der Mond so hell! Der Mann, der im Staatsgemach seiner Mutter ans Fenster tritt, fährt zusammen. Er erschrickt vor seinem eigenen Schatten. Wie lauter strahlendes Silber glänzt der Mond. — Ja, hätte der Mann einen Silberbarren, der so groß wäre wie der strahlende Mond, dann würde er nicht in seiner Mutter Staatsstube stehen als — — ein Dieb. — Ha, wie rollt ihm das Blut so glühend durch die Adern! Aber ist nicht seine Mutter verpflichtet, ehrlich mit ihm das Ihre zu teilen? Leise öffnet sich die Thür des Geldschranks. Wie, ist der Schrank leer? Da ist kein strahlendes Silber, kein Goldgefunkel; — aber dort — Papier! Die zitternden Hände greifen hastig danach. Dem Mann ist's, als ob der Mond am blauen Nachthimmel hüpfe und tanze, ihm ist's, als ob dunkle Schatten und geisterhafte Gestalten durchs Zimmer gleiten. Krampfhaft hält er das Papier mit seinen Händen fest. Er tritt ans Fenster: das Mondlicht fällt auf die Papiere: — hundert — hundert — hundert. Die Zahl hüpft in der Hand des Mannes; aber er kann sie deutlich erkennen. Drei Scheine steckt er in die

Tasche, drei legt er wieder an die Stätte, von welcher er sie genommen hat. — — —

Am frühen Morgen zieht Werner Kähler hinaus. Er sieht verstört aus. Vor den Thränen seiner Mutter hat er die Augen niedergeschlagen.

Darauf hat's sich wie dunkle Nacht und schwüle Luft auf das Herz des jungen Kaufmanns gelagert; es schien, als ob der alte Lebensmut von ihm gewichen, als ob der alte leichte Sinn entflohen und verflogen sei. Das Geschäft, in welchem Werner Kähler Verkäufer war, war nicht groß. Der Hausherr kam dem jungen Mann, dessen Wesen ihm offenbar gefiel, mit Vertrauen entgegen. Werner hatte auch hier zwar seine früheren Freunde getroffen. Sie hatten versucht, ihn ins alte Leben wieder hineinzuziehen; aber es schien ihnen nicht zu gelingen. Als er vier Wochen in Klingsberg gewesen war, hatte er einen Brief von seiner Mutter erhalten; der Ton tiefer Traurigkeit hallte aus allen Zeilen heraus. Er wußte wohl, warum seine Mutter traurig sei; aber er zürnte und grollte ihr wegen solcher Traurigkeit.

Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding; es trotzt, wo es verzagen, und verzagt, wo es freudig trotzen sollte. Werner Kähler trotzte darauf, daß er „mit Recht" gesündigt habe, und er verzagte, wenn er an die Vergebung dachte, die er von der Mutterliebe erbitten sollte. Er trotzte auf seine Sünde, er verzagte an seinem Heiland.

Wenn das Herz nicht den Bußweg wandern will, dann muß es alte Sünde mit neuer Sünde zudecken. Wenn dem Menschen ein Stachel ins Gewissen ge-

trieben ist, dann sucht er den Stachel mit neuen Thaten des Leichtsinns und der Thorheit abzustumpfen. Bisher hatte die Schuld wie eine schwere Last auf seinem Gewissen gelegen; der Brief der Mutter hatte es ihm klar gemacht, daß er sie nicht allein durch tugendhaften Wandel sühnen könne, — daß er die Schuld abwerfen müsse entweder in die Vergebung, oder — in den Leichtsinn hinein.

Am nächsten Sonntag war Werner mit seinen Freunden auf dem Tanzboden. Sie jauchzten ihm zu, sie freuten sich, daß er nun doch der frühere lustige Werner wieder sei. Nein, er war nicht der frühere lustige Werner, er wurde von jetzt an der tolle Werner. Die größte Summe des gestohlenen Geldes hatte der Wucherjude in der Garnisonstadt erhalten, aber der Rest brannte ihm zwischen den Fingern und mußte fort. Wäre Werner nicht ein sehr tüchtiger Verkäufer gewesen, hätte sein Handelsherr nicht eine herzliche Zuneigung zu dem jungen Mann gehabt, dann wäre seines Bleibens hier nicht lange gewesen; aber dann und wann gelobte Werner Besserung, ließ sich auch vier Wochen hindurch nicht bei den Genossen blicken, und wenn dann der Leichtsinn wieder durchbrach, ließ es der Handelsherr gewöhnlich bei einer ernsten Warnung bewenden.

Als aber Werner hier ein halbes Jahr hinter dem Ladentisch gestanden hatte, kam ein Brief seiner Mutter, der ihm die Hände zittern ließ. Sie schrieb ihm, daß sie etwas auf dem Herzen trage, das er ihr abnehmen müsse; sie sei vor einem halben Jahre bestohlen, und zwar in einer solchen Weise, daß sie nur

die Hausgenossen in Verdacht haben könne, den Diebstahl ausgeführt zu haben. Sie habe sich bestrebt, ihr eigenes Kind von diesem Verdacht auszuschließen; da aber derjenige, dem sie eine solche That hätte zutrauen mögen, jetzt völlig rein dastehe, so habe sich ihr wie eine furchtbare Last die Frage auf das Herz gelegt, ob nicht Werner der Schuldige sei. Es sei ihr zwar sehr schwer geworden, ihm solche Frage vorzulegen; aber der Zweifel sei schlimmer als die Gewißheit, und schon zu lange habe sie diese entsetzliche Frage mit sich herumgetragen; sie müsse Gewißheit haben, und niemand könne ihr dieselbe geben als er selbst. Wenn er im Leichtsinn gefehlt habe, dann möge er reuig zu ihr heimkehren; wenn er unschuldig sei, dann müsse er ihr verzeihen, daß sie einen solchen Verdacht gehegt habe; sein früherer Leichtsinn und das Zusammentreffen verschiedener Umstände hätten denselben begründet.

Es war ein kurzer Kampf, den Werner drinnen in der Brust zu kämpfen hatte. Die Leichtfertigkeit erkämpfte den Sieg; er meinte, es sei besser für ihn und für seine Mutter, wenn er alle Schuld ableugne. Er schrieb ihr einen kurzen Brief, worin er den Beleidigten spielte und ihr sagte, daß er es nicht begreifen könne, wie seine Mutter dazu komme, ihm eine solche That zuzutrauen.

Er erhielt bald darauf einen Brief von der Mutter wieder; dieselbe entschuldigte sich nicht wegen ihres Verdachtes, bat ihn auch nicht um Verzeihung. Der alte herzliche Ton klang auch nicht aus deu Zeilen heraus. Werner hatte in dieser Zeit eine Stelle in

Elsheim angenommen. Er wollte seiner Mutter zeigen, daß er es verdiene, daß sie ihm traue; er wollte heraus aus dem Kreise der leichtfertigen Genossen; er wollte eine Besserung ohne Buße, eine Seligkeit ohne Wiedergeburt.

Elsheim war eine mittelgroße Stadt. Der junge, gewandte Handlungsgehülfe war bald bekannt geworden und wußte sich in mehreren wohlangesehenen Familien Zutritt zu verschaffen. Er hielt sich brav; und nach einem halben Jahr hieß es, daß er sich mit der Auguste Hamann verlobt habe. Auguste Hamann war eine Waise, die zwei freundliche Augen, einen leichten Sinn und ein kleines Vermögen besaß. Werner hoffte für die Begründung eines eigenen Geschäftes auf die Hülfe seiner Mutter. Er zeigte ihr seine Verlobung an und bat um Unterstützung, da er sich standesgemäß einrichten müsse, und das Vermögen seiner Braut gerade ausreiche, um eine passende Einrichtung zu beschaffen. Er sah es als selbstverständlich an, daß die Mutter für alles Weitere sorgte. Als er aber die Antwort seiner Mutter erhalten hatte, da stampfte er mit dem Fuß, öffnete die Ofenthür und ließ den Brief seiner Mutter ins Feuer fliegen. Dann eilte er hinaus und trank und tobte mit seinen Genossen. Man hatte in Elsheim wohl schon früher den Werner Kähler als einen heiteren Gesellschafter kennen gelernt, aber daß er solch ein wilder Geselle werden könne, hatte man nicht erwartet. Seiner Braut gegenüber entschuldigte Werner sich damit, daß seine Mutter ihm Verdruß gemacht habe; und sie war leichtfertig und gutmütig genug, solche Entschuldigung gelten zu lassen.

Werner Kähler eröffnete ein Geschäft in Elsheim. Er galt für einen guten Geschäftsmann und hatte Kredit. Er mußte freilich auch nach vielen Seiten hin den Kredit in Anspruch nehmen, denn das Vermögen seiner Frau war von der Einrichtung des Haushalts verschlungen.

Als den jungen Eheleuten der erste Sohn geboren wurde, sah es im Hause nicht gerade sonnig aus. Die Außenstände gingen nicht ein, die Großhändler wünschten Geld zu sehen, und Werner Kähler vertrank den Aerger über die üble Lage seines Geschäftes drüben im Gasthaus zum braunen Bären.

* *
*

II.

„Und wenn der böse Sturm mich wild umsauset,
Die Nacht entbrennet in des Blitzes Glut;
Hat's doch schon ärger in der Welt gebrauset,
Und was nicht bebte, war — der Preußen Mut —"

so klang das Lied durch die Reihen der Krieger. Die Krieger standen in Reih' und Glied auf dem Marktplatz zu Elsheim. Es war ein heißer Sommertag. Dem gallischen Hahn war der Kamm geschwollen, und gewaltig krähte er die Worte vom Ruhm der Schlachten über den Rheinstrom. Im deutschen Vaterlande wurden in jenen heißen Sommertagen viele heiße Thränen geweint, und die Gebete zogen nach oben, wie der Rauch aufsteigt, der sich mit der Wetterwolke mischt. Wird das Flehen der Menschenkinder das Gewölk zerteilen? Manches Herz ist in diesen Tagen aufgewacht und hat sich darauf

besonnen, daß das Wort des Herrn noch heute dasteht wie ein Fels, auf den der Schiffbrüchige sich retten kann, dem die wilden Wogen nichts anhaben können, und daß auch jenes Wort noch gilt, darin der Herr das Menschenherz mahnt: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“

Das Herz des Werner Kähler scheint nicht aufgewacht zu sein. Als urplötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde vom Kriege in die Stadt gekommen ist, und als sein Weib geklagt und gejammert hat, weil nun auch ihr Werner mit hinausziehen müsse und vielleicht nimmer wieder heimkehre, da ist der Mann hinausgegangen und hat getrunken; und als er heimkehrte, lag auch für ihn schon der Befehl auf dem Tisch, unter die Fahne zu treten. Da gab's kein langes Besinnen und Bedenken; da konnte nicht erst beredet und beraten werden, wer das Geschäft weiter führen, und woher das Geld genommen werden sollte, das dem Juden in Alsburg, der schon die Klage erhoben hatte, den Mund stopfe; Frau Auguste mußte dafür sorgen. Frau Auguste mußte auch mit der Dienstmagd das Geschäft besorgen, da der Handlungsgehülfe mit seinem Herrn zusammen unter die Fahne gerufen war. Werner Kähler scheint aus dem Rausch und Taumel kaum herausgekommen zu sein. Er steht in Reih' und Glied auf dem Marktplatz in Elsheim und singt, gerade wie die andern, den starken, brausenden Sang von dem tapferen Preußenvolk und von der Wacht am Rhein. Dann ging's unter klingendem Spiel hinaus in den Krieg,

— in den grimmen Krieg. Am Hause des Kaufmanns Werner Kähler zog die Schar vorüber; er wollte noch einmal hinaufgrüßen zu seinem Weibe und seinem Kinde; aber er sah niemand am Fenster. Jetzt erst fällt es ihm wieder ein, daß die Auguste beim Abschied schier zusammengebrochen sei, und daß die Nachbarin sie bei der Hausthür aus seinem Arm genommen und sie ins Haus geführt habe wie ein hülfloses Kind. Jetzt erst fällt ihm das alles wieder ein, und das Lied bleibt ihm in der Kehle stecken, und ein Zittern geht über die starke, stattliche Mannesgestalt; und noch einmal wendet er den Blick zurück — zurück zu den Fenstern, hinter denen er die Schätze seines Lebens geborgen weiß: sein Weib und sein Kind. Aber das Auge sieht nur das helle Fenster, nicht das traurige Antlitz des Weibes hinter demselben. Die Frau Auguste Kähler ist in den Stuhl gesunken, hat ihr Haupt der Nachbarin an die Brust gelegt und muß immerdar schluchzen. Werner Kähler aber zieht hinaus in den großen, heiligen Krieg fürs Vaterland. Inmitten der Schar der fröhlichen Genossen geht's frisch und fröhlich vorwärts; die Sorgen werden vergessen, und die Grillen werden verscheucht.

Als Werner mit seinem Regiment jenseits des Rheinstroms stand, und die Kanonen von Weißenburg und Wörth schon ihre gewaltige Donnerrede gehalten hatten, da erhielt er einen Brief von seinem Weibe. Ach, das war ein Brief, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er unter heißen Thränen geschrieben sei. Sie meldete ihm, daß sie nach seinem

Weggang in ihrer Not ihre Zuflucht zu einem der Nachbarn genommen habe. Derselbe habe ihr auch zur Seite gestanden, so gut er es konnte; aber weil er vom Geschäft nicht viel verstehe, so sei er für sie zum Herrn Ratsherrn Rosen gegangen und habe denselben gebeten, ihre Angelegenheiten in seine Hand zu nehmen. Als dieser aber ihre Bücher durchgesehen habe, habe er erklärt, daß das Geschäft eigentlich nimmer habe bestehen können, und daß es ganz unmöglich sei, dasselbe zu halten. Er habe ihr zwar auch gesagt, daß sie eine Unterstützung erhalten werde, weil ihr Mann im Kriege sei; aber sie wolle keine Unterstützung annehmen an der Stätte, an welcher sie im Glanz gelebt habe. Sie sei jetzt zu der Einsicht gekommen, daß sie auf einem falschen Wege gewesen wären, daß sie verschwendet hätten, da sie hätten sparen sollen, daß sie sich der Welt hingegeben hätten, da sie an den Himmel hätten denken sollen. Was jetzt aus ihr und ihrem Kinde werden solle, das wisse sie nicht. Sie habe keine Verwandte; er habe ihr gesagt, daß seine Mutter eine hartherzige Frau sei, die sich um ihre Schwiegertochter nicht viel kümmern werde; sie wisse jetzt nur einen Weg, nämlich den, auf welchen der Ratsherr sie wiederum gewiesen habe, den sie seit dem Tode ihrer frommen Mutter verlassen habe; sie wolle ihre Zuflucht nehmen zu dem, der Hülfe habe für alle Not des Lebens, und wolle mit dem Psalmisten hoffend sprechen: „Er wird mich mit seinen Fittichen decken, und meine Zuversicht wird sein unter seinen Flügeln." — — —

Vorwärts stürmten die Scharen Deutschlands,

vorwärts zum Kampf und Sieg. Vorwärts stürmten sie, hinein in die gewaltigen Kämpfe um die jungfräuliche Feste Metz. Werner Kähler stürmte mit den kämpfenden Scharen vorwärts in den heißen Kampf. Wer hatte unter dem Donner der Kanonen Zeit, an Weib und Kind zu denken? Vorwärts! Der grimme Tod hat die Sense gewetzt, und der Herr redet wiederum wie vor Jahrtausenden zu seinem Volk: „Das Schwert wird zwiefach, ja dreifach kommen, ein Würgeschwert, ein Schwert großer Schlacht; ich will das Schwert lassen klingen, daß die Herzen verzagen, und viele fallen sollen an allen ihren Thoren. Ach, wie glänzet es und hauet daher zur Schlacht! Und sprechen: Haue drein, beide zur Rechten und Linken, was vor dir ist.“ Da flochten Deutschlands Söhne sich Lorbeerkränze; da gaben Deutschlands Söhne ihr Herzblut dahin fürs Vaterland, und in den großen Siegesjubel mischte sich das Röcheln der sterbenden Krieger. Und die jungen Gestalten, welche gestern blühten wie die Lilien, lagen auf dem Gefilde wie welkes Gras. Kennst du den Mann, den bleichen, — der dort liegt? Kennst du ihn, dem der König der Schrecken die weiße Stirn gezeichnet hat? Hast du den Mann gesehen vielleicht in einer mondhellen Nacht? Hast du ihn gesehen am hellen Tage, da das Glück ihm lachte, da er spielte und scherzte mit Weib und Kind?

In Elsheim in der Thorstraße steht ein stilles Haus, und in dem Hause ist ein stilles Stübchen, und in dem stillen Stübchen sind zwei stille Frauen, — ja zwei stille Frauen und zwei schreiende Kinder.

Die eine der stillen Frauen lag im Bette und hatte ein Kindlein im Arm, das offenbar erst wenige Tage alt war; die andere saß vor dem Bette und mühte sich mit dem anderthalbjährigen Buben, welcher schlafen sollte und nicht die geringste Lust dazu hatte. Aber allmählich wurde der Knabe doch von der Müdigkeit überwältigt, und auch das Kind an der Mutterbrust schloß die Augen. Die Alte, welche den Knaben in den Schlaf gesungen hatte, setzte ihren Stuhl an das Bett, und die junge Mutter, deren Antlitz so weiß war wie die Kissen, darin sie ruhte, streckte die zarte, weiße Hand aus, daß die Alte die ihrige hineinlegen mußte.

„Mutter," sagte sie, und eine große Thräne perlte aus dem tiefen blauen Auge heraus, „Mutter, deine Hand zittert, und dein Auge hat mir schon gestern verraten, daß du eine Hiobspost für mich hast."

„Es ist von Werner kein Brief gekommen; aber du, meine Auguste, sollst dich deshalb nicht mit mir beunruhigen; denn draußen im Feld kann der Soldat nicht immer genau die Tage innehalten; ein Mutterherz ist solch ein unruhiges Ding; aber dir hat der Arzt jegliche Aufregung verboten."

„Vor acht Tagen hat er das gethan, meine Mutter; aber heute hätte ich schon aufstehen dürfen, wenn ich nicht eine überaus vorsichtige Mutter als Pflegerin an meinem Bette hätte. Das ist's aber auch nicht, wenigstens nicht allein, was dich beunruhigt. Mutter, ich lese es aus deinem Angesicht heraus, daß du einen Schmerz im Herzen trägst, den du vor mir verbirgst."

Da strömten der alten Frau Kähler die Thränen über die durchfurchten Wangen. Sie beugte das weiße Haupt tief hernieder und barg schluchzend das Angesicht an der Brust der jungen Frau.

„Mutter,“ sagte die letztere in flehendem Ton, „ich bin stark, viel stärker, als du meinst; aber du würdest mich krank machen, wenn du mir das Leid deines Herzens vorenthalten wolltest. O Werner, Werner, du hast große Sünde gethan, da du mir vorredetest, die Mutter sei — — —. Mutter — sage mir zuerst, was zwischen euch gewesen ist. Er hat sich gegen dich versündigt, und in seine Sünde hat er mich hineingezogen. Ich habe das Mutterherz nicht geachtet, und die, um welche ich mich nicht gekümmert habe, hat ihre Hand in mein Elend hineinreichen lassen und hat mir ihr Herz geschenkt, da ich das ihre verstieß.“

„Sei ruhig, Auguste!“

„Ich will ganz ruhig sein, meine Mutter, wenn du mir alles erzählst, was dich drückt, aber alles. Sieh', ich könnte es ja an deinem treuen, offenen Auge sehen, wenn du etwas für dich allein zurückbehalten wolltest.“

„Auguste,“ erwiderte sie, „als dir dein Knabe geboren wurde, hat der Vater des Kindes im Toben der Schlacht gestanden.“

„Mutter, ist Werner gefallen?“

„Sei ruhig, Auguste. Er hat uns bisher keine Nachricht zugehen lassen; er ist vielleicht verwundet.“

„Haben die Unsern gesiegt?“

„Ja, mein Kind.“

„Hat Albert Kaup, der in Werners Kompagnie steht, noch nicht geschrieben?“

Frau Kähler wandte sich einen Augenblick vom Bette ab und legte die Hand über die Augen. Das Herzeleid war ihr gar zu mächtig geworden und überflutete die Dämme. Dann blickte sie mit dem schmerzerfüllten Mutterauge die junge Frau an und sagte:

„Auguste, warum hast du nicht mit deiner Frage gewartet bis morgen, oder noch etliche Tage länger; nun muß ich dir alles — alles sagen. Ja, Albert Kaup hat geschrieben, daß er unsern Werner habe im Blute liegen sehen wie einen Toten.“

„Mutter!“

„Fasse dich, meine Tochter. Er hat nicht geschrieben, daß Werner tot sei; es scheint aus seinen Worten hervorzugehen, daß er ihn für schwer verwundet hält. Wir aber wollen hoffen und uns halten an den Herrn, der da helfen und auch vom Tode erretten kann.“

Die junge Frau barg das Angesicht in den Kissen und weinte bitterlich; die alte aber stand neben dem Bette, und ihre linde Hand trocknete der Weinenden die Thränen, und der treue Herr gab ihr Kraft, daß sie ihr Kind trösten konnte wie ein Seelsorger, ob ihr auch selbst das Herz im herben Schmerz zerrissen wurde. Ach, hätte sie nur die eine Gewißheit, daß ihr Werner wie der Schächer am Holz in der letzten Stunde das Angesicht hingewandt habe zu dem Heiland, der viele große Sünden vergeben kann, zu dem Heiland, der für Sünder gestorben ist, daß nun

sein köstliches „für euch!“ ein Schutz und Schirm ist, daß kein Blitzstrahl der Gerechtigkeit und des Gerichts uns treffen kann. Aber wer kann ihr solche Gewißheit geben? Und immer klarer ist es ihr geworden, daß Werner die große Schuld auf seinem Gewissen hat, — die Schuld des Diebstahls; immer klarer ist es ihr geworden, daß er in seinen Sünden leichtfertig dahingelebt hat, und daß er es auch mit jener Sünde leicht genommen hat. Das aber macht ihr das Herz so schwer, daß sie diesen schweren Verdacht gegen ihren Sohn ganz allein tragen muß: keinem einzigen ihrer Kinder hat sie je ein Wort darüber gesagt; nur zu ihrem Herrn im Himmel hat sie alle Tage den bitteren Schmerz ihres Mutterherzens hinaufgetragen im heiligen Gebet. Frau Kähler fühlte, daß der Schmerz wie ein Wurm an ihrem Herzen nagte. Nun sah sie auch, wie ihr Sohn in Elsheim gewirtschaftet hatte; sie sah, daß das Geschäft zusammenbrechen müsse; sie sah, daß er die Seinen ins Elend geführt hatte. — Ins Elend? Nein, bevor die Armut kommt, soll das Mutterherz da sein; und ob sie ihr Letztes hingeben sollte, sie würde es mit Freuden thun, wenn sie der Auguste und ihren Kindern helfen könnte. Sie kennt zwar erst seit vierzehn Tagen ihre Schwiegertochter; aber sie weiß es ganz gewiß, daß dieselbe die Heilandshand ergriffen hat, um sich von derselben retten zu lassen.

Schwere Wochen folgten für die beiden Frauen. Das Geschäft mußte aufgegeben, das Mobiliar mußte für einen Spottpreis auf einer Auktion verkauft werden. Von Werner Kähler aber kam keine Nach-

richt. In der Verlustliste standen hinter seinem Namen die Worte: „verwundet — vermißt.“ Das war alles, was die Seinen über ihn erfahren konnten, und das war ihnen nichts als ein Stein aufs Herz.

Frau Kähler hatte die junge Frau und die beiden Kindlein mit sich genommen nach Treuheim in die kleine Schillerstraße; und in das stille Witwenstübchen war junges, frisches Leben gekommen.

Es war gut, daß jetzt die Auguste bei der Mutter war, denn diese fühlte sich sehr schwach und äußerte oft, daß sie ein welkes Blatt am Baum sei, und wenn der Herbststurm komme, dann werde er dasselbe dorthin wehen, wo der Schnee sich auf die Hügel lagert. Aus den Augen der Mutter Kähler schaute der Kummer heraus; aber jetzt wurde diejenige, welche früher ein schwankendes Rohr im Winde gewesen war, ihr eine starke Stütze. Die Glaubensfünklein hatten bei der Frau Auguste geschlummert seit den Tagen ihrer Kindheit und waren mit viel Asche und Weltsinn zugedeckt gewesen; aber ist's nicht oft also im Menschenleben, daß die Trübsal kommen und die Asche hinweg hauchen und in die Kohlen blasen muß, um dieselben zu heller Flamme anzufachen? Es war wunderbar, wie jetzt die Auguste die Mutter trösten konnte, wie sie jetzt so klar sehen, so fest auftreten, so geduldig tragen konnte. Wer sie früher gekannt hatte, hätte sie nicht wieder erkannt. Es war, wie wenn der Herr sie gespeist hätte mit verborgenem Manna, und als wenn ein Tau vom Himmel herniedergefallen wäre und die welken Blumen des Herzens hätte aufblühen lassen. Ja, der Herr hatte

es gethan; sein Wort war das Manna, daran sie sich täglich stärkte, und ihr Gebet, das zum Gottesherzen zog, kam als Himmelstau wieder hernieder.

Frau Auguste pflegte die leidende Mutter, sie sorgte treulich für ihre Kinder, sie gab den Schwägern und Schwägerinnen, die nicht bei der Leidenden sein konnten, fleißig Nachricht; bis in die Nächte hinein arbeitete sie für den Laden, um der Mutter eine außergewöhnliche Erquickung zu verschaffen. Sie forschte auch bei allen Behörden nach ihrem Mann, aber all ihr Forschen war vergeblich.

* * *

III.

Im stillen Hause war ein stilles Stübchen, und im stillen Stübchen weilten zwei stille Weiber. Die eine der Frauen lag im Bette: — es war aber die alte, — und die andere saß vor dem Bette: — es war die junge. Die Alte streckte die abgemagerte Hand aus, und die Junge legte die ihre hinein.

„Lies mir das Lied, Auguste.“

Und sie las ihr das Lied aller derer, die das Heimweh haben, und die nach Hause kommen sollen. Ihre Thränen fielen wohl in ihre gefalteten Hände hinein, aber sie las es doch mit heller Stimme:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!
Mein sehnend Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Thale,
Weit über blaches Feld
Schwingt sich's zum Himmelssaale
Und eilt aus dieser Welt.“

Fester umfaßte die Alte die Hand der Jungen, und ihre Lippen bebten, und sie flüsterte: „Auguste, wir wandern hier in einem fremden Land: eine Freude ist geschwunden nach der andern, und ein Freund ist geschieden nach dem andern; ja, wir wallen in der Fremde, aber wenn wir droben nach Zion kommen in die Stadt des lebendigen Gottes, dann werden wir uns nimmer fremd fühlen; Heimats-luft wird uns umwehen. Siehe, meine Tochter, ich stehe an der Schwelle der Ewigkeit, und die Heimat wird mir bald — ja bald ihre Thür aufthun; ich fühle, daß der Herr seine Engel sendet, die Lazarus-seele heimzutragen. Ich habe für mich nur einen Wunsch, daß ich meinen Jüngsten droben treffen möge als einen, den der Herr herausgerissen aus dem Verderben dieser Welt wie einen Brand aus dem Feuer, und für dich habe ich in dieser letzten Zeit immerdar noch ein Gebet: daß du es erfahrest, daß dein Mann aus den Wetterwolken das An-gesicht seines Heilandes habe herausschauen sehen, und seine Hände ausgestreckt habe nach dem Kreuz der Gnade."

„Mutter, — wäre es nicht doch noch mög-lich?" —

„Auguste, ich weiß, was du sagen willst. Ich habe mit dem Herrn gerungen und ihn im heißen Flehen gebeten, daß er mich noch einmal wieder hie-nieden in das Auge meines Kindes blicken lassen möge; aber er hat zu mir gesagt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken; laß dir an meiner Gnade genügen!" Und ich habe ihm geantwortet: „Herr,

dein Wille geschehe;" und nun hofft mein Mutterherz für mich und für dich nicht mehr auf diese Erde, nun richtet sich mein Mutterauge dorthin, wo der Herr dereinst die zerstreuten Kinder Gottes zusammenbringen wird."

Ganz still war's im Witwenstübchen: man hörte nur die Atemzüge, welche der kranken Alten tief aus der Brust mit Weh und Beschwerden herauszogen; Sabbathfriede lagerte über dem Bette, und die beiden Menschenkinder fühlten die Nähe Gottes.

Nach einer Weile brach die Kranke das Schweigen und sagte:

„Auguste, schreibe an meine Kinder, daß sie kommen und den Segen ihrer sterbenden Mutter empfangen. Ich fühle es, daß die Todesschatten schon auf mein Angesicht fallen. Laß sie eilig kommen."

Die junge Frau beruhigte die Kinder und schrieb an die Verwandten. Als die Dämmerstunde gekommen war, und die Kindlein eingeschlafen waren, trat sie an der Mutter Bett und horchte auf die Atemzüge. Die Alte schlug das matte Auge auf und fragte leise:

„Sind die Briefe zur Post gebracht?"

„Ich wollte sie selbst hinbringen, Mutter. Sollte ich dich eine halbe Stunde allein lassen können?"

„Ja, meine Tochter, eile nur, die Briefe zu besorgen."

Sie zündete die Lampe an, stellte sie auf den Tisch, der am Bette stand, und huschte zur Thür hinaus. Die Abendschatten zogen durch die Gassen, und der Herbstwind pfiff um die Hausecke. Frau

Auguste Kähler hüllte sich tiefer in ihren Mantel und eilte vorüber an der Hausecke und an der Straßenlaterne. Den Mann, der zurückgetreten war, als sie die Hausthür öffnete, und der sich an der Hausecke an die Wand drückte, als sie an ihm vorübereilte, hatte sie nicht gesehen oder nicht beachtet. Der Mann hatte sich auch so fest an die Wand gedrückt, als ob er das Häuschen umstoßen wolle. Als aber die Gestalt der jungen Frau an ihm vorübergehuscht ist, da hat der Mann gezittert und gebebt, und als die Frau um die andere Straßenecke bog, da ist er hervorgetreten und hat gewankt wie ein Betrunkener, und er war doch nicht betrunken. Die Laterne, welche an der Straßenecke stand, warf ihr helles Licht dem Manne in das Angesicht. Das Antlitz war bleich wie der Tod. Das bleiche Antlitz aber richtete sich auf das erleuchtete Fenster des Witwenhäuschens, und wieder trat der Mann an die Mauer des Hauses, und er stand hinter dem erleuchteten Fenster, und wiederum zog ein mächtiges Zittern ihm durch den Körper, daß die Hand sich an den Thürpfosten lehnen und sich krampfhaft an dem Griff der Thür festhalten mußte. Ja, vom Fenster zur Thür ist der Mann gewankt, und dann ist er weiter gewankt von der Hausthür zur Stubenthür. Als er aber die Thür geöffnet hat, ist vom Bette her ein heller Schein ihm in das bleiche Angesicht gefallen, und er hat einen Schrei gehört, der ihm mitten durch das Herz gezogen ist. War's ein Schmerzensschrei? — War's ein Freudenruf? Es war ein Laut von bebender Mutterlippe! Weiter ist der Mann gewankt

— bis er die zitternden Knie hat auf den Boden sinken lassen und seine Stirn gebeugt hat auf die Bettkante.

„Mutter, Mutter!“ hat der Mann geseufzt und hat nichts weiter gesagt als immer nur das kleine Wörtlein: „Mutter!“ Die sterbenskranke Frau aber hat ihre Hand gelegt auf ihres Sohnes Haupt und hat sie lange ruhen lassen auf seinem dunklen Haar. Dann hat Werner Kähler das Haupt erhoben, und seine Thränen sind niedergequollen auf seiner Mutter Hand; und die zitternde Stimme hat gefleht:

„Mutter, vergieb mir. Kannst du mir alles vergeben?“

„Alles, Werner.“

„Alles, Mutter? O du weißt nicht, was ich gethan habe. Ich bin als Dieb aus diesem Hause gegangen, Mutter, ich habe meiner Mutter das Brot gestohlen, davon sie lebte.“

„Ich dachte es, Werner. Bei dem Herrn ist Gnade und viel Vergebung; hat er dir die Sünden erlassen, dann wird deine Mutter sie dir nimmermehr behalten.“

„Mutter, ich habe mich wider ihn gesträubt und wollte von einem Sünderheiland nichts wissen; aber ich fühlte es, daß die Gebete meiner frommen Mutter mich zu demselben hinzogen wie mit starker Hand und mich an ihn fesselten wie mit eiserner Kette; ich fühlte es auch, daß mein Gewissen ruhelos bleiben würde, bis es den einen und die andere wiedergefunden hätte: den Heiland und die Mutter.“

„Der große Menschenfischer hat dich in seinem

Netze gefangen; gelobt sei Gott! Herr, mein Gott, du bist sehr gnädig; du bist voller Güte und Treue. Herr, deine Güte ist besser denn Leben. Nun will ich meine Augen schließen mit Frohlocken, denn der Herr hat mir meinen Sohn wiedergegeben, der verloren war. Und die Engel im Himmel werden sich mit mir freuen über einen Sünder, der Buße gethan hat."

Seine Thränen quollen hernieder auf seiner Mutter Hand, und lange lag er vor ihrem Bette auf seinen Knien, und sie hörte aus seinem Munde eine große Beichte und las aus seinem Angesicht die bittere Reue heraus und ließ aus ihrem Munde Worte herzlicher Vergebung fließen. So lag er lange Zeit vor ihrem Bette, wohl eine halbe Stunde lang; da öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle stand ein Weib. Es war sein Weib.

Sie ruhte lange an seiner Brust, und er hielt sie fest umschlungen; sie streichelte ihm die bleichen Wangen, und er beichtete ihr eine große Beichte. Sie aber sprach kein Wort; denn das Herz war ihr viel zu voll zum Reden; sie streichelte ihm immer nur die blassen Wangen, sie küßte ihm die bleichen Lippen. Sie holte den Säugling aus der Wiege und legte ihn in seines Vaters Arm; aber sie sprach kein Wort.

Dann aber zog die Mutter ihn wieder an ihr Bett und fragte ihn:

„Werner, wie ist es gekommen, daß wir keine Nachricht über dich empfangen haben?"

„Ich lag verwundet auf dem blutigen Feld bei Metz," so erzählte er, „die Meinen hatten mich wahr

scheinlich für tot gehalten; ich aber erwachte aus tiefer Ohnmacht und taumelte vorwärts. Ich wußte nicht, wohin ich wankte. So war ich wohl hundert Schritt vorwärts gekommen, da sank ich nieder; ich raffte mich aber wieder auf und wankte weiter. Plötzlich hörte ich Stimmen in meiner Nähe: es wurden französische Worte gesprochen. Ich warf mich auf den Boden, aber es war zu spät. Ich fiel in französische Gefangenschaft und wurde in die Festung Metz gebracht. Dort habe ich neun Wochen auf meinem Schmerzenslager im elenden Gefängnis gelegen. Man sprach wohl dann und wann von der Auslieferung der Gefangenen, aber mich hat man nicht ausgeliefert. Man versprach mir auch, meinen offenen Brief an die Meinen zu besorgen; aber ich selbst traute dem Versprechen des Feindes nicht. Im Gefängnis ist ein helles Licht in meine Seele gefallen. Ich hatte zwei Schriftstücke mit in meinen Kerker gebracht; die barg und verbarg ich, als wären sie reiche Schätze: es waren zwei Briefe, der eine geschrieben von der Hand meines Weibes, der andere von der Hand meiner Mutter. Der eine klagte: „Wir sind auf falschem Wege gewesen und sind ins Verderben gekommen," und der andere mahnte: „Laß dich ergreifen von der Heilandshand, die aus tiefem Verderben erretten, die in großen Gefahren dich schützen, die durch nächtliches Dunkel dich hindurchführen kann." Je länger mein Auge auf den teuren Schriftstücken ruhte, desto heller sah ich, welche Fülle von Dornen und Disteln auf meinem Herzensacker wucherten, und desto mehr fühlte ich, daß ich ver-

loren sei, wenn ich mich nicht retten lasse von dem, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, Ich will's kurz machen, meine Lieben: Ich habe mich dem ergeben, der sich für mich gegeben hat. Mein starker Körper hat all die Leiden der Verwundung und Gefangenschaft ausgehalten. Die Unsern zogen in die Festung ein; ich wurde frei. Ich wurde als Invalide entlassen. Ich wollte zu meinem Weibe eilen. Ich sah in Elsheim, wohin mein Leichtsinn geführt hatte; aber ich hörte auch, was Mutterliebe für die Meinen gethan hatte. Ich eilte weiter, ich mußte Vergebung erflehen von der Mutterliebe, ich mußte meinem Weibe sagen, daß ich ein andrer geworden sei."

Die Mutter lag mit halb geschlossenen Augen und mit gefalteten Händen, und ihre Lippen flüsterten: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat."

So lag sie noch zwei Tage lang, und viel Jauchzen strömte von ihren bebenden, betenden Lippen. Die Kinder und Kindeskinder waren um ihr Bett versammelt, und reicher Segen wurde ihnen als Vermächtnis der Mutter auf die Häupter gelegt. Dann kam der Tod. Sie hatte sich hierin nicht verrechnet; sie hatte ihn nahen sehen. Sie hatte bisweilen vor dem Könige der Schrecken gezittert; aber oft auch hatte sie ihm mit Freudigkeit in sein Angesicht geschaut und hatte über seinen Thron hinaus geblickt in die ewige Seligkeit hinein. Sie hatte sich nie über die schwere Stunde getäuscht; — jetzt, da die Stunde

da war, wurde ihr der Schritt leichter, als sie es gedacht hatte. Der Herzog unserer Seligkeit, der schon so viele der Seinen durch das dunkle Thor zur Herrlichkeit geführt hat, führte auch sie mit sanfter Hand vom Glauben zum Schauen. Ihr Werner stand an ihrem Bette und hatte die kalte Hand umschlossen. Das brechende Auge richtete sich immer wieder auf ihren Werner. Und Werner flüsterte noch einmal: „Mutter, — dein Heiland — mein Heiland — in Zeit und Ewigkeit." Da war's ihm, als hätte sich ein wunderbarer Glanz über das Angesicht der Mutter ausgebreitet, ein Strahl von Gottes Angesicht durchleuchtete das Todesthal. Eine treue Mutter war heimgegangen. Es war licht geworden am Abend, und ein Himmel voll Abendrot leuchtete ihr. Solchen Himmel hatte Gottes Gnade der Muttertreue gegeben.

Als man die Mutter hinausgetragen hatte, da hat Werner Kähler in seiner Mutter Haus sich ein neues Heim gegründet, und er hat hinausschauen dürfen in den goldenen Morgen eines neuen Lebens; und wenn er dir heute sein Weib und seine sechs blühenden Kinder lobt, und dir von dem Glück seines Hauses erzählt, dann pflegt er zu schließen mit dem Worte:

„Siehe, das hat die Muttertreue mir gegeben; sie hat's alles dem Herrn abgerungen."

III.

Eichen und Epheuranken.

Eichen und Epheuranken.

I. Im Grün des Waldes.

Ich ging im Walde so für mich hin,
Und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich ein Blümlein steh'n,
Wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.

Wo der stolze Buchenwald weit hinausschaut in die blaue, wogende See, da saßen zwei Jungfrauen am Abhang und erzählten sich alte und neue Geschichten. Wenn sie schwiegen, schauten sie sinnenden Auges hinaus, dorthin, wo die Allmacht Gottes durch die Wogen rauschte, und lauschten horchenden Ohres auf das Waldgeflüster, das durch die hohen Baumwipfel und durch die niederen Farrenkräuter säuselte.

Der Hochwald hatte sein Pfingstkleid angezogen. Neben ihrem Neste girrte die Waldtaube; das Eichhörnchen hüpfte von Wipfel zu Wipfel, als hätte es nachzusehen, ob der Frühling auch das kleine Gezweig gefunden und verjüngt habe. Die letzten Knospen sprangen auf; aus den Knospen lugte hier eine Blätterspitze heraus, und dort hat sich ein zartes, saftiges Blättchen zur Seite gebogen. Das schwellende

Grün sprengte das Bett, darin es bisher geschlummert hatte. Die Jungfrauen am Abhang gleichen dem Waldesgrün: im Angesicht der einen hat der Menschenfrühling seinen ganzen Schmuck entfaltet, die andere ist eine schwellende Knospe, deren Liebreiz sich nur zagend ans Sonnenlicht herauswagt.

Zwei Schwestern sind's, die sich am Abhang gelagert haben, um dem Frühlingssäuseln zu lauschen, das durch Busch und Wipfel rauscht; zwei Kinder des Waldes sind's, welche die weißen, mit grünem, wallendem Schleier geschmückten Strohhüte aufs saftige Moos geworfen haben, um die Wangen von der frischen Seeluft anhauchen zu lassen. Aber, obgleich sie Schwesterliebe und Waldeslust mit einander teilen und stets geteilt haben, sind sie dennoch einander unähnlich. Die ältere hat nicht bloß etliche Lebensjahre vor der jüngeren voraus, aus ihrem blauen Auge redet ein heiliger Ernst; lange ruht der Blick auf einem und demselben Gegenstand und scheint nicht eher weichen zu wollen, als bis er ihn ganz durchforscht hat. Die schmalen Lippen sind meistens geschlossen, und wenn sie sich öffnen, dann reden sie wohlbedachte Worte. Im Angesicht hat die Sanftmut ihre schöne Schrift geschrieben, und die Demut hat ihre feinen Züge hineingemalt. Schlank gewachsen ist die Jungfrau wie eine Tanne am Abhang, eine Tanne, die den Frühling festhält auch mitten im Winter.

Das ist die Anna.

Die Alma aber ist dunkel und lebhaft. Wenn sie das Auge aufschlägt, dann funkelt's. Sie hat nicht der Schwester schlanke Gestalt, aber durch das

Gestrüpp des Waldes und über die abgrundtiefen Rätsel des Lebens huscht sie mit leichtem Sinn dahin.

Anna und Alma gehören zusammen, wie das brausende Meer und der stille Wald zusammengehören. Wenn Anna sich auf den Baumstumpf niedersetzt, dann kommt Alma dahergesprungen, um ihr dunkles Haupt in den Schoß der Schwester zu legen. Wenn Alma wieder davonhüpft, dann erhebt sich Anna und schaut ihr nach mit forschendem Blick, bis dieser Blick das wilde Mädchen wieder angezogen hat. So ist's gewesen seit vielen Jahren schon. Als die Mutter noch lebte, war es die Freude der Anna, das Schwesterchen zu hüten; und als die Mutter gestorben war, da sind die Augen der fünfzehnjährigen Anna so ernst geworden; und die ernsten Augen haben immerdar auf die neunjährige Alma blicken müssen, die das Sterben der Mutter recht leicht nahm. Ja, da schauten die ernsten Augen drein, als wollten sie sagen: Nun müssen wir noch viel mehr nach dir sehen; nun mußt du das Mutterherz hinter diesen ernsten Augen suchen. So war die ältere Schwester der jüngeren manchmal eine Mutter, und manchmal war sie ihr eine Schwester. Aber eigentlich paßte eine mütterliche Miene besser zu dem Wesen der Anna. Die Anna führte seit drei Jahren schon dem Vater den Hausstand; und war der Hausstand auch nicht groß, so war der Vater doch sehr eigen und hatte ein scharfes Auge, besonders, wo es galt, irgendwelche Unordnung oder leichtfertiges Wesen zu entdecken. Dadurch war die Anna eine ernste, bedächtige, sorgsame Jungfrau geworden; und doch war

sie eine Jungfrau geblieben, obwohl sie Mutterpflicht erfüllte, eine Jungfrau mit dem Frühling der Jugend in der Brust, mit freundlichen Sonnenstrahlen im Auge, mit Jugendfrische im Herzen.

Wo der Buchenwald in die wogende See schaut, da sitzen am moosbewachsenen Abhang die Schwestern. Aber die Alma hat nicht lange Ruhe; sie springt in die Höhe und eilt den Abhang hinunter, pflückt den duftigen Waldmeister und die sammetweichen Schlüsselblumen; und indem sie der Schwester ein Sträußchen an den Hut steckt, singt sie in selbsterfundener Melodie:

„Kein' bess're Lust in dieser Zeit,
Als durch den Wald zu dringen:
Wo Drossel singt und Habicht schreit,
Wo Hirsch' und Rehe springen."

Aber kaum hat sie das Lied zu Ende gesungen, als eine kräftige Stimme es mächtig wiederhallen und hell weiterhallen läßt:

„Kein' bess're Lust in dieser Zeit,
Als durch den Wald zu dringen!"

Auch Anna ist aufgesprungen und hat sich erschrocken umgeschaut. Alma hat die Hand der Schwester ergriffen und will hinwegeilen. Aber es ist zu spät. Sie kommen nur bis hinter die nahe Tannenpflanzung. Ein Fremder steht vor ihnen mit lächelnder Miene, lüftet den Hut und entschuldigt sich, den Waldfrieden gestört zu haben. Er sei aber, um Waldluft zu atmen, vom Wege abgegangen, sei nun schon ein Stündchen hin und her geschlendert und bitte freundlichst, ihm den Weg nach Buchheim zu bezeichnen.

„Den Weg nach Buchheim werden wir Ihnen gerne zeigen," erwiderte Anna. „Wenn Sie drüben, wohin auch wir gehen, aus dem Walde hinaustreten, dann sehen Sie das Städtchen vor sich liegen, und die breite Straße führt Sie nach einem kleinen Stündchen hinein."

Er redete einige höfliche, dankende Worte, und die drei Waldgenossen traten hinter der Pflanzung heraus. Da wurde des Mannes Auge groß, durch das Angesicht zitterte es, und tiefe Bewegung redete von der bebenden Lippe:

„Das Meer!" flüsterte er, „das Meer!"

Die Hände falteten sich, ein heiliger Ernst lagerte sich über das schöne Angesicht, und das Auge glänzte in feuchtem Glanz. Er stand still; er kümmerte sich nicht um den Wald und um die Menschen; er schaute unverwandten Auges hinaus in die wogende See.

Fragend und scheu hatte die Alma den Blick zu ihm aufgeschlagen. Er war ein stattlicher Mann, breitschulterig und hochgewachsen. Ein dunkler, wohlgepflegter Vollbart wallte hernieder auf die Brust. Er sah nicht aus wie ein papierner Held. Er hatte vor einem Augenblick gar freundlich, kühn und verständig dreingeschaut, und jetzt — jetzt sieht er aus, als ob er weinen wolle.

Zagend und fragend schauen ihn die Jungfrauen von der Seite an. Da wendet er sich plötzlich wieder zu ihnen und sagt in ernstem Ton:

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so rücksichtslos und unhöflich meine eigene Straße ziehe und

die Damen warten lasse. Ich komme aus dem Süden und habe noch nie das Meer gesehen. Als ich es nun so plötzlich und unerwartet erblickte, da ist es mir zu groß gewesen, und die Ewigkeit redete mir so gewaltig ins Herz, daß ich ihrer Stimme lauschen mußte.“

„Lassen Sie uns an den Abhang treten,“ mahnte Anna, „dort ist der Anblick noch großartiger.“ Sie traten einige Schritte vorwärts und standen wieder still. Die Buchenstämme hemmten hier nicht mehr den Blick; und wieder stand der Mann des Binnenlandes vor der Unendlichkeit ganz stille, und es war deutlich zu sehen, daß ihm das Herz weit, und die Brust enge geworden war. Dann wandte er sich um und sagte:

„Ich hatte es mir großartig vorgestellt, aber es hat meine Erwartungen weit übertroffen. Nun verstehe ich, daß meine Mutter das Meer die große Orgel im Dome der Schöpfung nannte. Ich höre noch die sanfte Musik und werde sie noch lange hören. Wie wird erst das Brausen und Branden tönen! Doch entschuldigen Sie den Fremden, wenn ihm Herz und Lippen überwallen.“

„Wir verstehen Ihre Gefühle,“ sagte Anna. „Fast täglich sehen wir das Meer, und täglich bewegt es uns die Seele. —“

„Berge habe ich gesehen,“ fuhr er fort, „und Schlösser; meine Heimat ist reich an schönen Wäldern; aber die Wogen, welche heute leuchten wie Glas mit Feuer vermengt, erscheinen mir wie ein diamantenes Geschmeide, damit sich die Waldschönheit geschmückt hat.“

Alma schaute ihm noch einmal ins Angesicht: es war ein schönes Antlitz mit festen Zügen, es sah nicht schwärmerisch aus. Das Auge war offen und hell, und das Auge war die Pforte des Herzens. Sie mochte ihn wieder mit einem fragenden Blick angeschaut haben; er war offenbar mit seinen Gedanken noch bei dem Anblick des Meeres, hatte aber den Blick bemerkt und sagte ernst und halb gedankenlos:

„Es ist zu freundlich von den Damen, mich auf den rechten Weg zu bringen. Wenn Sie mir nur die Richtung angeben möchten, die ich einzuschlagen habe, dann würde ich mich gewiß allein zurecht finden, da es mir selbst auf den Umweg von einer Stunde nicht ankommt.“

„Sie machen eine Vergnügungsreise?“ fragte Alma.

„Ich möchte etwas mehr einsammeln als das, was man im gewöhnlichen Leben Vergnügen nennt, und möchte meinem Vater allerlei Weisheit und Erfahrung mit heimbringen. Meinetwegen mag man mich einen Vergnügungsreisenden nennen. Von Haus aus bin ich Landmann, habe als Reserveoffizier eine Zeitlang unter der Fahne gestanden; und weil mein älterer Bruder unterdessen in die Verwaltung des Gutes mit eingetreten war, meinte mein Väterchen, der jüngste Sohn müsse sich einmal die Welt besehen. So schweife ich seit drei Wochen durch Wald und Feld und reise als halber Soldat am liebsten auf Schusters Rappen; ich gedenke nach Buchheim zu gehen. — Na, wenn's nicht eine Grille von

meinem lieben Väterchen wäre, würde ich nicht hingehen, denn ich schwärme nicht sehr dafür, Fäden, die seit dreißig Jahren abgerissen sind, wieder anzuknüpfen. Aber meines Vaters Wunsch ist mir ein Gebot, und darum werde ich mich in Buchheim nach einem Jugendfreunde meines Vaters erkundigen, der dort in der Gegend irgendwo als Oberförster stecken soll. Es wird im günstigen Fall viele alte Geschichten geben, die angehört und wieder erzählt werden müssen, und im andern Fall wird's eine Trauerbotschaft für meinen lieben Vater geben. Doch," fügte er lächelnd hinzu, „Sie werden mich für einen wunderbaren Kauz halten und haben ein Recht dazu, denn seit einer Viertelstunde nehme ich Ihre Geduld und Freundlichkeit in Anspruch, ohne mich Ihnen auch nur vorzustellen. Mein Name ist Gerhold."

Die Blicke der Schwestern begegneten sich. Durch Almas Auge zuckte ein heller Strahl, als hätte sie nicht übel Lust, einen Schelmenstreich auszuführen; Anna aber kam ihr rasch zuvor und fragte:

„Suchen Sie hier in der Gegend vielleicht einen Oberförster Weingart?"

„Ei," sagte er und blieb im freudigen Staunen einen Augenblick still stehen, „sind Sie eine Fee, die unsichtbar des Nachts an unserm Bette steht und uns die stillen Träume ablauscht?"

„Die bin ich nicht," erwiderte sie, „aber wir sind Anna und Alma Weingart; und noch vor wenigen Wochen erzählte uns der Vater von einem Herrn Gerhold, mit dem er vor länger als dreißig Jahren schöne Zeiten verlebt habe."

Sie reichte ihm freudig bewegt die Hand und fuhr fort: „Seien Sie uns herzlich willkommen, Herr Gerhold, Sie werden jetzt nicht mehr nötig haben, nach Buchheim zu pilgern, denn in zehn Minuten haben wir die Oberförsterei erreicht. Sehen Sie, dort lugt schon der Giebel hinter den Bäumen heraus. Den Vater werden Sie zwar noch nicht daheim treffen, aber welche Freude wird's ihm bereiten, Sie in unserm Hause begrüßen zu können!"

„Ich eile hinüber zu den Holzschlägern," jubelte Alma, „und hole den Vater, während du dem Herrn Gerhold eine Erquickung bereitest."

„Thu' das lieber nicht," mahnte Anna, „der Vater könnte schon den Weg durch die Anpflanzungen im Tiefenbachholz eingeschlagen haben, und du würdest ganz vergeblich laufen."

„Sieh'," sagte sie, „dort kommt einer den Hirschberg herunter! — Traun, es ist der Vater!"

Und wie ein Reh hüpfte sie über die Baumwurzeln dahin, jubelte schon von ferne und winkte mit dem Tuche. Der Alte aber kannte seine Tochter, ging gemächlich weiter, schaute forschend nach rechts und nach links und schien keine Neigung zu haben, sich viel um das tolle Mädchen zu bekümmern.

„Es ist Besuch gekommen, Väterchen!"

Er richtete höher das Haupt und zog die buschigen Augenbrauen zusammen, als schaue er nach einem Edelwild aus, er blickte scharf hinüber zur Anna. Jetzt hängt die Alma sich an seinen Arm.

„Es ist Besuch, mein Vater, der dir sehr lieb sein wird, Besuch von weit her, der dir Grüße von

deinem lieben Freunde und Erinnerung an vergangene Tage mitbringt.“

Höher richtete der Alte die breiten Schultern auf, schärfer lugte er aus, eiliger schritt er durchs raschelnde Laub.

„Laß mich allein gehen, Alma! Laß mich, wahrlich, er ist's, er ist's! Ich kenne ihn; dreißig Jahre, — ja dreißig und etliche mehr sind spurlos an ihm vorübergegangen!“

Er stand still, er stutzte, das erhitzte Angesicht wurde bleich. — — Ist er's? — Jetzt steht er dem Jüngling gegenüber, Eichbaum gegen Eichbaum, der eine jugendschlank, der andere altersknorrig. Er schaut dem Jüngling tief ins Auge und murmelt in den mächtigen grauen Schnurrbart:

„Und dennoch ist er's — Fleisch von seinem Fleische ist es!“

„Gerhold von Obersteinbach, ich grüße dich!“ Und den starken Arm legte er dem Manne um die breiten Schultern und küßte ihn, wie ein Vater den heimkehrenden Sohn küßt. Als er aber zurücktrat und noch einmal jenem ins Auge schaute, da perlte ihm selber eine helle, große Perle aus dem ernsten Auge und glitt hernieder in des Angesichts tiefe Furchen, darin die ernsten Gedanken ihren Samen gestreut hatten. Einen Augenblick schaute er dem Manne ins Angesicht, dann schüttelte er ihm noch einmal die Rechte und sagte feierlich:

„Gold und Treue modern nicht, und Eichelsaat läßt Eichen wachsen: Gestalt und Auge stammen vom Vater; es sind dieselben; ich kenne sie wieder: Trau=

gott Gerhold ist es auf und nieder. Heißen Sie Traugott Gerhold, junger Mann?"

„Traugott heißt mein älterer Bruder," erwiderte jener. „Ich heiße Paul Gerhold."

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Paul Gerhold. Sehen Sie, hier sind wir beim Seefelder Forsthaus. Eine Hütte ist es im Vergleich zum Obersteinbacher Herrenhaus; aber Christenglaube und deutsche Treue machen auch Hütten wohnlich; treten Sie ein; dreißig Jahr' — nein vierzig bald sind's her, daß ich ein Gast im Herrenhause Ihres Großvaters war. Wir waren treue Studiengenossen, Traugott Gerhold und ich; hätt' aber nimmer gedacht, daß ich ihm die Gastfreundschaft an seinem Kinde noch vergelten dürfte. Dreißig Jahre und etliche sind's her, daß wir den letzten Gruß mit einander gewechselt haben. Ich zog gen Norden, über hundert Meilen weit, und er blieb daheim. Das Postpapier flatterte dazumal noch nicht so durch die Welt wie heutzutage, aber in des Herzens Falten bewahrten wir Andenken und Freundschaft. Willkommen Traugott — was wollt' ich sagen? — Paul Gerhold."

Ein Frühlingssäuseln zieht durch die Blüten der Apfelbäume im Forstgarten. Die Vögel jubilieren in ihren schöngeputzten Pallästen, den grünen Bäumen, das Eichhörnchen hüpft von Ast zu Ast und kann kein Zweiglein finden, das nicht von neuem Leben redet; die letzten Knospen springen; der Wald schaut zu allen Fenstern des Seefelder Forsthauses herein. Der Wald hat sein Pfingstkleid angezogen.

* *
*

II. In der Herberge der Liebe.

Es rauscht die See, es rauscht der Wald –
Welch wunderbares Tönen!
Mein Herz durchschauert heiß und kalt
Ein unbegreiflich Sehnen.

Es rauscht der Wald geheimnisschwer,
Als hätt' er viel zu sagen.
Ueber die Wellen, dem Sturm vorher
Weißflockige Schäfchen jagen.

„Morgen sind drei Wochen verflossen, seitdem ich bei Ihnen eingekehrt bin," sagte ernst der Gast; „darum wird es Zeit, an die Abreise zu denken."

„Sie wissen," erwiderte der Oberförster Weingart, „daß mein Haus jedem Gerhold eine Heimat bieten möchte, aber Sie wissen auch, wie ich über Ihre Zukunftspläne denke. Ich bin nicht gewohnt, mit meinen Gedanken hinter dem Berge zu halten, und habe Ihnen schon gesagt, daß ich es vollkommen billige, wenn Sie die Stelle auf Erlenrode annehmen. Wenn Sie eine Zeit lang in der Fremde bleiben wollen, hätte ich Sie zwar lieber etwas näher behalten, aber auf holperigem Wege lernen Männer das Gehen, und Erlenrode wird Ihnen eine gute Schule sein. Zwar glaube ich nicht, daß Sie länger als ein Jahr dort bleiben werden, die Verhältnisse sind zu kraus, als daß Sie sich in dem alten Schlosse heimisch fühlen sollten. Wissen Sie," fuhr er lächelnd fort, „daß auf Erlenrode die Gespenster hausen?"

„Wo kein Gott ist," sagte ernst der junge Mann, „da stellen sich Gespenster ein. Ich hoffe, daß Sie an der Thür meines Stübchens vorübergehen werden."

„Daran zweifle ich nicht," erwiderte der Alte, „aber Sie sprechen damit selbst aus, woran es auf Erlenrode fehlt, und ob Sie sich in einem solchen Hause heimisch fühlen werden, ist mir sehr fraglich."

„Ich fand auf Erlenrode Menschen, die nach Wahrheit suchten, und solches Suchen ist doch auch schon von großem Wert und berechtigt zu großen Hoffnungen. Mein Vater pflegt zu sagen, daß das Suchen der Wahrheit die Arbeit edler Seelen, das Finden derselben aber ein Geschenk der göttlichen Gnade sei."

„Ich lasse das Wort meines alten Freundes gelten, aber ich will es ergänzen: Es giebt Leute, die sich den Schein geben, als ob sie Wahrheit suchten. Und, soweit ich die Herrschaften zu Erlenrode kennen gelernt habe, muß ich urteilen, daß sie zu leichtfertig sind zum Glauben und nicht leichtfertig genug, um auch den Schein fahren zu lassen, als suchten sie die Wahrheit."

Der junge Mann wollte etwas erwidern, der Alte aber fuhr eifrig fort:

„Mein lieber Gerhold, ich bedauere ebensowohl wie Sie die armen Leute, die ohne Himmel und Heiland dahinleben, und möchte für sie alle hoffen; — aber — — sehen Sie — dort liegt mein großes Sehrohr: es macht mir und meinen beiden Töchtern viel Freude, am Abend die Wunder des Himmels damit anzuschauen. Ich gab's Ihnen in die Hand;

Sie sahen Stern neben Stern. Ich bedauere die armen Leute, die das Liebesgefunkel der Gottesaugen nicht sehen können; ich möchte ihnen allen zurufen: ‚Kommt und nehmt mein Fernrohr!‘ Und manche kommen auch, nehmen das Ding in die Hand und schauen stundenlang hinein, und — sehen — nichts als Unendlichkeit, weil sie das Rohr verkehrt in der Hand haben. Das sind die Menschen, für welche ich am wenigsten Hoffnung habe. Sie meinen, genug gethan zu haben, wenn sie die Sterne gesucht haben; sie meinen, das Rohr tauge nicht, und die Himmelswunder leuchten nicht, weil ihre Augen sie nicht finden können. Ich könnte das Gleichnis weiter deuten. Sie verstehen mich, Gerhold; ich meine aber, daß auf Erlenrode das Sehrohr verkehrt angelegt ist, und daß die Leute dort viel zu eigensinnig und stolz sind, es sich zurechtrücken zu lassen, sonderlich von jugendlichen Händen.“ Paul Gerhold senkte betrübt das Haupt. Er fühlte die Wahrheit der Worte. Er hatte sich dies alles mit anderen Worten selbst schon gesagt, aber seine Hoffnung hatte wider die Befürchtungen gekämpft. Sein Jugendmut hatte kühnlich hinübergeblickt zu dem Gute, das durch allerlei wunderliche Versuche seines Besitzers heruntergekommen war. Er sollte als neuer Inspektor die zerrütteten Finanzen ordnen. Klein waren die Aufgaben nicht, die ihm gestellt waren, gering war die Arbeit nicht, die ihm auf die breiten Schultern gelegt wurde, aber geringe Lasten hätten für Paul Gerhold keinen Reiz gehabt; bequemes Leben hätte er auch im Vaterhause haben können; nicht um zu genießen, ist er in die Fremde

gezogen. Fragend schaute er dem väterlichen Freund ins Angesicht.

„Ich will mit diesen Worten aber keineswegs Ihnen den Rat gegeben haben," fuhr dieser fort, „die Stelle fahren zu lassen. Ich wollte nur vor allzu hohen Hoffnungen warnen."

„Ich bin Ihnen für Ihre Worte herzlich dankbar," erwiderte jener, „und werde demgemäß, da der Antritt auf Erlenrode baldigst gewünscht wird, schreiben, daß ich noch einige Tage die Gastfreundschaft der Oberförsterei genießen und die Einwilligung meiner Eltern einholen werde, um dann sofort die Stelle anzutreten." Der Oberförster wurde abgerufen. Paul Gerhold trat ans Fenster und blickte sinnend hinaus. Da sah er Anna und Alma Arm in Arm durch den Garten eilen. Sie hatten ihn schon gesehen und nickten ihm zu. Er dachte an das Sehrohr des Oberförsters und an allerlei Sterne, deren Strahlenglanz man ohne Fernrohr erkennen kann, und schaute sinnend hinaus; zwei Sterne sah er durch den Garten leuchten: dort einer, der sein funkelndes Licht nach allen Seiten hin sprühen und glühen läßt, und dort — ein Abendstern, so sanft, so milde; und die beiden Sterne gehören zusammen.

Sie winken. Er ergreift Hut und Stock und eilt hinaus. Wie häufig ist er in den letzten Wochen mit deu beiden Jungfrauen durch den Wald geeilt. Manch Kräutlein und manche Waldesblume haben die zarten Finger ihm gepflückt, die in den Wäldern seiner Heimat nicht wuchsen: sie kannten den Nutzen all der Kräuter, und er war ihr fleißiger Schüler.

Wie manch liebliches Bild hat er ihnen gezeichnet von dem traulichen Stillleben im Herrenhaus zu Obersteinbach, von den wallenden Kornfeldern und den rauschenden Waldungen, die das Elternhaus umgeben; und sie haben strahlenden Auges ihm zugehört.

Wenn sie dann aus dem Buchenwalde hinaustraten an den Abhang, und die Blicke über die wogende See hinauszogen, und ihm die Augen jedesmal so groß wurden wie damals, als sie ihn zum ersten Mal an dieser Stelle stehen sahen, dann haben sie staunend ihm in das bewegte Angesicht gesehen.

Heute pilgert er wieder mit den Schwestern durch den Wald. Heute wandern sie wieder dem Abhang zu, um in die Wogen zu schauen. Sie haben mit einander über das Ziel ihres Spazierganges nicht geredet, aber allen ist es selbstverständlich, daß sie an die See gehen. Herr Gerhold ist heute so besonders ernst gestimmt. Seine Gestalt ist hoch aufgerichtet. Seine Gedanken ziehen über die Baumwipfel hinaus, und seine Worte nehmen häufiger als früher den Adlersflug zu den Sternen. Die Jungfrauen blicken staunend ihm ins offene Angesicht. Nur kurze Worte sind es, die er redet, aber hohe Gedanken sind drin. Die Waldeinsamkeit drängt zu hohen Gedanken. Ihnen aber ist das Wort seiner Lippen wie ein rauschender Quell und wie Manna in der Wüste; und als er nun hinaustritt und auf die blaue See hinausschaut und in einem fast klagenden Ton sagt: „Die Wogen und das Menschenleben stehen nimmer

still," da steht er vor ihnen wie ein Prophet kommender Tage. Und doch — war denn das Wort, was er geredet hatte, nicht eine Alltagsrede? Auf dem Rückwege sprachen sie über die schöne Natur und über die Kunst, welche die Natur auf Leinwand male, und Anna meinte, daß sie zwar viele Gemälde gesehen habe, welche Meer und Wald darstellten, aber keins habe sie ganz befriedigt.

„Mich auch nicht, nachdem ich das Meer gesehen habe," sagte er in trockenem Ton.

„Ei," sagte Alma und sah ihn schelmisch an, „ich glaube gar, daß Sie auch Maler sind; würden Sie sich nicht daran wagen, ein Gemälde zu malen, in welchem die Schönheit der wogenden, glitzernden See und des grünen Waldes ihren Ausdruck fände?"

„Warum nicht?" fragte er lächelnd.

„Ich wäre begierig, das Bild zu sehen."

„Ich würde versuchen, die ernsten Gesichtszüge, die leuchtenden Augen, das bewegte und erregte Mienenspiel, die heilige Stille auf der Stirn der Alma und Anna Weingart zu malen; sie zu malen, wie sie ruhen unter den hohen Buchen und den Blick auf die See hinausziehen lassen, und ich glaube die Schönheit des Waldes und der See gemalt zu haben."

„Mit welchem Recht würden Sie das glauben dürfen?" fragte Alma.

„Mit dem Recht, welches mir ein Kunstkenner giebt, wenn er schreibt: Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt uns die Schönheit selbst gemalt."

„O nein," erwiderte sie, „die Schönheit der See liegt anderswo als in meinem thörichten Gesicht, und die Schönheit des Waldes anderswo als auf Annas stiller Stirn."

„Und doch," erwiderte er, „gehören Ihr Gesicht und Annas Stirn dazu, um diese Schönheit zum Ausdruck zu bringen, und jener Kunstkenner wird recht behalten. Doch da kommen wir wahrscheinlich wieder auf eine Bahn, auf welcher der kleine Krieg zwischen mir und Fräulein Alma anfängt. Ich will Ihnen lieber etwas Neues erzählen; ich werde noch heute Abend an meine Eltern und an die Gutsherrschaft zu Erlenrode schreiben, um nach einigen Tagen die Inspektorstelle dort antreten zu können. Ich weiß, daß es meinem Vater sehr lieb sein wird, wenn ich mich einmal in fremder Wirtschaft umsehe und in verwickelten Verhältnissen meine Kraft erprobe."

Die beiden Jungfrauen erwiderten ihm kein Wort. In ernstem Schweigen gingen sie eine Weile neben ihm. Dann nahm er das Gespräch wieder auf und sagte:

„Wenn Ihr Herr Vater es gestattet, und Sie nichts dagegen haben, werde ich, so Gott will, das Weihnachtsfest bei Ihnen verleben. Ins Elternhaus zu reisen, dazu ist der Weg zu weit, und auf Erlenrode zu bleiben, dazu werde ich mich wohl kaum entschließen können."

„Das ist prächtig von Ihnen, Herr Gerhold," erwiderte Anna, und ein Jubelton klang durch das Wort hindurch, „daß Sie unserer nicht vergessen wollen. Wenn zum Christfeste Schlittenbahn ist,

dann muß der gute Vater die dicken Rappen vorspannen, damit wir alle Sie vom Buchheimer Bahnhof abholen."

Nach acht Tagen zog der Gast hinaus aus dem Seefelder Forsthaus. Sie gaben ihm das Geleite bis an den Buchheimer Bahnhof, sagten ihm herzlich Lebewohl und luden ihn dringend zum Christfest ein. Er aber setzte sich in dem leeren Coupee in die Ecke und träumte; war ihm das Leben der letzten drei Wochen doch fast wie ein Traum gewesen: nun träumte er eine Weile noch den schönen Traum weiter. Er träumte von der Männer starker Eichenkraft und von den Epheuranken, die ihr immergrünes Gezweige um die starken Eichbäume schlingen und mit feinen Faserwurzeln sich an den Stamm klammern. Er hatte selten eine solche Kerngestalt gesehen wie den Seefelder Oberförster. War sein Antlitz rauh wie die Rinde des wetterfesten Baumes, so war sein Wort fest wie ein Baugrund, auf dem man Häuser hätte bauen können; aus seinem Handschlag fühlte man deutsche Treue heraus; sein Herz war so glaubensstark, daß die Kraft dieser Menschenbrust wohl hätte Berge versetzen können. Er hatte selten so treue Liebe gesehen wie jene, mit welcher Anna und Alma an dem Vater hingen. Junges Grün schlingt sich um alte Eichen. Nur um die alten? Was ist's, das ihn hier festhält, fern von Heimat und Elternhaus? Ja, als er wegzog, hat er die Welt sehen wollen und von seinem Vater sich die Erlaubnis erbeten, sich droben, wo die blauen Wogen an die steilen Ufer schlagen, eine Stätte des Lernens und des

Schaffens suchen zu dürfen. Aber er hat eigentlich die Bitte nicht ernstlich gemeint, und der Vater hat scherzend sein „Ja" dazu gesagt. Warum hat er denn nun die Stelle auf Erlenrode angenommen? Er hat es sich eingeredet, daß dort gerade die Stätte sei, die seine Kraft erproben, sein Auge schärfen könne. Oder ist Erlenrode die Stätte, die es ihm möglich macht, nicht wieder hundert Meilen sich vom Seefelder Forsthaus entfernen zu müssen? Jetzt erst fühlt er es, daß ihm der Abschied schwer geworden ist.

* *
*

Paul Gerhold ist hinausgezogen — hinausgezogen, um heimzukehren. Als der wintergrüne Tannenwald in die Herbergen der Liebe einzog, da ist auch Paul Gerhold heimgekehrt — in die Herberge der Liebe. Er war einen Tag früher gekommen, als er erwartet wurde: darum war niemand am Bahnhof, ihn abzuholen. Schellengeläute hätte ihn heute nicht grüßen können, denn der hohe blaue Weihnachtshimmel wölbte sich über dem kahlen Forst. Das Unschuldskleid war für die Erde noch nicht gewoben; nur an den Bäumen glitzerte hie und da im Sonnenlichte der helle Reif. Ein schöner, milder Wintertag ist's, Paul Gerhold pilgert allein auf der Landstraße zwischen Buchheim und dem Forsthaus. Er hat's eilig; aber er meint an seine Mutter zu denken und meint, Sehnsucht nach dem Elternhause zu fühlen. Die Sehnsucht nach dem stillen Haus am Waldesrand ist wahrlich nicht so gar groß; größer vielleicht die Sehnsucht nach der rauschenden See. Darum macht er den Umweg durch den Wald,

um drüben die See zu sehen. Er hat keine Eile, aber er eilt dennoch. Und als er nun in die blauen Wogen schaut, ist da das Sehnen gestillt? Das Murmeln der Wogen zieht ihm durch die Seele — ernst und leise wie stille Sehnsucht; oder — zieht ihm doch die Sehnsucht durch die Seele wie das Rauschen der Meereswellen? Er hat keine Zeit, lange in die Wogen zu schauen. Warum nicht? Du Schelm! Du wußtest es wohl, daß, wenn der Oberförster seinen Kaffee genossen hat, seine Töchter ihren Spaziergang durch den Wald machen. Siehst du die dunklen Schleier im Säuseln des Seewindes flattern? Ja, er sieht schon die rosigen Gesichter, und sein ernstes Auge wird so hell, als hätte es ein Stückchen Himmel in den hellen Angesichtern erspäht, und die Stimmen, die ihn von fern grüßen, klingen an sein Ohr wie eine schöne Melodie. Mit Schelten wurde er empfangen, weil er daherwehe wie eine Schneewolke über den frosthellen Himmel; aber er hörte den freundlichen Ton aus den Scheltworten deutlich herausklingen. Im Forsthause wurde schon zum Feste gerüstet. Der Harzduft drang ihm entgegen, und Festfreude leuchtete schon aus den Augen. Sendungen aus Obersteinbach waren schon angekommen und wurden bis zum heiligen Abend sorgsam vor seinen neugierigen Blicken gehütet. Aber die Sendungen galten nicht ihm allein, sondern auch dem Forsthause. Seit vielen Jahren hatte die alte Freundschaft nur noch in der Erinnerung gelebt. Hüben wie drüben hatte man sich für vergessen angesehen; nun war das alte Leben wie aus dem Winterschlaf zu neuer Früh=

lingsblüte aufgewacht, und als am heiligen Abend aus den vielen Umhüllungen das wohlgetroffene Bild des alten Herrn Gerhold herausgezogen und ins helle Weihnachtslicht gestellt wurde, da stand der Oberförster lange vor dem schönen Oelgemälde und hatte die Hände gefaltet, und helle Thränen flossen ihm leise über die durchfurchte Wange.

Im Forsthause ging die Festfreude stiller einher als im Obersteinbacher Herrenhause mit seiner großen Wirtschaft und zahlreichen Dienerschaft, aber gerade die Stille that dem Gast so wohl; kam er doch heraus aus den Wogen friedlosen Jagens und Sorgens, aus dem festlosen Freudenleben und aus dem lieblosen und ruhelosen Arbeitsleben.

„Sie haben recht gehabt," sagte er nach dem Feste zu dem väterlichen Freunde, „Erlenrode wird mir keine Heimstätte werden. Je länger ich dort bin, desto mehr lerne ich einsehen, daß die Menschen nicht eher das Heil erlangen, als bis sie selber eingesehen haben, daß sie blind sind und Heilung von ewigen Liebeshänden erbitten müssen; je mehr auch lerne ich einsehen, daß Menschen, die sich an die Lust und Last der Welt verkauft haben, sich immer tiefer in den Leichtsinn und Hochmut hineinverrennen. Zum ersten Juli werde ich den Staub von meinen Füßen schütteln und mein Rößlein anderswo an den Ring binden."

„Sie gedenken dann wieder heimzureisen und das väterliche Gut mit zu bewirtschaften?"

„Wenn drei Herren sich die kleine Herrschaft teilen sollten, das würde weder für die Herren noch für das

Gütchen zum Segen sein," erwiderte er, „darum gedenke ich nur eine Zeit lang zum Besuch zu den Meinen heimzukehren, um mir zum Herbst einen andern Wirkungskreis zu suchen."

„Ehe Sie heimreisen, werden Sie doch wieder im Seefelder Forsthause Station machen?"

„Ich danke Ihnen, Herr Oberförster, für die freundliche Einladung, die ich um so weniger ausschlagen werde, als es meinem lieben Vater erwünscht sein wird, die neuesten Nachrichten aus dem Forsthause zu erhalten, und er mir gar strengen Befehl geben könnte, nicht aus dem Norden zu reisen, ohne hier am Waldesrand Ihnen allen Lebewohl gesagt zu haben."

* * *

Das Wasser und das Leben rinnen fort.

Gewitterschwüle hat tagelang über dem Walde gelagert, denn der Hochsommer ist wieder eingekehrt mit seinem Buchengrün und Lerchenschlag, mit seinem Sonnenschein und seinen Wetterwolken, der Hochsommer ist wieder eingekehrt und hat den Gast wieder ins Forsthaus geführt. Als sie ihn vom Bahnhof holten, lagerte die schwere, warme Luft über dem Walde, aber heute haben sich die Wolken entladen; über den Wipfeln hat's gezüngelt und gezuckt, und in Strömen ist der Regen herniedergeflossen, um neue Lebenskräfte von den Wurzeln bis in das Laubdach dringen zu lassen.

Herr Gerhold war so ernst gewesen, als die feurigen Pfeile herniederfuhren. Er war stets ernst, seitdem er von Erlenrode gekommen war; und doch klang alles, was er sagte, ihm so tief aus der Brust

heraus, — so tief, als wären die Worte lauter Wogen aus dem tief verborgenen Quell — der Mannesliebe.

Herr Gerhold ist nach dem Gewitter mit dem Oberförster zu den Höhen gegangen, um über die Gegend zu schauen, ob's hie und da Schaden gethan habe. Er ist auf die Höhe gegangen, um die frische Waldluft zu atmen. Keine der Schwestern hat er gefragt, ob sie mitgehen wollte. Der Boden ist feucht. Vom Gezweige tröpfelt's hernieder; darum wird er sie nicht gefragt haben. Auch wußte er, daß die beiden noch zu schaffen hätten für eine kleine Gesellschaft benachbarter Familien, die sie zu morgen geladen haben. Schweigend war er mit dem Vater hinausgegangen. Die Jungfrauen aber fragen sich: Warum ist er so schweigend hinausgegangen? Sie fragen nicht einander, sie fragen jede das eigene Herz. Sie sind schweigend zurückgeblieben. Bald aber wird's der Alma zu schwül im Hause. Sie entschuldigt sich bei der Schwester mit einigen Worten, die wie ein Scherz klingen sollen, und dahinter sich doch die hervorquellenden Thränen nur mühsam verbergen, und eilt hinaus in den Wald. Als sie eine Weile einsam geschafft hat, wird's auch der älteren Schwester zu eng zwischen den vier Wänden; sie muß nach der Schwester sehen, ja nach der Schwester sehen und schlägt doch den Weg nach der See ein, obwohl sie gesehen hat, daß Alma in die junge Tannenpflanzung gegangen ist.

So pilgern sie alle einsam ihre Straße. Auch die Männer haben sich getrennt.

Einsam — einsam.

Die Abenddämmerung fing an, ganz allmählich ihre grauen Fäden zu weben von Stamm zu Stamm, und die geisterbleichen Buchen fingen ganz allmählich an, sich leise die Sagen vergangener Jahrhunderte zu erzählen. Sie erzählten die alte Geschichte von dem Ritter Kuno von Ehrenburg, der von der Ehrenburg herüber gekommen sei nach dem Meierhofe Gießelrade, hier in den Wäldern gejagt und hier aus den Wäldern des Försters Töchterlein sich erjagt habe im heißen Sturm der jungen Liebe. Weil aber des Försters Töchterlein ihm nicht ebenbürtig gewesen sei, habe er aus freien Stücken die Ehrenburg, das Erbgut seiner Väter, dem ahnenstolzen Ohm überlassen, habe für sich das Gütchen Gießelrade drunten im Thal ausbedungen, und habe es für sich und seine Nachkommen erb- und eigentümlich besessen; und sein Stamm habe dort in großem Frieden gewohnt, bis vor hundert Jahren die Linie Ehrenburg-Gießelrade erloschen sei. Das erzählten sich die geisterbleichen Buchen. Und dort auf moosbewachsenem Felsgestein sitzt einsam eine Jungfrau. Sie ist im Walde groß geworden. Was die Büsche plaudern, ist ihr eine traute Rede, und was die Bäume erzählen, das kann sie verstehen. Was die Brunnen in der Tiefe leise flüstern, das hat ihr schon die alte Amme gedeutet; was die Bäche plätschern, das hat die Mutter ihr ausgelegt; und was die Blumen plaudern, das hat niemand nötig gehabt, sie zu lehren. Auf hohem Stein sitzt die Jungfrau. Weit in der Ferne gleitet noch ein matter

Blitz hernieder, aber in der Nähe hat sich das Waldgeflügel aufgemacht, den Abendpsalm zu singen. Wie klingt vom Ast der alten Eiche der Drosselschlag so hell hernieder! Wie schlägt aus dichtem Tannengezweig so voll und lieblich die Nachtigall! Lauter Lieder sind's von Lieb' und Lust und Leben. Und selbst der Kuckuck, der nüchterne Geselle, muß heute feierlich seine Stimme erheben in dem Chor der Liebeslieder.

Die Jungfrau hört die Sage, die sich die Buchen erzählen; sie lauscht dem traulichen Geflüster aus Baum und Busch, aus Bach und Brunnen. Die Blumen hat sie in ihren Schoß gesammelt, um sie zum Kranze zu winden. Hellen Auges schaut sie hinein in all das Blühen in ihrer Hand. Ihr selber blühen helle Rosen auf den Wangen, und ihr selber glüht ein heiliges Feuer in dem Herzen. Und aus wogender Brust steigt's ihr auf, leise, ganz leise, ein Lied von Lieb' und Lust und Leben; und ihre Seele flattert wie die Waldtaube zwischen den grünen Wipfeln der Buchen und dem hohen Himmel. Und leise flüstert sie dem Busch und Baum, dem Bach und Brunnen zu: „Schweigt ihr nun stille, ich will euch eine Geschichte erzählen, die kleine Geschichte von meiner großen Liebe; — aber stille! Erzählt nicht weiter, was ich noch keinem Menschen anvertraut habe. Plaudert es nicht aus, ihr stillen Buchen, das süße Waldgeheimnis." Sie nickt den geisterbleichen Buchen zu, und ihre Lippen schweigen; aber die glühenden Wangen erzählen, die leuchtenden Augen erzählen; und das pochende Herz erzählt. Dann

senkt sie das Haupt hernieder zu den Blumen in ihrem Schoß. Es lispelt und wispelt durch die Büsche, als ob ein heimlich Segenswünschen dahergezogen komme, und als ob selige Träume aus den Schlünden und Gründen aufflatterten und sich ihr um das gebeugte Haupt lagerten; und sie versteht das Flüstern und Flattern. „Warum nickst du so traurig mir zu, du Birke am Abhang? Du allein bist traurig — wir andern alle fröhlich, selig.“

Auf dem Felsgestein sitzt einsam die Jungfrau. Wer ist sie? Ein Kind des Waldes ist sie. Wie verstände sie sonst das Waldgeflüster? Wer ist sie? Aus dem Seefelder Forsthause muß sie gekommen sein, wie wollte sie sonst zur späten Abendstunde sich in den Wald gewagt haben?

Wer ist sie?

Die Dämmerstunde webt ihre grauen Fäden von Stamm zu Stamm und webt sie um die glühenden Wangen und um die hellen Augen der Jungfrau. Die Dämmerstunde aber giebt keine Antwort, da die Birke am sandigen Abhang traurig fragt: „Wer ist sie?“

* * *

III. Im Tempel der Entsagung.

Was Gott gefällt, mein frommes Kind,
Nimm fröhlich an, stürmt gleich der Wind
Und braust, daß alles kracht und bricht,
So sei getrost, denn dir geschicht,
Was Gott gefällt.

Der beste Will' ist Gottes Will',
Auf diesem ruht man sanft und still;
Da gieb dich allzeit frisch hinein,
Begehre nichts als ganz allein,
Was Gott gefällt.

Fort sind die Gäste. Sie haben sich flüsternd gefragt: „Soll heute Verlobung gefeiert werden?" Sie haben flüsternd weiter gefragt: „Wer wird die Auserkorene sein, die stille, sanfte Anna, oder die freundliche, lebensprühende Alma?" Sie haben sich gefragt und haben keine Antwort erhalten und haben keine Verlobung gefeiert. Herr Gerhold war ebenso liebenswürdig gegen die eine wie gegen die andere. Es schien, als wenn er ernster wäre, wenn er mit der ernsten Anna, und heiterer, wenn er mit der heiteren Alma sprach.

Fort sind die Gäste. Nach acht Tagen gedenkt auch Paul Gerhold in die Heimat zu ziehen.

Wie ist der Abend so still, und wie leuchten so festlich und friedlich die Sterne ins Giebelfenster des Forsthauses herein. Alma hat das funkelnde Geschmeide und das goldene Armband abgelegt; sie

blickt hinauf zu den leuchtenden Sternen und hinunter zu dem funkelnden Geschmeide. Dann wendet sie sich eilig zu der Schwester; die Thränen stürzen ihr aus den Augen, und ihre Lippen flüstern, während ihre Arme sich um den Hals der Schwester schlingen:

„Anna, ich muß es dir verraten, bevor ich es andern, ehe ich es ihm selbst gestehen darf, Anna, ich hab' ihn lieb — unendlich lieb. Anna, ich hab' ihn lieber als mein eigenes Leben.“

„Wen hast du lieb, Alma?“ fragte die zitternde Stimme der Schwester.

„Wen, Anna, danach fragst du noch? Ihn. — Stille! Es wird uns doch niemand belauschen? Ihn — Paul Gerhold.“

Sie weinte an der Brust der Schwester. Sie fühlte es nicht, daß es eine wogende Brust sei, an der sie weinte; und als sie es fühlte, daß Annas heiße Thränen ihr in die dunklen Locken glitten, da richtete sie sich rasch auf, wischte der Schwester die Thränen von den Wangen, lächelte durch ihre eigenen Thränen hindurch und sagte: „Wir sind doch närrisch, Anna, daß wir weinen, wo wir jauchzen sollten.“

„Hat Herr Gerhold — dir — dir einen Antrag gemacht?“

„Ei, Anna, dazu war heute doch schlechte Gelegenheit.“

„Bist du denn seiner Liebe ganz gewiß?“

„Wie sollte ich nicht? Ich fühle sie, wenn er sein Auge auf mich richtet, und wenn er seine ernsten Worte zu mir redet.“

Anna wandte sich ab und machte sich an ihrem Toilettentisch zu schaffen. Alma drückte die heiße Stirn an die Scheibe und schaute hinauf zum Sternenhimmel. Anna aber löschte das Licht aus und öffnete die Kammerthüren zur Rechten und zur Linken. Die Giebelstube diente den beiden Schwestern gemeinsam; aber die Kämmerlein daneben waren für jede eine besondere Schlafkammer.

Die ältere Schwester küßte noch einmal die jüngere und mahnte:

„Nun geh' zur Ruhe, Alma, und vergiß das Beten nicht."

„Wie könnte ich das heute vergessen," erwiderte sie, „aber du, meine Anna, nicht wahr, du wirst auch nicht vergessen, für mein Glück dem Herrn zu danken und für unsere Zukunft zu beten? Unsere Zukunft! O, wie das klingt! Nun gieb mir noch einen Kuß! Gute Nacht, gute Nacht, mein Mütterchen!"

Bald lag das glückliche Kind und träumte sel'ge Träume. Das Mütterchen aber träumte nicht. Anna saß aufrecht in ihrem Bette, hatte das Haupt gestützt und weinte heiße Thränen. Sie hatte danken wollen für der Schwester Glück und beten für der Schwester Zukunft; aber sie hat es nicht können. Zum ersten Mal, solange sie denken kann, hat sie für ihre Schwester nicht beten können. „Alma, Alma, fühltest du nicht, daß deine Worte mir ins Herz schnitten wie ein frischgeschliffenes Schwert?" Leise schließt sie die Thür ihres Kämmerleins, damit die Schwester das Schluchzen nicht höre.

Fühltest du nicht, daß du mich in den Abgrund

stießest, als du dich in den Himmel schwangst? Aber weißt du es ganz gewiß, daß er dich liebt? Meine ich nicht auch, daß sein Blick mich suchte, und sein Mund Worte des Herzens zu mir redete? Nein, ich täuschte mich. Und wenn ich mich nicht täuschte — was dann? Soll ich dann meine Alma unglücklich machen? Als die Mutter auf ihrem Sterbebette lag und ihr Ende nahen fühlte, und wir ganz allein im Stübchen waren, da hat sie mich an die Hand gefaßt, hat mich festgehalten, als ob sie eiserne Klammern mir um die Hand gelegt hätte, und hat gesagt: „Hüte mir meine Alma. Du bist eingesegnet am Altar deines Gottes und weißt, meine Anna, was es dein Heiland sich hat kosten lassen, seine Schäflein zu hüten wie ein treuer Hirte. Hüte mir meine Alma, sie bedarf treuer Hut, und der Vater ist zuviel draußen im Walde. Du mußt sie schirmen mit deinen Händen und mit deinem Herzen. Sie bedarf der treuen Hut, denn sie hat ihrer Mutter Natur; sie gehört in meine Familie, ihr irdisches Leben und, ach, bald hätt' ich auch gesagt, ihr ewiges Leben wird ein flackerndes Licht sein: einen Augenblick brennt's helle, und im nächsten droht's zu verlöschen. Anna, du bist konfirmiert, und ich liege im Sterben, darum kann und muß ich es dir sagen: Deine Mutter wäre auch nicht bis hierher gekommen — weder bis in ihr achtunddreißigstes Erdenjahr, noch auf ein seliges Sterbebett, wenn sie nicht wie ein Kind auf Händen treuer Liebe getragen wäre. Ein Wurm schlummert im Stamm meines Geschlechts, und hie und da nagt er die blühenden Rosen an,

die auf dem Stamm wachsen. Wenn die Rosen sich entfalten, dann stehen sie die größte Gefahr aus. Alma hat das Auge, das Herz und die blühenden Wangen meiner Familie. Hüte sie, Anna. Wenn sie nur treu gehütet wird, dann wird sie leben — hier und dort!"

So hat die sterbende Mutter gesprochen. Ein heiliges Vermächtnis sind ihr die Worte gewesen, sie hat keins vergessen.

Anna sitzt aufrecht in ihrem Bette und weint. „Aber wie? Hat das Kind ein Recht, zu verlangen, daß ihr das ganze Erdenglück des Schwesterherzens zum Opfer gebracht werde? Stille, mein Herz! Mutterherzen haben ihrem Kinde schon größere Opfer gebracht. Welches würde die Folge sein, wenn in ihre junge Liebe hineingegriffen würde mit harter Hand? Ach, ich kenne meine Alma, ich kenne die blühenden Rosen auf ihren Wangen und die lodernde Flamme in ihrem Herzen. Ich kenne die Schwester, und ich kenne mich. Diese Hände, — ja sie sollen sich falten für Alma und für — Gerhold."

Und als sie sich falten sollen, kommen wieder all die Gedanken und jagen wie zuckende Blitze durch die Seele. Und ringsum ist's dunkle Nacht.

Anna Weingart hat sich erhoben, hat sich wieder angekleidet und hat das Fenster geöffnet; die frische Nachtluft strömt herein, der stille Mond steht droben mitten zwischen den tausend goldenen Sternen.

Du Diamant, den die Nacht mit dunklem Rahmen eingefaßt hat, du stille Mitternachtssonne, deine Strahlen besänftigen das irdische Treiben und Toben;

hast du keine Stille für ein schreiendes Menschenherz? Nein, die Stille für die Menschenherzen muß aus höherer Höhe hernieder als von dem Diamanten der Nacht. „Wer die Harfe senkt, muß die Hände aufheben," pflegte der Vater zu sagen. Und dann pflegte er wohl hinzuzufügen: „Gebet und Schweigen, Anna, das sind des Weibes Waffen, schneidiger mögen andere Waffen sein, mächtiger sind keine." Sie hat des Vaters Mahnung ebensowenig vergessen, als sie das Vermächtnis der Mutter verloren hat; aber es wird mitunter so schwer, die jungen Knie zu beugen, wenn das ganze Herz mit all seiner grünen Hoffnung und all seiner heißen Liebe mit gebeugt werden soll.

Aber Anna Weingart hat Herz und Knie gebeugt. Und als sie sich wiederum zum Fenster hinwendet, flüstern ihre Lippen:

„Jetzt weiß ich den Weg, den ich zu gehen habe. Habe Dank, du Herr im Himmel. Deinem Willen habe ich mich ergeben; auf steinichtem Pfade führt die Ergebung, aber sie führt an sicherer Hand. War ich nicht eine Thörin, die bunte Seifenblasen aufsteigen ließ? Gerhold ist nicht viel älter als ich, bald fünfundzwanzig Jahre zähle ich. Die Schwester gehört ihm schon dem Alter nach. Und dieser ernste, starke Mann, muß er nicht sprudelndes Leben sich suchen für die Lebensreise? Für einander geschaffen sind die beiden, wie die Eiche für den Epheu geschaffen ist, und der Epheu sich die Eichenkraft suchen muß. Und ich, sieh', wie blind bin ich gewesen, hab' ich nicht einen anderen Eichbaum, an den ich mich lehnen

muß? Oder sollt' ich sie beide vereinsamen lassen, den Vater und die Schwester, und meinen eigenen Weg mir erwählen? Der Vater und ich — wir gehören zusammen; in diesem Hause ist meine Stätte, nicht im fremden. Es giebt eine größere Liebe als jene, welche die Jungfrau an den Jüngling fesselt. Es giebt eine stärkere Kraft als jene, welche Mauern überspringen und eiserne Thore brechen kann, um mit dem Mann ihrer Wahl unter einem Dache zu wohnen. Es giebt eine heiligere Flamme als das Verlangen, zu besitzen und zu genießen. Entbehren können ist größer als genießen können, und entsagen können ist schöner als erjagen können. Wir sind kreuzflüchtige Leute und träumen so gern von künftigen goldenen Tagen. Als ob mein Vater mich nie gelehrt hätte, auf wen ich zu schauen, als ob ich nie gelernt hätte, wem ich nachzufolgen habe. Ich kenne meinen Weg. Und nun mag kommen, was kommen will: ich habe Mutterpflichten meiner Alma gegenüber, ich habe Kindespflichten meinem Vater gegenüber. Gott der Herr wird mir Kraft geben, alle meine Pflichten zu erfüllen." —

„Du siehst blaß aus, Anna," sagte beim Morgenkaffee der Oberförster zu seinem Kinde; „du hättest dir für die Zurüstungen zu der Gesellschaft mehr Hülfe suchen, und hättest dir gestern eine Kochfrau aus Buchheim kommen lassen sollen."

„Ich habe einige Kopfschmerzen," erwiderte sie mit mattem Lächeln; „sie werden weichen, sobald ich in der gewohnten Thätigkeit sein werde."

„Du solltest einen Spaziergang in den Wald machen."

„Der würde mir heute nichts nützen. Du weißt, Väterchen, daß ich eine zu eifrige Hausfrau bin, als daß die Gedanken nicht aus dem Walde immer wieder in die Unordnung des Forsthauses zurückpilgern müßten. Das beste Mittel wird sein, mich in die Hausarbeit zu versenken. Wenn ich Ordnung schaffen kann, dann werde ich mich wohl fühlen."

„Kleiner Haustyrann," scherzte Alma, „wir wollen eilig schaffen, damit wir bald die frische Seeluft atmen können."

„Es wäre mir lieber, Alma," erwiderte sie, „wenn du mich allein schaffen lassen wolltest, du kennst schon meine Natur; wenn da etwas in Unordnung ist, dann muß die Arbeit alles wieder zurechtrücken; wir beide würden aber nicht zwei Stunden hier zu packen und zu putzen haben; darum bitte ich dich, mich heute allein hier drinnen zu lassen. Du aber hast Waldluft nötig. Vielleicht wird Herr Gerhold die Freundlichkeit haben, dich an die See zu begleiten?"

„Mit Vergnügen," sagte er in scherzendem Ton und verbeugte sich gegen Alma. Diese aber war aufgesprungen und sagte scheltend:

„Das fehlte gerade noch, Anna, daß ich im Walde herumlaufe und dich mitten in der Arbeit sitzen lasse."

„Und wenn ich dich nun recht herzlich darum bitte, nicht wahr, Schwester, dann wirst du es doch thun?"

Alma sah sie mit einem langen, dankbaren Blick an und küßte sie.

Und während Anna im Hause Ordnung schaffte, eilten Alma und Herr Gerhold durch den Wald. Sie hüpfte an seiner Seite wie ein junges Reh; sie flatterte von Blume zu Blume wie ein Schmetterling; ihre Augen blickten zu ihm auf und leuchteten wie Sonnenlicht. Er war ernst und schweigsam wie gewöhnlich. Er stand lange, schaute hinaus aufs Meer und redete auf dem Rückwege viel von seiner Heimreise zu den Eltern und von dem Leben auf Obersteinbach, aber er schien es nicht zu bemerken, daß sie traurig das Auge zu Boden schlug, als er von seiner Abreise sprach, und daß sie blaß wurde und erglühte, wenn er von der Freude redete, seine Eltern wiedersehen zu dürfen.

Von jenem Tage an ging er dann und wann mit Alma zusammen in den Wald. Anna hatte bald diese, bald jene Entschuldigung, um stets daheim zu bleiben. Einmal, als die jüngere Schwester mit dem Vater zu den Holzhauern gegangen war, und Herr Gerhold eben eine Lektüre beendet hatte, wandte er sich an Anna mit der Bitte, gemeinsam mit ihm jene beiden aufzusuchen; aber eilig hatte sie sich abgewandt und sich mit der vielen Hausarbeit entschuldigt, die ihr heute nicht gestatte, einen Spaziergang zu machen. Er hatte seine Abreise um einige Tage verschoben. Je länger er blieb, desto mehr schien Anna ihn zu fliehen, desto ernster, kälter, höflicher schien sie ihm zu begegnen.

Am Sonntagnachmittag war's. Die Schwestern machten einen Besuch bei der Herrschaft auf dem nahen Gute Gießelrade. Die beiden Männer hatten

versprochen, sie am Abend abholen zu wollen. Der Oberförster erzählte die alten Geschichten aus der Jugendzeit. Paul Gerhold hörte mit halbem Ohr zu. Plötzlich unterbrach er den Alten und sagte feierlich:

„Bevor ich reise, Herr Oberförster, muß ich eine Angelegenheit mit Ihnen besprechen, die mir seit längerer Zeit schon auf dem Herzen und Gewissen liegt. Sie wissen, daß es mir nicht gegeben ist, viele Worte zu machen; so trete ich nun vor Sie hin und bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter Anna."

„Ich habe die Bitte aus Ihrem Munde erwartet," erwiderte ernst der Alte. „Ich will Ihnen auch sofort meine Antwort geben. Ich hoffe, daß Sie der Zustimmung Ihrer Eltern gewiß sind, wenn Sie sich die Braut aus meinem Hause und aus meinen Vaterhänden holen. Ich frage Sie nicht nach der Zukunft, in welche Sie meine Tochter zu führen gedenken; ich kenne Sie und die Ihren genug, um zu wissen, daß ich das irdische Wohl und das ewige Heil meines Kindes ohne Sorgen Ihren Händen anvertrauen kann. Aber ich bin Ihnen schuldig, zu sagen, daß, wenn ich auch im Wohlstand lebe, doch meine Anna Ihnen nur ein geringes Erbe zuführen wird im Verhältnis zu den Schätzen Obersteinbachs. Ich bin schuldig, Ihnen dies zu sagen; aber ich weiß, daß Sie davon Ihre Bitte nicht abhängig machen. Und nun nehmen Sie die Hand, die Ihnen bisher eine Freundeshand gewesen ist, als Vaterhand. Haben Sie schon mit meiner Anna gesprochen?

„Das habe ich nicht gethan," erwiderte er. „Ich hielt es für ehrenhafter, mir zunächst dafür Ihre Erlaubnis zu erbitten; auch ist Anna mir in der letzten Zeit sichtlich aus dem Wege gegangen, so daß es mir zweifelhaft ist, ob ich nicht mit einer tiefen Wunde im Herzen aus dem Forsthause werde ziehen müssen?"

„Aus dem Wege gegangen?" polterte der Alte. „Ei, das Mädchen wird doch nicht thöricht sein! Und wenn sie es wäre, so wird sie doch ihres Vaters Willen achten."

Er schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Hm, nun, Sie wissen, wie ich's meine, Herr Gerhold, zwingen würde ich ja mein Kind nicht; aber sehen Sie, die Anna hat ein anderes Wesen als die Alma. Die Anna lebt mehr nach innen hinein, ist still und scheu und zurückhaltend, und im übrigen, ja nun, im übrigen gleichen mehr oder minder alle Weiber den Ruderknechten, die den Rücken nach dem Ufer hinwenden, wo sie anfahren wollen."

Gerhold mußte lächeln über das Wort des Alten; aber das Bangen konnte es ihm nicht aus der Seele nehmen.

Die beiden Männer wanderten die Landstraße nach dem Gute entlang. Wie trägt der Alte so hoch das Haupt, wie schaut er mit Wohlgefallen auf seinen jungen, stattlichen Begleiter! Der letztere aber sieht nicht aus wie einer, der sich ein Jawort geholt hat, sondern wie ein Pilgersmann, dem dichte Nebel das Haupt umwallen. Der Hof Gießelrade liegt drunten im Thal, ein Viertelstündchen von der Oberförsterei entfernt. „Wenn ich so grausam wäre, lieber Ger-

hold, Sie Ihren Eltern entreißen zu wollen," sagte der Alte und legte seine Hand vertrauensvoll auf Gerholds Schulter, „dann würde ich Sie bitten, Gießelrade zu kaufen. Es wäre ein Besitz, wie Sie ihn schöner sich nicht wünschen können. Mein alter Nachbar aber, der nur für seine Nichte zu sorgen hat, fängt an, sich nach Ruhe zu sehnen."

„Wir werden später vielleicht wieder drüber reden können," erwiderte jener; „vorläufig bitte ich nur meinen Gott, daß er mir auf die größte Frage, die ich je in meinem Leben aussprechen werde, eine gute Antwort zu teil werden lasse."

„Sehen Sie, wir werden schon erwartet. Die junge Welt hat sich aufgemacht, uns heimzuholen."

Der Oberförster war heute nicht der alte. Seine sonst so ernsten Reden sprudelten von Scherz und Witz; er war jung mit den Jungen. Bei der Heimkehr hatte er noch eine Weile mit dem alten Nachbar vor dem Hofthor gestanden und geplaudert, während Herr Gerhold mit den Schwestern ein wenig vorweg gegangen war. Anna schaute sich nach ihm um und eilte ihm entgegen, um ihm das Geleite zu geben. Er schalt, drohte ihr mit dem Finger und polterte:

„Anna, kümmere du dich um andere Leute und nicht um dein Väterchen. Die Sorge für mich darfst du jüngeren Händen überlassen; du stehst in dem Alter, da die Täubchen ausfliegen und sich das eigne Nest bauen. Der Bachstelze dort überlasse es, um mich herum zu tänzeln und zu schwänzeln."

Sie that, als hätte sie die Rede nicht gehört, nahm seinen Arm und erzählte von dem alten Nach=

bar auf Gießelrade und von der lieben, guten Nachbarin. Gerhold und Alma waren stehengeblieben; und plaudernd über gewöhnliche Dinge, gingen die vier im Abendfrieden am Waldessaum entlang.

Wie lugte das Forsthaus mit all den Geweihen am Giebel so friedlich und traulich unter den alten Eichen heraus. Wie grüßte es wie ein alter Bekannter den Gast! Wehmut schlich ihm ins Herz, wenn er an die nächsten Tage und ans Scheiden dachte — tiefe Wehmut und hohe Seligkeit zugleich. Aber wenn er in die Seligkeit hineinschauen und hineinziehen wollte, dünkte er sich ein Pilger auf staubbedeckter Straße; der Wirbelwind erhebt sich und wirbelt dichte, hohe Staubwolken auf. Der Pilgersmann wäre ihnen gern aus dem Wege gegangen, aber er muß hindurch, hindurch, um das hohe, schöne Ziel zu erreichen. Oder sieht sein bewegtes Herz Staubwolken, wo keine sind?

Er muß Klarheit haben, je eher desto lieber. Er sucht am Montagmorgen der Anna sich zu nähern. Sie weicht ihm aus. Er überlegt, ob er sie um eine Unterredung bitten, ob er an sie schreiben solle. Er geht auf sein Stübchen und schreibt ihr alles, was sein Herz erfüllt. Er schreibt ihr von seiner großen Liebe und von der Freude, die er seinen Eltern bereiten werde, wenn er ihnen die Anna als Braut heimführe. Er schreibt von dem freudigen Jawort, das ihm aus dem Munde ihres Vaters schon gegeben sei. Er bittet sie, ihm recht bald die Frage zu beantworten, ob sie sein eigen sein und mit ihm hienieden den Tempel des Friedens bauen und mit

ihm hinaufziehen wolle Hand in Hand zu den ewigen Hütten.

Als sie vom Tische aufgestanden sind, hat er selbst draußen auf dem Flur den Brief in ihre Hand gelegt. Sie standen ganz allein einander gegenüber. Vielleicht hätte er ihr jetzt mündlich mitteilen können, was er ihr geschrieben hat; aber er hat es vorgezogen, den Brief in ihre Hand gleiten zu lassen. Als sie das Blatt ihm aus der Hand nahm, zitterte ihre Rechte, und ihr Angesicht wurde bleich wie der Kalk an der Wand.

Es war gut, daß Gerhold nach Buchheim ging, um einer befreundeten Familie Lebewohl zu sagen, und daß Alma mit dem Vater zu den Holzsägern hinüber gegangen war. Nun kann das arme Herz sich ausweinen. Nun kann sie ihm eine wohlüberlegte Antwort geben. Sie schließt sich ein in ihrem Kämmerlein. Sie bricht zusammen, ihre Lippen seufzen: „Mein Gott, warum hast du mir das gethan? Kann ich ihm auf solchen Brief ein kahles, kaltes „Nein" als Antwort geben? Treuer Gott, hättest du ihm doch die Hand gebunden, als er diesen Brief schreiben wollte! Wie viele Herzen wird meine Antwort bluten machen?! Der Vater ist schon glücklich, da er uns glücklich wähnt. Ich merkte gestern abend, daß zwischen ihnen ein Wort geredet war, und er, er hat seine ganze Zukunft in meine Hand gelegt, und Alma? — Arme Alma! — Der Mann ist kein Rohr. Der Mann ist zu stark, als daß er sich jetzt noch mit dir verloben könnte. Alma, hab' ich nicht gethan, was ich konnte? Habe ich mich

nicht von ihm abgewandt? Habe ich sie ihm nicht zuführen wollen? Alma, kannst du mehr von mir verlangen? Du kannst, du wirst seine Braut nicht werden. Wenn ich nun dich in meine Arme schließe, dir alles sage und dir meines Herzens Falten aufdecke, wirst du dann noch mitten hineintreten wollen zwischen uns, zwischen seine und meine Liebe? — — Nein, das wirst du nicht, meine Alma! — Aber — dir wird bitteres Weh durch das Herz gehen. Und wenn ich ihn abweise, und er wird zu dir nicht wiederkehren, — was dann, Alma? Wird dir dann nicht auch das Weh durchs Herz gehen? Ja — ja, Alma, aber dann wird dir dein Heiland beistehen und das Kreuz tragen helfen! O, wer hilft mir heraus aus dem brandenden Meer all der Fragen? Soll ich mich flüchten an des Vaters Herz? Aber er versteht nicht, was ich ihm sagen werde; er kennt Alma nicht, wie ich sie kenne. Wie, wenn er in dieser Stunde dem Kinde schon anvertraute, was ihm das Herz bewegt? Wer hilft mir heraus aus all den Fragen? Du Herr, du, der du mich hereingeführt hast, mußt mich herausführen."

Und als sie ihres Herrn Hand ergriffen hatte, ward ihr Herz still. Zwar zittert noch immer die Rechte, so daß sie ihm die Antwort nicht schreiben kann; aber das Herz ist still.

Als Alma heimkehrt, hört es die Schwester an der fröhlichen Stimme, daß der Vater ihr nichts anvertraut hat. Alma wundert sich über das bleiche Aussehen der Schwester. „Willst du das Abendbrot besorgen? Dann werde ich noch ein Stündchen hinaus-

gehen in den Wald. Wo werde ich den Vater treffen?"

„Gewiß," erwiderte sie, „will ich die Hausfrau sein. Den Vater wirst du drüben auf der Tannenhöhe beim Dachsbau treffen."

Ja, da stand er zwischen all dem jungen Grün, mit all der Freude und Hoffnung im Herzen und schaute verwundert auf seine Anna. Sie aber sank ihm an die Brust, weinte und sagte:

„Vater, ich werde dich betrüben. Du weißt, daß Herr Gerhold um meine Hand angehalten hat, und hast dich schon auf unsere Verbindung gefreut. Ich aber kann nicht sein Weib werden —."

„Anna," fragte er mit bebender Stimme, „du kannst nicht?"

„Nein, Vater, ich kann — ich darf nicht, Vater, laß mich die Gründe dir später sagen, später — —, wenn Herr Gerhold abgereist ist, und vertraue mir bis dahin so weit, daß du es glaubst, daß ich starke Gründe habe."

„Anna, ich verstehe dich nicht. Ich kann's auch nicht billigen, daß du dich jetzt nicht offen ausprichst."

„Vertraue mir, mein Vater. Vertraue mir."

„Sei ruhig, mein Kind, ich will dir vertrauen, weil du mir bisher stets eine verständige und treue Tochter gewesen bist, und weil ich weiß, daß du in dieser Angelegenheit nichts gethan und gesagt hast, ohne deinen Heiland gefragt zu haben, aber das darf ich dir nicht verhehlen, daß seit dem Tode deiner Mutter mich ein solcher Schlag nicht getroffen hat." Sie

erbebte, sie lehnte sich wieder schluchzend an seine Brust.

„Ich wußte es," sagte sie, „daß meine Handlungsweise dir sehr wehe thun würde; aber ich glaube, daß du die Beweggründe billigen wirst, die mich leiteten."

„Hat Gerhold sich irgendwie deiner Liebe oder Achtung nicht würdig gezeigt?"

„Vater, ich kenne keinen Mann, den ich höher achten könnte als Gerhold. Aber noch eins, Vater, willst du mir versprechen, Alma nicht merken zu lassen, was vorgefallen ist?"

„Ich verstehe dich nicht, Anna."

„Aber du vertraust mir, so gieb mir das Versprechen."

„Es wäre nicht weise, das Kind mit so ernsten Angelegenheiten zu quälen; darum will ich dir gerne das Versprechen geben."

Sie küßte ihn und kam mit ihm heim. Gerhold war auch zurückgekehrt. Hat er die Antwort aus ihrem bleichen Angesichte herausgelesen, die ihre zitternde Rechte ihm noch nicht hat schreiben können? Er ist ernst und schweigsam. Alma versucht es vergebens, bald hier, bald dort eine helle Saite anzuschlagen. Jeder freut sich, als die Fledermäuse die alte Eiche umflattern, und die große Kuckucksuhr die Ruhestunde anmeldet. Aber ob alle die Schlafkammern suchten, so hat doch niemand die Ruhe gefunden. Selbst Alma, der bisher die Hoffnung und die Zuversicht aus den Augen geschaut hatte, wurde bange, flatterte hin und her wie die Lerche vor dem

Unwetter und fragte nach dem Grunde der allgemeinen Verstimmung, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten.

Anna aber hatte die Thür ihrer Kammer verschlossen, und als die Sterne vom Himmel strahlten, fanden die Hände Kraft, ihm die Antwort zu schreiben auf seinen Brief; ihm, den ihre Seele lieb hatte, ihm, dem sie hätte folgen mögen bis an der Welt Ende, und darüber hinaus. Die Hand fand die Kraft ihm zu schreiben, daß sie ihm nicht einen Schritt weit folgen wolle und folgen dürfe auf der Lebensbahn, daß ihre Wege nimmer zusammenlaufen würden zu einem einzigen Lebenswege. Sie verhehlte ihm nicht, daß ihr selber das Herz blute, da sie ihm diejenige Antwort auf seinen Brief nicht geben könne, die er wünsche. Sie bat ihn, daß er nach den Gründen nicht fragen möge, die sie zu dieser Antwort getrieben hätten; dieselben seien im heißen Kampfe ihrer Seele ihr immer triftiger und gewichtiger geworden; und sie dürfe sicherlich hoffen, daß er ihr Vertrauen schenke und nicht anders von ihr glauben werde, als daß sie ihm ihre Antwort erst nach ernster Ueberlegung und nach vielem Beten habe zugehen lassen. Sie werde ihm jederzeit eine schwesterliche Liebe bewahren und bitte um brüderliche Zuneigung.

Jetzt hielt die Hand inne. Sollte sie mehr schreiben? Anna dachte an ihre Alma. Sie sah die hellen Augen strahlen in großer Hoffnung. Und dann sah sie dunkle Nacht sich auf die hellen Augen herniedersenken. Soll sie mehr schreiben, als sie bisher geschrieben hat? Zweimal setzt sie die Feder an,

und zweimal legt sie dieselbe wieder nieder. Werde ich mich nicht verraten? fragen die bebenden Lippen. Werde ich ihn nicht abstoßen vom Schwesterherzen, wenn meine Worte ihn heranziehen wollen? Nein, er vertraut mir, er liebt mich, er wird das Wort nicht übel deuten. Und zum dritten Male nimmt sie die Feder in die Hand und fügt die Worte hinzu: „Ich glaube, daß meine Schwester Alma Ihnen eine bessere Gattin werden kann als ich. Ich werde zufrieden sein, wenn ich dereinst als Ihre Schwägerin in Ihrem Hause werde einkehren dürfen.“

Dann schließt sie den Brief und schaut noch eine Weile hinaus in die sternenklare Sommernacht. Still leuchten die Sterne vom Himmel hernieder. Heilige Tempelstille lagert über dem grünen dunklen Wald; heilige Tempelstille über der einsamen Menschenseele.

* *
*

IV. In der Stille des Leids.

Auch mir ist nichts aus jener Zeit geblieben
Als nur mein Lied, mein Leiden und mein Lieben.

Der Gast ist abgereist. Kalt wie Marmor ist Annas Hand gewesen, als sie ihm Lebewohl gesagt hat. Alma ist hinaufgeeilt auf ihr Stübchen und hat bitterlich geweint. Er hat sie nicht gebeten, ihm zum Bahnhof das Geleit zu geben, und sie haben ihm ihre Begleitung nicht angeboten. Der Oberförster hat die starken Rappen anspannen lassen und hat sich schweigend zu dem Gast in die alte Familienkutsche

gesetzt. Er hat die Hand des Gastes in die seine genommen und hat traurig gesagt:

„Ich hätte nicht gedacht, daß wir also von einander scheiden würden."

„Ich auch nicht," erwiderte Herr Gerhold.

„Nochmals bitte ich Sie, Ihrem Vater und allen den Ihren die herzlichsten Grüße von mir zu bestellen."

„Würden Sie sich nicht entschließen können, Herr Oberförster, uns einmal auf Obersteinbach zu besuchen?"

„Sie wissen selbst," antwortete er, „wie sehr ich durch mein Amt gebunden bin, und wie schwer Vertretung für mich zu erlangen ist, und wie unzureichend diejenige sein würde, die ich mir würde verschaffen können. Uebrigens ist die Reise für einen alternden Mann weit und schwierig, so daß ich kaum hoffen darf, meinem lieben, alten Freunde jemals in seinem eigenen Heim die Hand zu drücken."

Eine Weile hatten sie schweigend neben einander gesessen; dann hatte der Förster das Gespräch wieder aufgenommen und hatte fortgefahren:

„Und Sie, lieber Gerhold, darf ich unter diesen Umständen kaum bitten, uns wieder zu besuchen. Nicht, als ob ich nicht allezeit ein offenes Haus und ein offenes Herz für Sie hätte; aber Sie wissen wohl, wie ich's meine. Nun, wie weit auch unsere Wege auseinandergehen: auf Wiedersehen, Gerhold!"

Er wies mit dem Finger nach oben und legte seine Rechte in die Rechte des Gastes.

Der alte Oberförster war ein Feind alles schwärmerischen Wesens. Aber als nun die stattliche jugend-

liche Gestalt im Coupee der Eisenbahn stand und ihm noch einmal — zum letzten Mal die Hand reichte, da trat er zu ihm und hielt ihn umschlungen in väterlicher Liebe, bis der Schaffner herangetreten war, um die Thür zu schließen. So war der Gast abgereist.

Droben aber auf ihrem Stübchen saßen die Schwestern und weinten bitterlich. Zuerst hatte nur die Alma geweint; als sie sich aber an der Schwester Herz geflüchtet hatte, da war's auch bei der Anna hell und heiß wie ein lebendiger Quell hervorgesprudelt.

Gehofft hatte Alma bis zum letzten Tage, bis zur letzten Stunde, gehofft wie ein Kind auf die Weihnachtsgabe, die ihm ganz gewiß in die Hand gelegt wird. Und nun ist von all der Hoffnung nichts geblieben als das bittere Weinen. Nichts weiter? „Anna," fragte sie, „wird er denn nicht wiederkommen?"

„Aber Alma," erwiderte sie, „hat Herr Gerhold denn ein Wort zu dir gesagt, welches dir das Recht giebt, auf seine Hand deine Zukunft gründen zu wollen?"

Sie blickte die Schwester mit großen Augen an: „Ist er nicht so freundlich und liebevoll gegen mich gewesen?"

„Freundlicher und liebevoller als gegen andere? War er nicht gegen jedermann freundlich?"

„Was sollen solche Fragen, Anna? Du weißt, was er mir gewesen ist. Gieb mir lieber Antwort auf die eine Frage: Meinst du, daß er wiederkommen wird?"

„Seine Heimat ist über hundert Meilen von uns entfernt; wenn er dich um Hand und Herz hätte bitten wollen, dann wäre er nicht eher abgereist, als bis er das Wort gesprochen und Antwort von dir erhalten hätte."

„Anna," erwiderte sie, „sei nicht grausam in deinem klaren Denken und kalten Berechnen. Ich würde ihm nachreisen über Berge und Meere, wenn er mich riefe; wär's denn nicht möglich, daß er schriebe, wenn er mit seinen Eltern geredet haben wird?" „Armes Kind," klagte Anna und zog die Schwester an sich, „ich glaube, ich hätte dir früher meine kalte Berechnung in dein armes Herz senken sollen. Unmöglich wäre es zwar nicht, daß er an dich schriebe, aber für wahrscheinlich halte ich es nicht."

Immer wieder haschte Alma nach einem Schimmer der Hoffnung, und immer wieder baute sie sich ihre Luftschlösser auf wallendem Nebel. Endlich beruhigte sie sich unter dem Zuspruch der Schwester so weit, daß sie dem Vater bei seiner Heimkehr entgegentreten konnte, ohne ihm sogleich das ganze Herz ausschütten zu müssen. Es wäre auch für den Oberförster wohl fast zu viel gewesen, heute auch den Schmerz dieses Kindes noch mit tragen zu müssen. Es war deutlich zu sehen, wie hart dem Manne das Scheiden gewesen war. Er hatte schon seine Lebenswurzeln verschlungen mit den Wurzeln jenes anderen Eichbaums. Der Sohn war ihm fester ans Herz gewachsen als einst der Vater, denn in dem Sohn hatten die Schätze der Jugend das Alter wieder jung gemacht; auf dieses Mannes Hand hätte er die Zukunft seiner heiß-

geliebten Tochter gründen wollen. Ja, verschlungen waren die Wurzeln starker Bäume, und wenn die Wurzeln starker Eichen auseinander gehauen werden, dann erbeben die Bäume von der Rinde bis ins Mark.

Anna hatte wohl bemerkt, wie tief der Vater den Schlag gefühlt habe, den ihre Hand ihm zugefügt hatte. Er aber hatte es gesehen, wie schwer seinen beiden Kindern die Trennung von dem Gast geworden war. Darum vermieden sie es, in den nächsten Tagen das Gespräch auf Herrn Gerhold zu bringen; auch hatten in der letzten Zeit dem Vater mancherlei Arbeiten im Walde, und für die Kinder mancherlei häusliche Geschäfte sich angehäuft, so daß alle vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihren eigenen Wegen und ihren eigenen Gedanken nachgehen konnten. Aber endlich mußte Anna sich dem Vater gegenüber aussprechen, sie mußte sich das Herz erleichtern und ihm die Augen öffnen über Almas Liebe. Sie sprach zu ihm in ihrer sanften, verständigen Weise; sie redete davon, daß Almas Herz ein Recht auf den Besitz Gerholds habe, daß Alma ihre ganze Erdenhoffnung auf den Mann gesetzt habe, und daß sie selbst als die ältere Schwester sich nicht habe entschließen können, diese Hoffnung zu zertreten und mit kalter Hand in die warme Liebe hineinzugreifen.

Oberförster Weingart war ein verständiger Mann; aber für die Worte seines Kindes hatte er kein Verständnis.

„So rufe doch Alma,“ sagte er, „daß ich mit

ihr rede. Vorrechte, meinst du, habe sie gehabt? Hat er denn nicht um deine Hand gebeten? Und da sollte ihre kindische Schwärmerei ihr ein Vorrecht geben? Mußte sie denn nicht bedenken, daß du ein besseres Vorrecht hast, da du doch über sechs Jahre älter bist als sie und jedem Hausstande in Ehren vorstehen kannst?"

„Vater," bat sie, „laß mich Alma nicht rufen; rede nicht mit ihr über diese Angelegenheit. Vater, es würde Almas Tod sein."

„Närrin," sagte er, „daß aus Liebesgram jemand stirbt, das steht in unsinnigen Romanen, aber nicht im Leben, am allerwenigsten im Leben der Christenmenschen geschrieben."

„Aber, Vater, daß gewaltige Erschütterungen schlummernde Krankheitskeime entwickeln können, das glaube ich schon mehrfach gehört zu haben. Findest du nicht, daß unsere Alma der verstorbenen Mutter sehr ähnlich sieht?"

Er stutzte: „Gewiß, Anna," sagte er hastig. „Sie hat der Mutter Gestalt und Züge und ihr ganzes Wesen."

„Vater," fragte sie weiter, „haben wir denn nicht die heilige Pflicht, sie auf sanften Händen der treuen, hütenden Liebe durchs Leben zu tragen und alles abzuwenden, was die Rosen auf ihren Wangen könnte erbleichen lassen?"

„Die Rosen auf ihren Wangen?" Er stützte traurig das Haupt. Er dachte daran, daß seiner verstorbenen Gattin die Rosen auf den Wangen noch im Sarge geblüht hatten. „Die Rosen auf den

Wangen!“ seufzte er. Nach einer Pause aber fuhr er fort:

„Und dennoch kann ich als Vater nicht dulden, daß dem einen Kinde unrecht geschieht, um das andere zu schonen.“

„Mir geschieht kein Unrecht, mein Väterchen. Geschieht mir nicht, was ich mir selbst erwählt und erwünscht habe? Kann ich Besseres verlangen, als bei dir zu sein und für dich und unsere Alma zu leben? Nicht wahr, mein Vater, du schonst unsere Alma wenigstens in ihrem ersten Schmerz? Sie wird auch zu dir kommen und dir ihr Herz ausschütten; du aber verschweigst es ihr, daß Gerhold um meine Hand angehalten hat, verschweigst es ihr wenigstens im nächsten halben Jahr noch, bis die Wunde ihres Herzens vernarbt ist.“

„Ich glaube, daß ich nicht recht handle, wenn ich dir dies Versprechen gebe; aber ich will mir's überlegen, mein Kind. Zunächst werde ich Alma schonen, aber später wird das Recht seinen Gang gehen, Männer müssen offen und auf gerader Straße zu ihrem Ziel kommen.“

„Aber wirst du so lange Alma gegenüber schweigen, als bis du und ich wieder über diese Angelegenheit gesprochen haben?“

„Das will ich, Anna; nur bitte ich mir aus, daß du mir das Mädchen nicht weiter in die thörichte Schwärmerei hineinführst, sondern ihr, soviel du kannst, den Kopf und das Herz zurechtrückst.“

„Das will ich thun, soviel ich kann. Ich danke dir, mein Vater.“

In den nächsten Wochen aber schien es der Vater vergessen zu haben, wieder mit Anna über die Schwester zu sprechen. Alma hatte die ganze Last ihrer Seele ihm ausgeschüttet. Er hatte gepoltert, gescholten und von Thorheiten geredet, und sie hatte geweint. Aber plötzlich hatte er ihr mit seiner starken Hand die rosigen Wangen gestreichelt und hatte zu ihr gesagt: „Das Gebet ist ein Sieg mitten im Kampf, Alma. Vergiß das nicht, was ich dir schon früher gesagt habe; dann wirst du auch über die Leidenschaft und das Leid deines Herzens triumphieren."

Ein langer Brief von Gerhold war gekommen. Der Oberförster las ihn nicht vor, wie es sonst seine Gewohnheit war, sondern teilte nur einzelne Sätze daraus mit. Während er las, hustete Alma.

Der Vater machte eine Pause im Lesen und schaute über den Brief hinweg in seines Kindes Antlitz. Die Rosen blühten ihr auf den Wangen, das Auge leuchtete in hellem Glanz. Als der Oberförster den Schluß des Briefes gelesen hatte, lehnte er sich in seinen Sessel und stützte tief betrübt das Haupt. Er sah nicht aus wie eine starke Eiche.

Von jener Zeit an vermied er es, über Gerhold zu sprechen. Er sprach davon, daß es ihm lieb sein werde, wenn Alma mit einer ihm befreundeten Familie aus Buchheim, die zum Herbste ihrer Gesundheit wegen nach Italien gehen wollte, mit in den Süden ziehe. Sie aber lehnte dies Ansinnen entschieden ab. Sie behauptete, am Heimweh sterben

zu müssen. Sie verlangte, daß, wenn sie reise, auch Anna mitreisen solle.

So kam der lange, trübe Winter. Wenn die Luft hoch, und der Himmel blau war, schien in Almas Brust die alte Fröhlichkeit wieder einkehren zu wollen; aber es war ein Strohfeuer, das bald niedergebrannt war. Sie war oft so ungestüm, und bisweilen war sie launisch. Sie konnte lange still zuhören, wenn die Schwester über Entsagung und Ergebung sprach. Sie klagte wohl: „Früher konnte ich auch still sein — aber jetzt — jetzt kann ich's nicht. Weißt du noch, was ein Dichter sagt, Anna? Ich hab's nicht vergessen:

„Lieb' ist Rauch, erzeugt aus Seufzerhauch;
Geschürt ist sie ein funkelnd Feu'r im Aug',
Gequält ein Meer, von Thränen angeschwellt.
Was ist sie sonst? Verständ'ge Raserei
Und süße Gall' und ekle Spezerei."

„Das ist kein gutes Wort," erwiderte Anna, „wenigstens ist es kein christliches Wort. Wir haben auch für unsere irdische Liebe ein heiliges, himmlisches Vorbild. Das Wort, welches du nanntest, mischt Reines und Unreines zwischen einander. Ich weiß wohl, daß viele Romanschreiber unserer Tage den Standpunkt jenes Dichters einnehmen; aber, liebe Alma, das beweist mir nur, daß unsere Zeit sich dem Christentum entfremdet hat. Christliche Liebe ist eine reine Quelle, die mit dem Schmutz der Welt und mit dem bitteren Wasser des Murrens, oder gar des Verzweifelns, sich nicht mischt. Ich weiß wohl, daß die Maler unserer Zeit die Liebe

meistens darstellen als eine kämpfende und triumphierende Königin; aber ich weiß auch, daß sie damit das Urbild unserer christlichen Liebe verlassen und verloren haben; denn der Bräutigam der Kirche, der die Braut geliebet hat bis ans Ende und ohne Ende, der stellte am klarsten seine Liebe dar, als er das Kreuz trug und duldete. Und wenn der Apostel in dem hohen Liede von der Liebe ihre Thatkraft preist, hast du es vergessen, Alma, daß, als er da alles aufgezählt hat, was die größte aller Christentugenden leistet, daß er allem dann die Krone aufsetzt mit dem einen Worte: Sie duldet alles?"

Alma legte ihren Arm um Annas Nacken und sagte:

„Ich glaube, daß du stiller wärest, mehr Ergebung zeigen und mit stärkerer Kraft dein Leid tragen würdest, wenn du in meiner Lage wärest. Aber du ahnst nicht, mit welcher Gewalt sich das Herz an den Mann seiner Liebe hängt, und welchen Kampf es kostet, alle Erdenhoffnung zu Grabe tragen zu müssen."

Anna erbebte, und ein Thränenstrom quoll ihr unter den Wimpern heraus.

„Ich fühle es mit dir," sagte sie, „daß es ein heißer Kampf ist; aber je mehr wir den Quell unserer Liebe in ewiger Seligkeit suchen und finden, und je mehr wir das Ewige in dem Menschen lieben, desto leichter wird uns der Kampf. Der Christ muß und soll sich hindurchkämpfen vom Sinnlichen und Irdischen zum Ewigen, zum Seligen: das ist der Sieg seiner Liebe."

„Wohl kann ich dem Vater beistimmen," erwiderte sie ernst, „wenn er das Gebet einen Sieg mitten im Kampfe nennt; aber manchmal ist es mir, meine Anna, als wenn mein Erdenleben erst hinsinken müßte, ehe ich völlig triumphiere."

„Wohl muß es bei uns allen hinsinken, ehe uns die Krone gereicht wird — —"

„Aber den einen weht der Herbststurm ins Grab, und den andern das Brausen des Frühlings."

Anna umarmte die Schwester und flüsterte ihr ins Ohr:

„Das ganze Herz
Mit seinem Schmerz
Leg' still in Jesu Willen.
O seine Treu'
Ist täglich neu,
Wird dich mit Frieden füllen."

„Wie du die schönen Verse immer so festhalten kannst," sagte Alma. „Dein Gedächtnis ist eine Tafel, auf der nur reine Schrift haftet; aber das meinige nimmt alles auf, mag eines verständigen oder unverständigen Mannes Griffel darüber fahren."

„Sei vorsichtig in der Wahl der Bücher, die du liesest; denn für ein erregtes Herz kann Gift sein, was der gesunden Seele nicht schadet. Doch, ich habe heute die erste Lerche aus der Wiese aufsteigen sehen, laß uns hinausgehen, daß wir ihrem Schlage lauschen."

„Mir bringt sie den Frühling nicht, denn ich werde immer der krächzende Rabe auf winterkahlem Ast sein."

„Pfui, schäme dich, Alma!"

„Ach ja, Anna, ich bin ein kleingläubiges, schwaches Kind. Komm nur, daß wir den Frühling des Herrn suchen.“

„Und deinen Frühling, Alma.“

Leichtfüßig hüpfte sie wieder über die grünen Matten, und ihre Wangen glühten unter den Strahlen der Frühlingssonne. Und höher stieg die Sonne, und häufiger saßen die Jungfrauen auf dem moosbewachsenen Gestein, hinausschauend in die rauschenden Meereswellen. Als aber die Sonne schräge Strahlen durch dasselbe Laub sandte, und der Herbstwind über kahle Fluren dahinbrauste, da hat er der Alma den bösen Husten mitgebracht, und Bekannte, die sie lange nicht gesehen hatten, behaupteten, die Alma habe sich sehr verändert; sie sehe viel ernster aus als früher, aus ihrem Auge leuchte ein eigentümlicher, ein himmlischer Glanz. Der Vater hatte schon lange mit sorgenden, bangen Blicken sein Kind angeschaut. Der alte Hausarzt und Hausfreund sprach davon, die beiden Schwestern nach Meran zu schicken, kam aber von diesem Vorhaben zurück, weil er fürchtete, daß das Heimweh die Alma völlig krank machen würde.

So gingen sie dem Christfest entgegen. Almas Husten war bald stärker und bald wieder schwächer; ganz wollte er sie nicht verlassen. Sie fühlte sich aber nur wenig angegriffen, konnte ihre Arbeiten zum Fest treulich vollenden und hatte ihre kindliche Freude daran. Auch für Obersteinbach waren Lebens- und Liebeszeichen gearbeitet, und als die Kiste gepackt wurde, die in den fernen Süden reisen sollte, ist

manche Thräne hineingeflossen. Anna aber hatte schon während der Vorbereitungen zum Fest einen Schritt erwogen; und je mehr sie in der Schwester verklärtes Gesicht hineinsah, desto mehr wurde sie in dem Entschlusse bestärkt, ihre Absicht auszuführen; und als die Festzeit vorüber war, schloß sie sich wieder einmal ein in ihrem Stübchen und schrieb einen langen Brief an Paul Gerhold. Sie schrieb ihm, wie eine Schwester dem Bruder schreibt, sie schrieb von der Betrübnis, die über dem Hause und über den Herzen lagere seit seiner Abreise; sie schrieb ihm über Almas Husten und über des Vaters Befürchtungen. „Die Krankheit,“ so fuhr sie fort, „ist bei Alma noch im Entstehen; ich hoffe, daß sie noch unterdrückt werden kann. Der einzige aber, der vielleicht den Würgengel von unserer Thür verscheuchen kann, soweit dies Menschenhänden möglich ist, sind Sie. Ich kann Ihnen vertrauensvoll und offen schreiben, weil ich meine Worte an ein Bruderherz richte, und weil ich nicht befürchte, mißverstanden zu werden. Was ich Ihnen schon früher angedeutet habe, muß ich Ihnen jetzt offen mitteilen: Alma liebt Sie mit der vollen Glut ihres Herzens. Nun welkt sie dahin, seitdem Sie uns verlassen haben, denn sie gebraucht Liebe wie die Sommerblume den Morgentau. Wenn Sie sich entschließen können, die treue, starke Hand, welche Sie mir reichen wollten, meiner Schwester zu bieten, Alma in den Süden zu führen und dort ihr eine neue Heimat zu gründen, dann dürfte ich hoffen, daß Alma genesen werde.“

Sie ließ den Brief noch einige Tage in der

Schublade liegen. Sie feilte noch an den Worten; sie änderte die Sätze; aber dann schickte sie ihn ab, ohne auch nur dem Vater ein Wort darüber zu sagen.

Die Antwort kam bald. Paul Gerhold schrieb ihr als Bruder und als Mann. Er dankte ihr für das Vertrauen, das sie ihm geschenkt habe; aber ihre Bitte könne er nicht erfüllen. Er habe nur ein Herz und nur eine solche Liebe, wie sie die Braut vom Bräutigam verlangen müsse; sie wisse, wem diese gehöre. So schmerzlich er es bedauere, daß Alma ihre Hoffnung auf ihn gesetzt habe, so fest dürfe er behaupten, daß es nie in seinem Verhalten hervorgetreten sei oder in seiner Absicht gelegen habe, ihr Veranlassung zu solchem Hoffen zu bieten. Auch könne er sich nicht viel davon versprechen, wenn er Annas Bitte erfüllen wolle, denn Wahrheit und Klarheit sei nötig, wo des Weibes Hand sich in die Manneshand legen solle; und wenn er Alma sage, was er ihr bieten könne, so werde ihr das nicht genug sein, ob es auch das treueste Bruderherz wäre. Dem Herrn, der den Menschen Freud' und Leid, Gesundheit und Krankheit schicke und abnehme, dem werde er in Zukunft sonderlich die Last der lieben Alma in treuer Fürbitte auf sein Herz legen.

Anna hatte kaum eine andere Antwort erwartet, und doch zitterte sie, und die Buchstaben tanzten ihr vor dem thränenfeuchten Auge.

Nach einigen Tagen kam Alma keuchend die Treppe heraufgeeilt. Es machte ihr Mühe, die Stufen heraufzusteigen. Ihre Augen leuchteten; ihre Lippen bebten:

„Anna," rief sie, „ich habe einen Brief von Gerhold erhalten."

„Was schreibt er denn?" fragte sie freudig bewegt.

„Er schreibt mir von der Treue seines Bruderherzens und von dem Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft. Er schreibt mir gute Worte; er schreibt, als wenn er eine Ahnung davon habe, wie es um das arme kleine Mädchenherz stehe; und mir ist's, als wolle er mich mahnen, meine Hoffnung nicht mehr auf Menschen zu setzen, auch nicht auf den besten und stärksten, sondern ganz allein auf den, von dem ewige Hoffnung kommt."

Anna las den Brief und gab ihn zurück.

„Du hast recht gelesen, Alma; ja so ist's gemeint. Es sind gute Worte."

Eine Zeit lang schien der Brief die welke Blume aufgerichtet zu haben. Aber dann wurde der Husten stärker. Tagelang kam die Kranke nicht aus dem Bette. Anna saß neben ihrem Lager und redete weiche, linde Worte wie eine Mutter zu ihrem Kinde; und manchmal lag Alma so still und friedevoll wie ein Kind in seligen Träumen, aber wenn der böse Husten sich tief aus der Brust heraus Bahn brechen wollte, dann griff sie nach der Hand der Schwester, und ihr Auge irrte umher, so angst, so bange, wie wenn ein Unwetter aufzieht, und Blitz und Donner durch die Bäume sausen.

„Wenn nur erst der Wald wieder grün wird," tröstete der Vater, und man merkte, wie schwer ihm solcher Trost über die Lippen komme, „dann sollst du

Waldesluft atmen und in der Waldesstille wieder genesen."

Sie aber faßte mit der Linken Annas Hand, und mit der Rechten streichelte sie ihm die durchfurchte Wange und sagte:

„Die Stille eines Schwesterherzens ist Waldesluft für eine kranke Seele."

Er nickte zu ihrer Rede, und sie lag in den weißen Kissen. Die Rosen blühten auf ihren Wangen, ihr Auge leuchtete, und aus ihrem Angesicht strahlte es still und friedlich. Als aber der Lenz ins Land kam, und der Wald grün wurde, da — zwitscherte unser Waldvöglein nicht durch das Gezweige.

* * *

V. Im Himmel der Seligkeit.

Nun kommt das Ende:
Ja, deine Hände,
Sie führen's aus!
Sie leiten, heben
Durchs irdische Leben
Ins Vaterhaus.

Drum ich befehle
Dir meine Seele,
Du treuer Gott!
Ich will dich loben,
Der mich gehoben
Aus aller Not.

Sie haben drunten im Hause der Kranken das Lager bereitet neben der Schlafstube des Vaters. Das Stübchen liegt nach dem Walde hinaus. Sie

haben's gar traulich und gemütlich gemacht: dort drüben, wohin ihre Augen schauen, wenn sie sich aufschlagen, haben sie das Bild ihres Heilandes hingehängt, und dort ein wenig abseits hängt Gerholds Bild. Ja, Gerholds Bild. Gerade vor drei Jahren ist Gerhold eingezogen und hat in diesem Stübchen gewohnt; und vor fast zwei Jahren ist er ausgezogen.

„Nun bin ich hier eingezogen," flüstern die Lippen der Kranken, „und wenn ich ausziehen werde, wohin werde ich dann gehen? Paul Gerhold, ich wollte mit dir gehen, ich wollte dir folgen immerdar, aber nun werden unsere Pfade auseinandergehen, und dann, nach langen Jahren, wirst du mir folgen. Paul Gerhold, wiedererkennen werde ich die ernsten, festen Züge in deinem Angesicht auch in der Ewigkeit."

Da tritt Anna herein, setzt sich an ihr Bett und streichelt ihr die magere Hand.

„Anna," sagt sie, „weißt du, welchen Wunsch ich hätte?"

„Das weiß ich nicht, mein Liebchen," erwiderte sie, „aber wenn ich kann, will ich ihn dir gern erfüllen."

„Das Erfüllen hängt nicht von dir allein ab, und ich zweifle — —"

„Aber wie heißt dein Wunsch, meine Alma?"

„Sieh', Anna, der Ephen wollte sich um den Eichbaum schlingen und wollte an ihm in die Höhe ranken, aber der Eichbaum duldete es nicht; das aber konnte der starke Baum nicht wehren, daß die grünen Hoffnungsranken einzelne seiner Aeste ergriffen und

sich daran in die Höhe richteten. Nun wächst der Epheu über den Eichbaum hinaus; o, Anna, könnte ich ihn jetzt noch einmal sehen, ihn, an dem meine Seele sich emporgerankt hat, ohne daß er es wußte, wie die Rebe am Geländer. Nicht mit dem Auge sinnlicher Liebe würde ich ihn anschauen, sondern mit dem Auge der Liebe, damit — — mein treues mütterliches Schwesterherz lieben würde, wenn sie je einen Mann fände, der sich ihrer wert zeigte. Ja, das ist mein Wunsch, Anna, meinst du, daß er kommen wird, wenn wir ihn bitten."

„Ich weiß nicht, Alma."

„Aber du willst ihn bitten in meinem Namen, im Namen einer Sterbenden. Willst du, mein Schwesterherz?"

„Ja," sagte sie zögernd.

„Du weißt nicht, ob wir es ihm zumuten dürfen, uns ein solches Opfer an Zeit und Geld zu bringen. O, Anna, die Seinen werden leicht Ersatz für ihn schaffen, und wenn er es will, dann ist er so reich, daß er die Reisekosten nicht scheut."

„Daran denke ich nicht," erwiderte sie, „aber ich fürchte, daß sein Kommen und seine Anwesenheit dich aufregen und nachteilig auf dein Befinden einwirken werden."

„Vor einem Jahr hätte sein Kommen solche Folgen haben können, heute nicht. Und wenn es mich aufregte, Anna, würde der Schaden wirklich so groß sein können?"

„Ich will die Sache mit dem Vater besprechen."

„Horch, da kommt der Vater, nein, Anna, be-

sprich es nicht da draußen, besprich es hier an meinem Bette. Du kommst wie gerufen, mein Väterchen."

Der Vater konnte ihr in dieser Zeit keine Bitte abschlagen.

Anna schrieb, und Alma fügte mit zitternder Hand einige Worte hinzu.

Es war zu Anfang der Woche.

Bevor die Woche zu Ende war, stand er an ihrem Bette. Er war Tag und Nacht gereist, um zu ihr zu kommen.

„Wir sind Bruder und Schwester," sagte er und kniete nieder an ihrem Lager. „Bruder und Schwester; und ich will dich pflegen mit deiner Anna und will bei dir bleiben, solange du es wünschest."

„Ich danke dir," sagte sie und reichte ihm beide Hände. „Ich danke dir besonders dafür, daß du so rasch gekommen bist."

Sie wachten abwechselnd an ihrem Bette. Schwächer und immer schwächer wurde die Kranke. Oder kehrten ganz langsam die Kräfte wieder zurück, seitdem Gerhold im Forsthause weilte? Die Rosen blühten auf ihren Wangen, und die Lippen waren wieder redseliger geworden, als sie seit langer Zeit gewesen waren. Aber sie hatte schon seit langer Zeit fast nichts genossen als dann und wann einen Schluck Wein. Ihre Augen folgten allen seinen Bewegungen; sie wurde ungeduldig, wenn er eine Stunde lang nicht an ihrem Bette gestanden hatte.

Ihr Bett stand nach allen Seiten hin frei. So

hatte sie es gewünscht. Paul Gerhold stand zu ihrer Rechten; die Schwester hatte ihren Platz zur Linken. Das stille Auge der Kranken las und forschte im Angesicht des Mannes; dann schweifte der Blick hinüber zu der Schwester; diese aber mußte vor dem Blick das Auge niederschlagen und war errötet. Die Kranke schloß das Auge und lag eine Zeit lang wie in tiefen Gedanken; dann schlug sie plötzlich das Auge wieder auf und schaute die beiden noch einmal mit einem langen, fragenden Blick an. Sie blieb an jenem Tage wunderbar still, und wenn sie angeredet wurde, schien sie mit ihren Gedanken weit anderswo gewesen zu sein, als bei der Gegenwart. So lag sie mehrere Tage und las und forschte in den ernsten Gesichtern.

An einem Sonntagnachmittag war's. Der Vater hatte Annas Platz eingenommen, und diese saß neben Gerhold. Schon mehrere Male hatte die Kranke das Auge geschlossen und hatte dann plötzlich mit fragendem Auge in Annas Angesicht geblickt. Die Schwester aber hatte jedesmal das Auge niedergeschlagen, als könne sie den Blick nicht ertragen. Plötzlich machte die Kranke gewaltige Anstrengungen, sich zu erheben; sie war zu schwach; sie wandte sich aber rasch zu den beiden zu ihrer Rechten und sagte heftig:

„Nun weiß ich alles, Anna, — alles — alles! O, Anna, Anna, das Opfer wolltest du mir bringen — mir, deiner thörichten, schwachen Schwester? Nun weiß ich alles, denn den Braven redet das Herz aus dem Angesicht. Warum hab' ich nicht vor zwei Jahren das alles wissen dürfen? Wie konnte ich so

blind sein und meiner Schwester Herz nicht sehen? Anna, das Opfer hättest du mir bringen wollen? Deine Kraft, deine Liebe war tausendmal edler; was erst tropfenweise in mein Herz hineingekommen ist, nachdem es unter vielen Schlägen gebeugt und an des Grabes Schwelle getreten ist, das ist durch deine edle Seele stromweise geflutet, ohne daß eines Treibers Stachel es dir eingepeitscht hätte. — O nein, Anna, — rede du noch nicht, laß mich reden! Siehe, ich weiß alles; und was ich jetzt thue, das wird mir leicht, denn ich stehe vor dem Angesicht meines Herrn. Warum haben sich nicht eher die selbstsüchtigen Augen und das selbstsüchtige Herz aufgethan? Gieb mir die Hand, mein Bruder! Nein, rede du nicht, meine Anna; ich weiß, was ich thue. Morgen sollst du mir das erzählen, was ich noch nicht weiß. Nun gieb mir auch deine Hand, Anna, so ist's recht. Seht, diejenige, welche zwischen euch getreten war, tritt zurück. Ich führe dir die Braut zu, Paul Gerhold, und will die erste sein, die für euch vor Gottes Thron tritt und in Gottes Herz greift."

Da knieten sie nieder an ihrem Bette. Langsam war von der andern Seite des Bettes der Vater herangetreten. Seine Augen weinten, und seine Knie bebten, und zitternde Hände haben sich ihnen auf die Häupter gelegt, aber es war ein großer Segen, den die zitternden Hände ihnen auf den Lebenspfad mitgaben. Die Kranke lag still und mit leuchtendem Auge in den weißen Kissen und hatte die Hände über der Decke gefaltet. Stille war's in dem Stübchen, ganz stille, nur die Friedensgeister, die Engel Gottes, schwebten leise durchs Gemach.

Von diesem Tage an wurde die Kranke sichtlich schwächer. „Nun habe ich meine Aufgabe hienieden gelöst," pflegte sie zu sagen; „nun wünsche ich bald heimzukommen und die Mutter zu sehen." Dann und wann, wenn die Brautleute still und traurig an ihrem Bette standen, erfaßte sie die Hände derselben, legte sie ineinander und schaute ihnen mit kindlichem Lächeln ins Angesicht; aber bald war die Hand zu schwach und konnte sich nicht mehr von der Decke erheben. Sie nahmen mit einander das heilige Abendmahl. Und schon am Abend desselben Tages wurde die Kranke unruhig. In der Nacht wurde es ihr viel zu eng im Stübchen, sie wollte hinausgetragen werden in den grünen Wald. Als man ihr sagte, daß das nicht möglich sei, war sie wieder ganz stille. Am Morgen aber, als die Sonne aufging, ließ sie alle die Ihren an ihr Bett rufen, ließ den Vater beten, segnete sie alle und reichte ihnen die Hand zum Scheidegruß. „Luft! Luft!" hauchten die Lippen. Es wurde ihr zu eng im Stübchen. Sie bat flehentlich um Waldluft. Da öffneten sie die Fenster, und die laue Luft des Waldes strömte herein. Die Ihren umstanden ihr Bett. Sie sahen, daß die Thür der andern Heimat aufgehe, sie fühlten, daß ein Luftzug des Himmels denen entgegenwehe, die ihrer großen Liebe Lebewohl sagten; sie fühlten, daß das Himmelswehen sie stärken wolle — bis — auch sie an die Reihe kämen. Und nach einem Stündchen beugte ein starkes Vaterherz sich über sein Kind und legte ihm sanft den Finger auf die gebrochenen Augen und beugte sich unter die stärkere Gotteshand und sagte

betend: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet.“ Der gefangene Vogel ist frei. Die Seele flattert weit hinaus über die hohen grünen Baumwipfel.

* * *

Das ist nun schon zehn Jahre her, daß sie den reichbekränzten Sarg aus dem Seefelder Forsthaus getragen haben. „Meine grüne Epheuranke wollte sich am Eichbaum in die Höhe ranken,“ pflegte der Oberförster zu sagen, „aber der Baum war schon umrankt. Da merkte sie, daß das Kreuzholz stärker sei und höher rage als alle Bäume des Waldes, und legte alle Ranken um das Kreuz, klammerte sich daran und wuchs daran in die Höhe.“

Die andere Ranke aber grünt hienieden und hat sich an den Eichbaum geschmiegt.

„Schwer wird mir's werden, meine Anna in die Ferne ziehen zu lassen,“ hat dazumal der Oberförster gesagt, „aber dazu ist sie ein Weib geworden, daß sie dem Manne folge, wohin er sie auch führe.“

„Er wird sie nicht weit führen, mein Vater,“ hat Herr Gerhold geantwortet; „denn wenn auch meine Eltern ihren Jüngsten gern in ihrer Nähe behielten, so behalten sie doch noch viel Liebe daheim, wenn auch der eine hinauszieht; und weil mein Vater es einsieht, daß ein alter Weidmann sich schwer von seinem Walde trennt, mit dem er zusammengewachsen ist von seiner Jugend auf, so haben die Eltern bestimmt, daß ich mich hier in der Nähe ankaufe, und wenn du Zeit hast, wollte ich dich bitten, heute Nach-

mittag mit mir nach Gießelrade hinüber zu gehen und um das Gut zu handeln."

Da hat dem Alten wiederum die Lippe gebebt. Schweigend hat er seine Hand in die Rechte des Sohnes gelegt, und sie haben Gießelrade gekauft.

Und dann haben sie mit einander am Altare gestanden in der kleinen Dorfkirche und haben eine stille Hochzeit gefeiert. Von fern her waren die Gäste gekommen: der Vater und die Mutter, der Bruder und die Schwester des Bräutigams. Die beiden, die einst in treuer Freundschaft der Jugend verbunden gewesen und immer ein Herz und eine Seele gewesen waren, hatten sich Hand in Hand und Auge in Auge einander wieder gegenüber gestanden, um nun ihre Zweige zusammenwachsen zu lassen zum Lebensbunde. Vierzig Jahre lagen zwischen dem Scheiden und dem Wiedersehen. Der Freund lebte in der Erinnerung des Oberförsters als eine stattlich kräftige Gestalt, und diese Erinnerung war wieder lebendig geworden, seitdem er den Sohn kennen gelernt hatte. Nun war ein alter, gebrechlicher Mann vor ihn hingetreten. Er war einen Schritt zurückgetreten, ein bitteres Weh war ihm durchs Herz gezogen; aber alte Freundschaft bricht nicht, wenn die Kräfte brechen, und welkt nicht, wenn die Haare bleichen; und ein fröhliches Wiedersehen ist's dennoch gewesen trotz all des bitteren Leids, das sich darein gemischt hatte.

Das sind nun schon zehn Jahre her. Alle zwei Jahre haben sich die beiden Alten wiedergesehen, und wenn der Oberförster Weingart den alten Herrn Gerhold vom Buchheimer Bahnhof abgeholt hat,

dann ist jedesmal eine Festzeit für ihn angebrochen. Er aber kann „selbstverständlich“ den Besuch nicht erwidern, so gern ihn auch seine Kinder einmal mitnehmen möchten ins Herrenhaus zu Obersteinbach, denn er ist mit seinem Walde verwachsen.

Heute aber — oder ist es schon früher gewesen? — da hat einer — war es der, der diese Geschichte gelesen, oder der, der sie geschrieben hat? — da hat einer hindurchgelugt durch des Himmels Thürspalte und hat sein Ohr lauschen lassen an den Pforten jener anderen Welt. Und er sah droben auf diamantenem Thron sitzen den Hochgelobten. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Augen waren wie Feuerflammen. Engel umstanden seinen Thron und neigten sich vor ihm. Und er winkte einem der Engel und sprach zu ihm:

„Siehe, Alma Weingart, des Försters Tochter von Seefeld, ist vor mich gekommen mit ihrer Bitte, und wie könnte ich einer selig Verklärten die Bitte abschlagen? So lege ich die Bitte der Alma Weingart dir auf die Seele und befehle dir also: Ziehe hin in das Seefelder Forsthaus und nimm den Alten an deine Hand und führe ihn hinunter, am Waldessaum entlang, den Weg nach Gießelrade. Er kennt den Weg, denn er pilgert ihn alle Tage; aber alt ist der Mann, und sicherer pilgert es sich an deiner Hand. Und wenn du mit dem Alten an das Hofthor kommst, dann werden dir vier blühende Kinder entgegenkommen. Traugott und Paul, Anna und Alma heißen sie, neun Jahre zählt der Aelteste und vier Jahre die Jüngste. Heute aber ist's Sonntag, dann

kommen dir auch die Eltern der Kinder entgegen; den Vater erkennst du am ernsten Gesicht und die Mutter am frommen Auge. Du wirst nicht irren, denn du wirst sehen, wie sie alle den Alten umschlingen, wie winterliches Grün sich um die kahle Eiche schlingt. Du aber fasse sie alle an deine Hand und führe sie auf ebener Straße; breite deine Flügel aus und schirme sie alle, daß die Wetter der Erde ihnen kein Leid thun; thue deinen Mund auf und singe es sanft und lieblich ihnen durch die Seele, daß die Großen es nimmer vergessen, und die Kleinen es früh lernen das Lied, das alle Himmel durchhallt und das auf Erden allüberall wiederhallen soll: das Lied von der ewigen Liebe.

IV.

Spatzen, Schwalben und Hans Jörg.

Spatzen, Schwalben und Hansjörg.

Erstes Kapitel, worin dem Leser ein Junggesell und allerlei flatterndes Volk vorgestellt wird.

Hansjörg sollte in der Ueberschrift über dieser Geschichte eigentlich voranstehen, denn er ist die Hauptperson in derselben. Aber das Spatzenvolk ist alleweil ein freches Gesindel und drängt sich vor, und der Hansjörg ist alleweil die Bescheidenheit selber, und tritt am liebsten dahin, wo die Zöllner und die Sünder stehen.

Drei Häuser stehen am Ende des Dorfes Wellheim dicht zusammen. Alle drei sind mit Stroh gedeckt, und die Strohdächer sind mit Moos bewachsen; alle drei stehen nicht mehr lot- und winkelrecht, aber die eichenen Balken, die sich durch die Mauern ziehen, sind wohl schon festgewurzelt; darum ist's den Bewohnern der Häuser nicht bange, wenn der Sturm braust, und die Wolken wie eine wilde Jagd daherziehen. In dem mittelsten Hause wohnt der Hansjörg, und obgleich er ganz alleine darin ist, schläft er auch in den Sturmesnächten so ruhig wie der Dachs in seinem Bau, denn er weiß, daß der Schirm

des Allmächtigen über ihm ist, und daß die lieben Engel sein Bett umstehen. Hansjörg ist ein Junggesell, der bis vor zwei Jahren mit seiner Mutter zusammengewohnt hat in dem stillen alten Hause. Als aber seine Mutter heimgegangen ist in die Wohnung des Friedens, da ist er ganz alleine in seinem Häuschen geblieben, denn er hatte es, da die Mutter seit Jahren gar gebrechlich gewesen war, trefflich gelernt, das Bett zu machen, die Stube zu fegen und die Suppe zu kochen. Und wenn einmal die Rede auf die Weiber kam, dann fuhr der Hansjörg mit beiden Händen ins Haar, das ihm wie das Gestrüpp des Urwaldes das gewaltige Haupt umrahmte, und polterte: „Ja, ja, das ist noch heute so: wie dem Simson von seiner Delila, so wird noch heute manchem Hausvater von seiner Ehefrau das Haar geschnitten — stumpf abgeschnitten, Gevatter, stumpf ab — und wenn der Mann zu groß oder zu pfiffig ist, daß er sich vor ihrer Schere birgt — na, da weiß solcher Ehemann doch das Lied der alten Deutschen zu singen: ‚Wo im Haus ist eine Frau, macht's den Mann gar balde grau.' Darum Gevatter, — Eure Alte in Ehren! — aber mich soll Frauenlist nicht unter die Schere und nicht in den Strick bekommen."

Die Worte waren übrigens schlimmer als das Herz, denn wenn die Nachbarin über den Zaun ein freundliches Wort zu ihm redete, dann zeigte der Hansjörg ihr keineswegs ein Gesicht, als ob er sie fressen wolle. Aber der alte Junggesell blieb doch allein in seinem Häuschen. Er hätte zwar leicht ein

Weib ernähren können, denn selbst der Bauernvogt und der Herr Schulmeister ließen ihre Stiefel bei ihm verfertigen, und Arbeit hatte er, so viel er haben wollte, und fleißig war er, daß es eine Lust war anzusehen, wie der Hammer auf die Sohlen flog. Hansjörg war ein Schuhmacher und mochte fünfundvierzig Sommer zählen. Mit seiner Nachbarin im Hause rechts und der Nachbarin im Hause links war er zusammen eingesegnet worden am heiligen Konfirmationstage. Das war schon lange her. Die Nachbarin zur Linken war unterdessen schon eine Bauernfrau gewesen; aber ihr Mann hatte mehr gebraucht, als er erworben hatte, und dann war sie Herrin in einer Gastwirtschaft gewesen, und jetzt wohnte sie in der Hütte und war eine Witwe und ließ sich so viel wie möglich von ihren Verwandten ernähren. Ihre drei Kinder, den Knaben und die beiden Mädchen, ließ sie am liebsten zu den Verwandten und Bekannten laufen und Klagelieder darüber singen, wie schlecht die Mutter es habe, und wie es ihr schwer werde, die Kinder durchs Leben zu bringen. Die Kinder sahen freilich auch nimmer nach viel Glück und Wohlstand aus, denn die Jacke des Buben hatte mehr als die gewöhnlichen Luftlöcher, und bei den Kleidern der Mädchen war für die Ventilation mehr als nötig gesorgt. Wie die Kleider waren, so waren auch die Schuhe, und wie die Schuhe aussahen, ähnlich sah das Haupt aus. Darum pflegte Hansjörg zu sagen; „Das fliegt und flattert zum Haus heraus wie das Spatzenvolk aus dem Nest. Ha, lauter Spatzenvolk, alleweil hungerig

und lungerig, alleweil ruppig und struppig." Vor Gericht und in den Kirchenbüchern hieß die Nachbarin zur Rechten des Hansjörg allerdings Frau Weller; aber für die Dorfleute wohnte in dem Häuschen mit den blinden, ungewaschenen Fenstern und den zahllosen Spinngeweben unterm Dach immer nur das „Spatzenvolk".

Zur Linken aber hatte der Meister Schuhmacher das „Schwalbengeschlecht", das war von anderer Art. Eine Witwe war's auch, und ein Bube war's und ein Mägdlein. Mehr waren's nicht. Es war aber eine andere Art. Hei, wie das blitzte und strahlte, wenn am Sonntagmorgen die Mutter mit dem Pärchen zur Kirche ging! Dann tänzelte die Klara Seemann vorweg und hatte gar viel zu erzählen. Die weiße Schürze flatterte im Winde, und das dunkle Kleid paßte prächtig zu dem zarten, lieblichen Gesicht der Klara. Hansjörg pflegte zu sagen: „Das schwänzelt und zwitschert wie die Schwalben und verkündet alleweil Grünen und Blühen, Sommertag und Sonnenschein".

Aermlich war's bei der Schwalbenfamilie zwar auch; aber es war immer sauber und ordentlich. Die Schwalbenmutter hatte es immer eilig; aber am Sonntag hatte sie Zeit für Gottes Haus und Gottes Wort. Das Spatzenvolk dagegen lag am Werktag auf dem Rasen vor der Thür, aber am Sonntag früh fing die Arbeit an, und die Frau Weller klagte bitterlich, daß man doch nimmer eine Stunde für den lieben Gott finden könne. In der Sklaverei lebe man, und dabei bringe man nichts hinter sich;

anderen flöge es in den Mund; aber sie könnten die Welt durchfliegen und würden das Glück nicht erjagen. „Es kommt darauf an, wie man fliegt,“ pflegte Hansjörg zu sagen. „Da seht die Schwalben drüben, die halten sich an den Spruch des Psalmisten: Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.“ „Mit Spitznamen magst du zu Hause bleiben,“ erwiderte die Nachbarin. „Ich weiß wohl, daß du gesagt hast: „Wirf's unter die Spatzen löffelweis, dann fressen sie es löffelweis; wirf's scheffelweis, dann verzehren sie es scheffelweis.“ „Ganz meine Meinung,“ erwiderte mit schelmischem Lächeln der Meister. „Wegen der fünf Thaler vom vorigen Winter, Frau Nachbarin. Du wolltest sie nur geliehen haben.“ Der Meister kannte seine Frau Nachbarin ganz genau, er wußte, daß sie eiligst davonlief, wenn von alten Schulden die Rede war, und hinterher gewaltig schalt über den alten Geizhals, der sie um die paar Thaler mahne.

So wohnten sie nachbarlich bei einander: die Spatzen, die Schwalben und Hansjörg; Hansjörg in der Mitte. Und die Fäden zogen sich von seinem Herzen hinüber zum Hause zur Rechten und zum Hause zur Linken; denn er hatte es nimmer vergessen, daß er mit der Frau Seemann und der Frau Weller am Altar gekniet hatte in ein und derselben Segensstunde. Aber auch andere Fäden banden sein Herz an die beiden Häuser. Mit dem Spatzenvolk war er entfernt verwandt von seiner Mutter her; und weil er keine näheren Verwandten hatte, so war

es ihm selbstverständlich, daß er seine Hand über sie ausbreitete. Bei der Brigitte, der Aeltesten der Frau Weller, hatte er als Pate gestanden, so war es doch auch gar natürlich, daß er sie mitsamt den Geschwistern dann und wann beiseite nahm und sie hinwies auf den, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupt und kein Sperling vom Dache fällt. Die Frau Seemann hatte das Häuschen, darin sie noch heute wohnte, von ihren Eltern ererbt; und schon die letzteren waren mit den Eltern des Hansjörg befreundet, wie hätte die Freundschaft nicht auf die Kinder übergehen sollen, sonderlich seitdem die Nachbarin eine Witwe geworden war und der Stütze bedurfte? Auch bei dem Aeltesten der Frau Seemann, dem Christoph hatte der Hansjörg am heiligen Taufstein gestanden, und er hatte den Buben lieb; hatte er ihn doch auf seinen Knien die Gebote Gottes gelehrt und ihm das liebe Kreuz gezeigt. So zogen die Fäden hinüber und herüber. Es waren goldene Fäden heiliger Christenliebe und treuer Freundschaft.

* * *

Zweites Kapitel, worin der geneigte Leser gefragt wird, ob noch heute das alte Sprüchwort gelte: ‚Ost oder West, daheim ist's 'best?!'

Die drei Häuser standen noch immer da am Ende des Dorfes. Die Jahre waren über den First und über den Herd gezogen und hatten die Kinder groß und die Witwen grau gemacht; aber der Hansjörg war noch immer derselbe: der hämmerte und häm=

merte, der nähte und nähte, der fuhr mit den dicken Fingern durch den dichten Wald auf seinem Haupte, wenn ihm etwas in die Quere kam, gerad' wie dazumal. Der Christian Weller ist Hausknecht bei einem Kaufmann geworden, und die Brigitte dient beim Bauernvogt, und die Lena wird Ostern konfirmiert. Der Christoph Seemann ist ein Tischler geworden, hat seine Lehrzeit beendet und arbeitet seit vier Wochen in der großen Stadt. Die Klara hat seit zwei Jahren beim Herrn Förster gedient und hat sich wacker gehalten.

Heute sitzt die Klara bei dem Hansjörg im stillen, freundlichen Stübchen. Ernst und traulich sitzen sie bei einander: sie das tiefe, blaue Auge aufschlagend und niederschlagend, je nachdem sie seiner Rede lauschen oder über seine Worte sinnen wollte, und er die ernsten Augen auf ihr Angesicht gerichtet. Innige Teilnahme redete ihm aus dem breiten, faltenreichen Gesicht, und manchmal schaute es wie tiefe Traurigkeit ihm unter den Wimpern heraus. Man konnt's ihnen wohl ansehen, wie die beiden zu einander standen: er wie ihr treuer Seelsorger und sie wie sein Beichtkind. Der Hansjörg fährt sich, nachdem er Frage auf Frage an sie gerichtet hat, mit den Fingern durchs Haar, rückt den Stuhl näher zu ihr heran und sagt in ernstem Ton: „Höre, Klara, es liegt eine große Versuchung darin, daß das Dampfroß so nahe an unserem Dorf vorübereilt und stillhält, nur um die Geschichten von der großen Herrlichkeit der Städte, vom Geldverdienen und Reichwerden auszustreuen, wie Gärtnershand den Kresse-

samen. Sonderlich auf den Frühlingsfluren geht die Saat bald auf, und wie mit starken Banden zieht das Dampfroß die jungen Herzen nach sich, um sie drüben in Sklavenketten zu schlagen, die mit Goldschaum überklebt sind." „Ach, Oheim," erwiderte sie, „sollte mein Heiland es mir nicht erlauben, drüben in der Stadt einen höheren Lohn zu verdienen als hier auf dem Lande? Du weißt es, und mein Heiland weiß es auch, daß es nicht der Glanz ist, der mich hinauslockt, und nicht der Goldschaum, der mich blendet, sondern daß ich es der Mutter wegen thue, um ihr mit meinen Ersparnissen die Tage sonniger zu machen, und des Bruders wegen, der lange dort zu bleiben gedenkt und Sehnsucht nach mir hat, weil er dort so gar alleine steht, und der mir auch eine gute Stelle verschaffen kann."

Er sagte nichts zu solchen Worten, er schüttelte nur den Kopf dazu. Er fuhr etliche Male durchs Haar, ging etliche Male auf und ab im Stübchen, blieb schließlich vor der Klara stehen und sagte: „Wir wollen die Sache ins Gebet nehmen, mein Kind. Schau, ich bin noch einer aus der alten Schule, der meint, daß die große, weite Welt da ist für die Wandergesellen und nicht für die Jungfrauen. Darum kann ich mich nimmer drein finden, wenn eine Dirne hinausgeht. Na, ja, wir wollen es ins Gebet nehmen."

Die Klara aber zog hinaus. Der Hansjörg hatte vorher gehörig bei dem Christoph vorgefragt, in welches Haus er seine Schwester zu bringen gedenke, zu welchem Pastor er sie führen wolle, und welchen

Halt sie finden werde, wenn das Leben sie dort drüben umrauschen werde wie ein wildes, brandendes Meer. Auf alle Fragen hatte der Bruder eine klare und gute Antwort gegeben; und der Nachbar gab sein „Ja" zu den Entschlüssen des Mädchens. Wenn aber der Hansjörg „Ja" sagte, dann sagte Frau Seemann nimmer „Nein". So ist die Klara hinausgezogen. Sie diente beim Herrn Doktor Griebel und konnte ihren Bruder häufig begrüßen, verdiente auch zehn blanke Thaler mehr als bei Försters; und wenn sie sich gut betrage, war ihr fürs zweite Jahr eine Zulage in Aussicht gestellt. Draußen im Dorf ließ freilich die Mutter den Kopf hängen und meinte, sie hätte gerne ihr Brot trocken essen wollen, wenn nur ihr Kind daheim geblieben wäre. Der Nachbar Hansjörg aber wußte ein Schwalbenlied, das deklamierte er wie der Herr Lehrer in der Schule, wenn er es seinen Kindern vormachte. Er schlug mit den Armen um sich, und von den Lippen sprudelte es wie ein Quell aus der Bergwand:

In die Ferne zieh'n die Schwalben,
Denn der süße Sommer neiget
Sich zur Ruh', die Blätter fallen,
Und der Vöglein Jubel schweiget.
Nach dem sonnenhellen Süden
Eilen sie auf leichten Flügeln
In die Ferne, da der Abend
Küßt den Morgen auf den Hügeln

Es sah komisch aus, wie der Meister sich um zwei Zoll größer machte und die Hände in die Luft warf. Frau Seemann mußte hell auflachen. Aber der Nachbar hatte noch eine andere Medizin für das

verlassene Mutterherz, und die war besser. In den Abendstunden, wenn der Wind in den Eschen rauschte, und die eilenden Wolken unter der Mondsichel dahinglitten, dann saß der Meister und las ihr die alten Geschichten vor von dem Tobias, der sein Kind mit Engelsgeleite hinausziehen ließ, und von Sankt Paulus, wie er in Gefahr gewesen ist zu Wasser und in Gefahr zu Land, und wie der Herr ihm die Wege gebahnt habe durch Sturm und Meereswellen. Und wenn der Hansjörg das las, dann warf er nicht die Hände in die Luft, aber er blickte mit seinem treuherzig guten Auge die Nachbarin an und fragte: „Sollte derselbe treue Gott noch leben, und sollte er noch Himmelsgewalten und Engelsgestalten unter seinem Befehl haben?"

In solcher Frage aber legte er großen Trost in das bekümmerte Herz. Und dann las er die Briefe der Kinder Aus den Briefen aber klang der alte Ton der treuen Kindesliebe heraus. Der Christoph sonderlich schrieb gar verständig über Aussichten und Gefahren in der großen Stadt; er schrieb auch mit einer gewissen Begeisterung von dem Leben im Verein, da sie regelmäßig zusammenkämen, um sich zu stärken zum Kampf mit dem Versucher, sich zu erbauen auf Grund des lieben Gotteswortes und sich das Herz zu erquicken in fröhlichem oder ernstem Sang. Der Meister nickte mit dem Kopf dazu und sagte: „Das alles habe ich nicht gefunden, als ich vor dreißig Jahren in Dresden und Magdeburg arbeitete. Wenn's nicht hie und da gar wild herginge, und ein grimmiger Sturmwind durch die großen Städte

wehte, sollte man denken, daß auch durch Babels Gassen ein neuer Frühling einziehe, und daß der Herr auch dort komme im stillen, sanften Sausen."

So redete der Hansjörg mit seiner Nachbarin zur Linken. Die Nachbarin zur Rechten aber hatte staunend gehört, einen wie hohen Lohn die Klara verdiene, und meinte, ihre Brigitte sei in der Sklaverei und habe schier nichts von ihrem Leben. In der großen Stadt, meinte sie, lebe ein Dienstmädchen wie im Paradies. Die Frau Seemann hatte ihr zwar gesagt, daß ihre Klara jetzt mehr arbeiten müsse als früher und selbst schreibe, man solle nicht glauben, daß man in der Großstadt auf Rosen wandle; aber die Frau Weller hielt diese Worte für eine Redensart; und ehe sich der Hansjörg dessen versah, stand der Christian Weller neben seinem Schusterbock, und die Brigitte war mit ihm. Die beiden standen aber da im vollen Staat und erklärten, Abschied nehmen zu wollen vom Oheim und vom Dorf, denn ihr Sinn sei zur Großstadt gerichtet, man sehe es an den Seemanns, wie man dort vorwärts komme. Da warf der Meister den Hammer und den Pfriemen unwillig zur Seite, fuhr mindestens fünfmal mit den Fingern durchs dichte Gestrüpp und biß um sich, als müsse er Luft schnappen. „Spatzengezwitscher ist es! — Windiges Volk ist es! Loses Geflatter von der Gasse ist es! Hab' ich nicht meine Hand über euch gehalten, wie ich's nur konnte? Hab' ich euch nicht ausgerüstet zur Konfirmation? Hab' ich nicht über euch gefaltete Hände ausgebreitet, da eure Mutter es nicht verstand, und nun wollt ihr von mir gehen?

Nun wollt ihr alle meine Mahnungen in den Wind schlagen?"

Der Christian wollte zeigen, daß er nicht umsonst drei Jahre lang Hausknecht gewesen war, und sprach viel vom Fortschritt, dem jetzt alle Welt huldige, und von dem der Oheim nicht viel halte, weil er ihn nicht kenne. „He," sagte der Meister und fuhr durchs Haar, „ich kenne diese Leute wohl, die dem sogenannten Fortschritt huldigen, die ihren Leichtsinn an der Stirn tragen und sich von Gottlosigkeit nähren; ich kenne sie wohl, Christian; ich habe sie draußen auf dem Vogel Strauß reiten und in die Wüste kommen sehen." „Aber hier im Dorf kann unsereins nichts werden." „Nein, Christian, weil du es schon gelernt hast, das Deine ins Wirtshaus zu bringen, darum kannst du nichts werden. Ich hab's der Mutter hundertmal gesagt: ‚Thee, Kaffee und Leckerli bringen manchen ums Aeckerli.' Ich hab' gehofft, daß deine Schwester und du des Spruches Wahrheit lernen würden." „Ja, wer es unter den Füßen hat wie der Oheim, der hat gut reden. Mit gutem Wind ist gut segeln," sagte der Christian. Er hatte sich offenbar vorgenommen, dem Meister zu zeigen, daß er über altmodische Ansichten längst hinausgewachsen sei.

Der Hansjörg versuchte noch einmal mit heiligem Ernst, auf die beiden einzureden und ihnen vorzustellen, daß die Geschwister Seemann besser in die Stadt hineinpaßten, gewandter seien, einen inneren und jetzt auch einen äußeren Halt hätten; aber er fühlte es selbst, daß seine Reden wirkten wie Wasser,

das auf die Gans gegossen wird: kaum werden die Flügel davon naß. Als die beiden hinausgegangen waren, um mit dem nächsten Zuge in ihr Paradies zu fahren, da saß der Meister auf seinem Bock, hatte das Haupt tief gebeugt und murmelte in den grauen Bart: „Den Vogel erkennt man am Gesang und den Menschen an seiner Sprache. Wie ganz anders klang's doch, als die Klara über diesen Punkt mit mir redete; aber es sind meine einzigen Verwandten auf der weiten Erde. Sie ziehen hinaus. Mancher denkt zu fischen und krebset. Ich aber will auch für sie, mehr als bisher, gefaltete Hände aufheben."

* * *

Drittes Kapitel, worin Gott redet und die Menschen verstummen.

Die Wolken ziehen übers Feld, und die Eisenbahn fährt am Dorf vorüber, und den Dorfleuten ist es, als ob Wolken und Eisenbahn die Jahre mit hinwegnähmen und sie davonfliegen ließen im eilenden Zuge. Sind's wirklich schon acht Jahre her seit jener Zeit, da der Christoph Seemann hinauszog, und sechs Jahre, seitdem die Klara Abschied nahm, und fünf Jahre, seitdem der Christian und die Brigitte den Dorfstaub von den Füßen geschüttelt haben? Der Meister zieht eiliger den Faden an, wenn er daran denkt; und wenn der Faden seinen Dienst gethan hat, dann fliegt der Hammer auf die Sohlen, als wenn er Funken sprühen lassen, oder auch als wenn er predigen wolle: „Wirket, solange es Tag ist,

es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Ist's wirklich schon so lange her? Die Hand fährt eilig durchs Haar; das ist noch immer dicht und borstenartig, aber es schimmert stark ins Graue; ja, es muß wohl eine Weile her sein. Es muß wohl eine Weile her sein, denn der Christian Weller hat seitdem schon hie und da sein Glück gesucht und hat's nicht finden können; ist zuletzt nach Amerika gegangen, schreibt aber auch von dort, daß weder goldene Aepfel von den Bäumen fallen, noch gebratene Tauben in den Mund der hungrigen Faulenzer fliegen. Die Brigitte ist verheiratet, wohnt im Keller in der Rosenstraße, handelt mit Kraut und Rüben, während ihr Mann auf hohem Thron sitzt und vor dem Bahnhof auf Fahrgäste für seine Droschke lauert. Die Brigitte wohnt zwar in der Rosenstraße, aber rosig sieht's bei ihr nicht aus. Die beiden Mägdelein, an denen die Mutter herumstößt, als wären es Gemüsekörbe, sind vier und zwei Jahre alt; treppauf, treppab schlagen sie ihre Purzelbäume, und die ungekämmten und ungewaschenen Dingerchen sehen aus wie die Spatzen zur Winterszeit, wenn der Sturm sie zerzaust hat. Nein, rosig sieht's nimmer aus im Krautkeller der Rosenstraße; nur des Vaters Nase neigt sich stark zur dunkelroten Farbe hinüber und verrät, warum das Spatzengeschlecht noch immer so hungrig und lungrig aussehe, und warum Segen und Friede aus der Kellerthür entflohen sind.

Der Droschkenkutscher Hell, der Ehemann der Brigitte, war ein gutmütiger Mensch; nur wenn er betrunken war, liebte er Streit und Schlägerei, und betrunken war er mindestens jeden zweiten Tag. Da

hatten dann die Brigitte und die Kinder oft viel auszuhalten; sie sah sich nach Hülfe um, nach Hülfe wider ihren Mann und nach Hülfe bei den Kindern und im Handel und stellte es der Mutter vor, wie lustig man in der Großstadt lebe, wie man alle Sonntag die Freuden des Orpheum oder der Alhambra für zwanzig Pfennige genießen könne, wie man von der Kellertreppe aus den ganzen Menschenstrom könne vorüberziehen sehen, und wie man selbander mit dem Vater Hell leicht fertig werde; er selber werde auch mit Freuden die Mutter willkommen heißen und werde sie selbst, wenn sie kommen wolle, mit der Droschke vom Bahnhof abholen. Der Sinn der Lena sei ja schon lange in die Stadt gerichtet, und wenn dieselbe auch noch manches werde anders anfassen müssen, als sie es auf dem Dorfe gewohnt sei, so werde sich doch auch für sie leicht eine Stelle finden.

Auf solchen Brief hatte die Witwe Weller eigentlich schon lange gelauert; sie freute sich ordentlich darauf, die Zeilen dem Hansjörg unter die Nase halten und ihn mit denselben ärgern zu können; denn der Meister war in der letzten Zeit schier hitzig geworden, wenn er vom Auswandern oder vom Umzug in die Großstadt abmahnte. Als sie aber dem Meister den Brief zeigte, da erschrak sie, denn der Hansjörg fuhr in die Höhe, als ob ihm das Haus über dem Kopf brenne, und polterte, als ob er Diebe verscheuchen wolle: „He! Nun willst du blindlings ins Unglück rennen? Hast du nicht genug dran, daß du den Christian da draußen verwehen und vergehen läßt? Hast du nicht

genug daran, daß die Brigitte so weit gekommen ist, daß sie all ihre Lieder immer nach der alten Melodie singt: Seid vergnügt, wir leben noch, klingt es nicht, so klappert's doch? Willst nun an dir selber das Wort meiner Großmutter wahr machen:

„Die Pfeif' des Voglers lieblich klingt,
Bis daß ins Garn der Vogel springt?"

Da eilte die Frau Weller hinaus, ohne Abschied genommen zu haben. Nach acht Tagen aber hieß es, das Spatzennetz solle verkauft werden, denn die Mutter Weller sei zu ihrer Tochter gezogen. Und wiederum nach etlichen Wochen kam das Gericht aufs Dorf; war doch schon vorher in der Zeitung bekannt gemacht, daß der Besitz der verwitweten Frau Weller öffentlich meistbietend solle versteigert werden. Der Gerichtsschreiber schlug sein Buch auf und fragte: „Wer bietet?" Aber es wollte niemand bieten, denn das Häuschen war sehr verfallen. Der Hansjörg aber dachte: Gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen hat der liebe Doktor Luther auch zum täglichen Brot gerechnet. Ist das Haus auch schlecht, so ist's doch gut genug, um einer armen alten Familie Obdach darin zu bieten. Darum kaufte er das alte Haus für dreihundertundfünfzig Mark und verbaute fünfzig Mark drin, ließ auch die Fenster und Thüren mit grasgrüner Farbe anstreichen, daß das Häuschen nun dreinschaute wie ein lichter Frühlingstag, und ließ den alten, kränklichen Schneider Petersen mit seinem Weibe hineinziehen, ohne mit ihm über den Mietzins verhandelt zu haben. Das aber war eine Christenthat von dem Hansjörg, denn der

arme Schneider Petersen sollte gerad' ins Armenhaus gesteckt werden. Er hatte gichtische Hände, und sein Weib halbblinde Augen, darum hatte er die Miete nicht aufbringen und nirgends im Dorf eine Wohnung finden können.

Als aber ins Spatzennest solch ein fröhlicher Einzug gehalten wurde, da wurde aus dem Schwalbennest ein trauriger Auszug gehalten. Da gingen der Christoph und die Klara hinter dem Sarge ihrer Mutter, und zwischen ihnen ging der Hansjörg, hatte sie an die Hand gefaßt, wie ein Vater sein Kind anfaßt. Ja, das war ein trauriger Auszug für den Hansjörg und für die beiden Schwalbenkinder, aber für die Frau Seemann war es kein trauriger Auszug, denn dieselbe hatte schon seit vier Wochen auf ihrem Lager gelegen und hatte das Wort des Apostels in den Mund genommen und ins Herz gefaßt: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser ist.“ Als sie aber die Frau Seemann in das letzte Bett gebettet, ihr die stillen Thränen nachgeweint und an ihrem Grabeshügel ein stilles Vaterunser gebetet hatten, da haben die beiden jungen Gestalten in der Dämmerstunde auf den hölzernen Stühlen beim Hansjörg gesessen und haben sich von ihm erzählen lassen aus Zeit und Ewigkeit. Er hat sich aber auch von ihnen erzählen lassen von dem Leben drinnen in der Stadt; und er hat aus ihren Reden heraushören können, daß das brausende Leben dieser Welt das stille Leben, das aus einer andern Welt ist, nicht hat ersticken können. Da ist den dreien das Herz gegen

einander aufgegangen, und der Christoph hat's dem Alten erzählt, daß er die Mutter noch hätte bitten wollen um ihren Muttersegen für sich und diejenige, die er sich erwählet habe als Begleiterin auf dem Lebenswege; da er sich aber in der Stadt von seinem Ersparten ein Geschäft habe kaufen und sich erst dann das Jawort habe holen wollen von derjenigen, die er sich erwählt habe, so sei die Mutter abgerufen worden, bevor er ihr seine Braut habe zuführen können; jetzt aber betrachte er den Hansjörg als denjenigen, der den elterlichen Segen ihnen auf den Lebensweg geben müsse.

Solche Rede gefiel dem Alten gar wohl; er fuhr mit den dicken Fingern durch das struppige Haar, legte die Hände zuerst dem Christoph auf die breiten Schultern und fügte sie dann zusammen: „Ich will für dich beten, Christoph, wenn du in den heiligen Ehestand trittst, denn das ist ein gar großer Schritt; — ich hab's nimmer gewagt, ihn zu thun, — ist auch viel Betrug unter den Weibern. Selten Wohl, — allwege Wehe ist das täglich Brot der Ehe." So redete der Alte. Am nächsten Tage aber übergaben die beiden Geschwister dem Hansjörg die Verwaltung des Schwalbennestes und zogen wieder hinaus in die Großstadt.

Als dann die Tage kürzer wurden, und der Herbststurm in den Eschen brauste, da mußte der Alte sich auf die Bahn begeben. Er that's zwar mit viel Gebrumm und Geschelte, aber er that's doch; denn er sollte Trauzeuge bei seinem lieben Patenkinde sein: das heilige Amt aber mußte er selbst ver-

walten, so wenig er sich auch mit der neuen Welt dort draußen befreunden konnte.

Die Zeiten eilen. Aus dem jungen Ehemann wurde ein glücklicher Vater. Der Hansjörg wurde Gevatter bei dem kleinen Hans Seemann; und als er zum zweiten Mal in der Stadt war, meinte er, daß die Häuser ihn nicht mehr so stolz und unwirsch angeblickt hätten wie bei seinem ersten Besuch. Die Zeiten eilen. Als aber bei dem Christoph Seemann das Mägdlein geboren war, ging ein Sturmgebrause durch die deutschen Gauen, und die Glocken läuteten: „Krieg! Krieg!“ Und von bebenden Lippen wiederhallte immerdar das eine Wort: „Krieg! Krieg!“ Da küßte der Tischlermeister Seemann sein Weib auf die bleiche Wange und sagte: „Ich muß mit, mein Herzensweib, und werde schon in den nächsten Tagen einberufen werden. Dich und die Kinder lasse ich zurück in treuer Gotteshut.“ Das schwache Weib wurde blaß wie der Kalk an der Wand, schlang ihm den Arm um den Hals und weinte bitterlich. Nach acht Tagen aber küßte der Meister wiederum sein Weib und seine Kinder und zog hinaus in den grimmen Krieg. Blasser, immer blasser wurde dazumal das zarte Weib; durchsichtig wurden ihre Wangen, blutlos sahen die Lippen aus. Wenn die Siegespost kam, konnte die Frau Seemann nicht mitjauchzen, denn der trockene Husten erstickte ihre Stimme. Immer schwächer wurde die Frau. Wie wetzte dazumal der grimme Tod seine Sense in den Erntetagen des großen Jahres siebenzig! Wie mähte der Knochenmann auf dem Ehren- und Aehrenfeld um die jung-

fräuliche Feste Metz! Grüne Halme, Hoffnungssaaten, junges Leben mähte er. Ach, er mähte auch den Vater seiner Kinder, den Ernährer seines schwachen Weibes, er mähte den Christoph Seemann hinweg. „Tot, Schuß durch die Brust.“ Vor dieser kurzen, gewaltigen Meldung stand der Name Christoph Seemann. Der Hansjörg hielt die Verlustliste in seiner Hand; und die Hand zitterte. Er wußte, wie es um das liebe Weib seines Buben stand. Da glitt eine große Thräne ihm über die Wange; er sank neben seinem Schusterbock in die Knie und rang mit seinem Gott. Was er dort gebetet hat, das haben die Engel gehört und haben es hinaufgetragen vor den Thron des Herrn, aber Menschen haben es nicht gehört. Die Hände fuhren durch das struppige Haar, der alte Schuhmacher ging in den Garten, nickte mit dem Kopf und flüsterte:

„Freud' und Leid sind Gottes Boten,
Die er liebend ausgesandt,
Um der Seele Flug zu richten
Zu dem ew'gen Heimatland —

meiner bekümmerten Seele — und deiner Seele Flug, du junges Weib. Flieg' Schwalbe, flieg'!“ Und wieder rollte ihm eine Thräne in den grauen Bart. Er aber ging hinüber zum Schneider Petersen, hatte die Verlustliste in der Hand, hielt sie dem Nachbar vor die Augen und wies mit dem Finger auf den Namen Christoph Seemann. „Ich muß hin, Nachbar. Seht derweil nach dem Garten; sorgt dafür, daß die Kartoffeln aufgenommen werden. Ich muß hin zu den Meinen und weiß nicht, wann ich heimkehren

werde; weiß auch nicht, wen ich heimbringen werde, weiß nur, daß der Schwalbenmutter, der jungen, die Flügel wachsen,

Um der Seele Flug zu richten
Zu dem ew'gen Heimatland;

weiß auch, daß ich sie alle sehr lieb habe."

Der Schneider versprach, für Haus und Garten zu sorgen, als ob's sein eigen wäre. Und mit dem Mittagszuge dampfte der Hansjörg in die Stadt. Die Sonne strahlte ihm auf den Weg; aber er sah nicht ihren lichten Glanz. Die Menschen sangen Siegeslieder, aber er saß still und stumm in der Ecke und hatte die Hände gefaltet. So kam er in die Stadt. Er sah nicht die stolzen Häuser, er sah nicht die Menschen, die lächelnd an dem „Dorfonkel" vorübergingen; seine Gedanken eilten immer voraus, voraus, bis auch seine Füße in der Dorotheenstraße die Treppe hinaufeilten. Da stand er an dem Krankenbette der Frau Seemann. Er sah, daß sie schon alles wisse. Ihre Schwester, die in der Nachbarschaft verheiratet war, war bei ihr. Sie weinten bitterlich, als er sie begrüßte, und er konnte kein Wort sagen, weil ihm die Thränen auch gar zu heiß über die Wangen liefen, und weil er immerdar genug mit seinen Thränen zu thun hatte.

Dann aber hat er drei Tage und drei Nächte an dem Bette seiner lieben Kranken gesessen; ja es war seine liebe Kranke, denn es war das Weib seines Christoph und die Mutter seines jüngsten Patenkindes. Mancherlei hat er mit ihr geredet, sonderlich über das große Sterben, denn er sah, daß ihr der

Wurm am Herzen nage, und daß das Erdenleben an einem morschen Faden hing. Am dritten Tage hat er mit ihr das heilige Mahl empfangen. Da wurden ihre Lippen ganz still, und aus ihrem jungen Antlitz strahlte der Friede Gottes. Dem Hansjörg war's eine Herzensfreude, seine liebe Kranke so auf ihrem Sterbebette liegen zu sehen, und doch perlten ihm dann und wann die Thränen aus den Augen heraus, wenn er in ihr junges, blasses Antlitz blickte. Am Morgen des vierten Tages reichte sie ihm ihre magere, durchsichtige Rechte und sagte mit lallender Zunge: „Ich danke dir für alles, was du an uns gethan hast, du lieber Onkel. Ich sterbe gern, denn ich weiß, daß es für mich beim Herrn da droben ein schönes Wiedersehen giebt; nur die beiden kleinen Kindlein, — ach, die armen, armen Kinder!"

„Du meine Liebe," sagte er, „kennst du den alten Onkel Hansjörg nicht? Weißt du nicht, daß er Geld auf Zinsen und Brot im Hause hat, daß er die Schwalbenkinder lieb hat, als wären's seine eigenen? Weißt du nicht, daß er in seines Gottes Wort gelesen hat: ‚Was ihr gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir gethan?' Weißt du nicht, daß er den kennt, der auch zu den Waisen spricht: ‚Ich will euch nicht Waisen lassen,' und den, dessen Kreuz die Unterschrift trägt: ‚Das that ich für dich, was thust du für mich?'" Da sah sie ihn mit dankerfülltem Blick an, ließ ihre Kindlein an das Bett bringen, segnete sie und lag eine Weile mit gefalteten Händen. Der Hansjörg betete ein kräftiges Gebet. Während seines Betens aber war ihre Seele

entflohen; er legte ihr die Hand auf die Augen, und sie lag da wie ein schlummerndes Kind.

Der Hansjörg hatte zwar in diesem Herzeleid auch starke menschliche Stützen zur Seite: da war der Schwager der Frau und die Klara Seemann, welche jetzt beim Kaufmann Immfeld diente. Sie alle waren vereint in einem Glauben, einer Liebe und einem Trost. Aber es gab doch auch gewaltig vieles zu ordnen: da war zuerst das Begräbnis und dann der Verkauf des Hauses und des Geschäftes und endlich die Zukunft der Kinder. Da war's nur gut, daß Hansjörg Haus und Garten daheim in Wellheim unter treuer Aufsicht wußte, denn er mußte vier lange Wochen in der Stadt verweilen und hatte manche Dinge in seinen Kopf zu nehmen, die ihm bisher ganz fremd gewesen waren.

In der vierten Woche beschloß der Hansjörg, auch das Spatzengeschlecht aufzusuchen. Er hat's nicht früher gethan, weil er wußte, daß der Besuch bald erwidert würde, und daß man allerlei Körnlein von ihm würde holen wollen, die doch nutzlos würden weggeworfen sein. „Und kann man mich nicht rupfen, so kann man mich doch zupfen," pflegte der Alte zu sagen, „darum will ich lieber meinen Besuch auf die letzte Zeit meines Hierseins verschieben." Jetzt war er in die Rosenstraße gegangen. Die alte Frau Weller stand vor der Thür und sah aus wie eine Nachteule. Sie erkannte ihn sofort und eilte ihm entgegen. „Ach, Nachbar," schrie sie, „wie gut, daß du kommst! Du hast gewiß von all dem Unglück gehört." — „Von welchem Unglück?" fragte er. „O,

so weißt du es noch nicht, daß der Droschkenkutscher Hell — was nun meiner Tochter Mann war — vom Schlage getroffen und tot vom Wagen gefallen ist, und daß der Würgengel in den Keller gekommen ist und hat die beiden Aeltesten hinweggerafft, so daß uns nur das kleine Würmchen, die Luise, noch geblieben ist? Ach, meine arme Tochter! Und wie viel Geld hat all das Begrabenwerden gekostet; und die Zeiten sind so schlecht! Ach Nachbar, komm herunter; du kommst wie ein rettender Engel."

Er ging mit hinein. Da drinnen aber sah es gar wirr und wild aus. Die Frau kam ihm entgegen und hatte das Kindlein auf dem Arm, sie war in Lumpen gekleidet, und ihr Gesicht sah nicht danach aus, als ob sie die Schrift gelesen und verstanden hätte, welche der Herr mit seiner gewaltigen Hand in ihr Leben hineingeschrieben hatte. Hansjörg ging mit ihnen in das Wohnstübchen und redete mit ihnen über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es waren seine einzigen Verwandten, denen er hier gegenübersaß, und mit der Alten hatte er gekniet an einem Altar an einem und demselben heiligen Konfirmationstage, und die Junge war sein Patenkind. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er nicht eher an die Stätte des Elends gegangen wäre; aber er kannte die Herzen der Menschenkinder und wußte, daß er hier einen andern Ton anschlagen müsse als in der Dorotheenstraße. Er fing von vorne an und sagte, daß sie es einsehen müßten, daß draußen im Dorf die Stätte ihrer Wirksamkeit liege und nicht hier drinnen in der Stadt.

Da machte die Weller ein trostloses Gesicht und klagte: „Ach, Nachbar, was hatte ich draußen? Sorgen, Klagen und Mühen; nein, es war nicht zu ertragen; ich mußte fort.“ „Nun bist du aus dem Rauch entflohen,“ sagte Hansjörg, „und bist ins Feuer gefallen. Ich hab's dir damals schon gesagt, daß du mitsamt deinen Kindern in der Großstadt untergehen und verderben werdest an Leib und Seele. Was ich damals gesagt habe, dessen Wahrheit wird mir heute bestätigt.“ „Ich dachte, daß du in unser Elend gekommen wärest, nicht um uns Vorwürfe zu machen, sondern um uns zu helfen,“ sagte die Weller in weinerlichem Ton. „Edel ist es nicht, dem Unglücklichen die blutenden Wunden des Herzens noch weiter aufzureißen; edler wäre es, unserer zu schonen, auch dann, wenn wir hie und da gefehlt hätten.“ Da fuhr der Hansjörg in die Höhe, ließ die Hand durch das dichte Haar gleiten und polterte; „Bleib' mir mit Redensarten vom Hals! Edel mag's sein, zu schonen, aber macht das gesund? Und weil mir um deine Gesundheit zu thun ist, um die Gesundheit der unsterblichen Seele, darum muß ich euch zu allererst sagen, wo bei euch der Schaden liegt. Daran liegt's, daß ihr euer eigenes sündiges Herz nicht kennt, daß ihr von einem Heiland nichts wissen wollt, daß ihr euch verkauft habt an die Welt mit ihrer Lust, daß das Fleisch euer Götze ist; — daran liegt's. Und weil die Welt mit ihrer Lust vergehet, darum müßt auch ihr vergehen, vergehen in der Last und Lust der Welt, und weil derjenige Verderben ernten muß, der auf das Fleisch säet, darum müßt auch ihr Verderben ernten.“

Dann schlug der Hansjörg einen milderen Ton an, zeigte ihnen, daß sie zwar schon tief gefallen seien, aber daß eine Heilandshand auch in Abgrundstiefen hinuntergreifen und das Verlorene herausreißen könne, auch aus den Krallen des Satans. Er erzählte ihnen auch von dem Sterben der Frau Seemann und von der großen Seligkeit der Gotteskinder. Aber er dachte: Eine Eiche fällt nicht auf den ersten Hieb. Darum ging er bald seine Wege, um am nächsten Tage wiederzukommen. Er blieb der Kellerfamilie wegen noch zwei Tage länger in der Stadt, als es seine Absicht gewesen war. Er ging oft in die Rosenstraße und redete in ernstem und in mildem Ton zu den Armen. Er versprach auch, ihnen helfen zu wollen, wenn sie hinauskommen und bei dem Schneider Petersen in ihrem alten Hause in der Hinterstube wohnen wollten. Das wiesen Mutter und Tochter weit von sich; der Hansjörg aber erklärte ihnen, daß er sein Geld nicht in der Stadt wegwerfen wolle. Da murrten und schalten Mutter und Tochter über den wunderlichen Alten. Er aber schüttelte sein graues Haupt noch einmal unwillig über das Weibervolk und zog seine Straße.

*   *
*

Viertes Kapitel, worin dem freundlichen Leser gezeigt wird, wie mancherlei Vögel in einem Nest wohnen können.

Wenn der Sturmwind durch den Wald braust, dann fällt hie ein Baum und dort ein Baum, und wenn die Wipfel sich zu Boden neigen, flattern die Vögel kreischend aus dem Gezweige, und die forschenden Augen des flatternden Volkes fragen: Wo finden wir nun ein neues, sicheres Heim? So geht's dem Vogelvolk, so geht's auch den Menschenkindern. Siehe, da pilgert einer die Straße entlang, die vom Bahnhof zum Dorfe Wellheim führt. An seiner Hand führt er ein dreijähriges Büblein, das trippelt und tänzelt neben ihm einher und hat so mancherlei zu fragen, daß der Alte oft die Antwort schuldig bleibt. Auf seinem Arm aber trägt der Mann ein Kindlein, welches ein Vierteljahr alt sein mag oder ein halbes. Sorgsam ist es eingewickelt in ein großes Tuch, nur das kleine Antlitz blickt in die weite Welt hinaus. Das sind auch solch flatternde Vöglein; aber ehe sie gesucht haben, haben sie gefunden. Siehe, wie der Alte so rüstig einherschreitet; siehe, wie er so stillvergnügt zu dem Buben hinunterschaut und zu des Kindes Rede mit seinem gewaltigen Haupte freundlich nickt. Siehe, wie der alte Filzhut, der die Kriegsstürme von anno dreizehn scheint erlebt zu haben, auf dem Haupte mitnickt, und wie die treuen Augen das Dorf so freundlich grüßen, gerade so, wie der heimkehrende Wandergesell sein altes Mütterlein grüßt. Ja, ja, das ist der Hansjörg mit den Seinen. Sein Häuschen liegt am andern Ende des Dorfes; er

schlägt aber den Feldweg ein, der hinter den Gärten entlang führt, um nicht wie ein Wundertier von den Dorfleuten angestaunt zu werden. Als er aber um die letzte Ecke bog, kam der Meister Schmied, dessen Werkstatt im Garten lag, herzugeeilt und begrüßte ihn: „Ei, Meister, das sind sie also. Ja, ich hab's schon gehört von dem Petersen, daß du sie mitbringen wollest; na, andere Leute hätten es sich zehnmal überlegt, ehe sie es einmal gethan hätten; und wie du sie groß ziehen willst, Meister, das begreif' ich nicht; und im Wege werden sie dir sein drinnen und draußen; und — nun — ich will nur sagen, daß es ein Christenstück ist, was du an den armen Würmern thust; soll mich nur verlangen, wie unser Meister Pech Kinder wird erziehen können."

Ein Lächeln zog über das breite, gutmütige Gesicht des Hansjörg, und er erzählte dem andern, daß nach drei oder vier Wochen, wenn ihre Herrschaft Ersatz für sie werde gefunden haben, die Klara Seemann zu ihm ins Haus kommen und ihm zur Seite stehen werde bei der Pflege und Erziehung der Kinder. Da nickte der Meister Schmied mit dem Kopf und gab dem Hansjörg noch allerlei gute Wünsche und Ratschläge mit auf den Weg. Der Alte aber zog mit den Seinen ins alte, traute Häuschen ein, ließ zuerst die Schneidersleute kommen und gab die kleine Anna Seemann in die Pflege der erfahrenen Frau, den Hans aber behielt er bei sich. Es war köstlich anzusehen, wie der Hansjörg ein Kind mit dem Kinde wurde, wie er mit ihm durch den Garten jagte, wie er ihn in der Dämmerstunde aufs

Knie hob und ihn hopp, hopp! reiten ließ, und wie er schon morgens früh im Bette mit seinem Buben tändelte. Als die Herbststürme übers Land brausten, kam die Klara aus der Stadt. Da wurde auch die kleine Anna Seemann herübergeholt, und im mittelsten der drei Häuser am Ende des Dorfes entfaltete sich ein frisches, freundliches Leben.

Das ist dem Hansjörg doch gar sanft angekommen, daß er jetzt nicht mehr nötig hatte, am Morgen den Ofen zu heizen und den Kaffee zu kochen und am Mittag für die Mahlzeit zu sorgen und die Schüssel zu waschen. Im Stübchen sah es auch viel freundlicher und gemütlicher aus, seitdem die Klara als Haushälterin drin schaltete und waltete. Der Hansjörg aber saß von morgens früh bis abends spät auf seinem Schusterbock, klopfte, nähte, schnitt und riß und glättete, daß ihm die hellen Schweißperlen vor der Stirne standen. „Ich muß für meine Kinder sorgen," pflegte er zu sagen. Wenn dann der Nachbar Petersen auf die Last und Sorge hinwies, die der Nachbar sich ins Haus geholt habe, dann antwortete der Hansjörg: „Schweig' still, Nachbar, ich mag solche Reden nicht hören. Seht, Schätze sind's, die ich mir da gesammelt habe. Ja, was hat der Hansjörg sonst für Schätze, wenn er die beiden Kindlein nicht hätte? All das andere — das Irdische — was ist's? Staub bei Staube und Asche bei Asche, aber die beiden will ich mir mit Hülfe meines Herrn und Heilandes für die Ewigkeit bewahren, will sie droben im Himmel wieder an meine Hand fassen und will zu meinem Herrn sagen:

Siehe, Herr, hier bin ich und die Kindlein, die du mir gegeben hast."

Der Winter mit Sturm und Schnee, mit den kalten Tagen und dem warmen Christfest war durchs Dorf gezogen; und der Sommer mit Blumenschmuck und Vogelsang und dem Jauchzen der Kinderstimmen im Garten des Hansjörg war dem Winter gefolgt; er war gekommen und war gegangen. Die Herbststürme wehten übers Stoppelfeld. Die Kinder sind dem Hansjörg immer fester und fester an das Herz gewachsen; die jungen Schwalben haben ihr Nest gefunden, darinnen sie sicher geborgen sind wider Herbststürme und Winterkälte. Hansjörg sitzt auf seinem Schusterbock, zieht den Draht fester an, lächelt dem Buben zu, der zu seinen Füßen spielt, und murmelt in den grauen Bart: „Herr, deine Wege sind wunderbar, aber du führest alles herrlich hinaus."

Da klopft es an die Thür. Der Meister ruft ein freundliches „Herein!", erhebt sich von seinem Schusterbock und steht der alten Nachbarin, der Spatzenmutter, gegenüber. Sie sieht gerad' so aus, wie sie immer ausgesehen hat: schmutzig und zerlumpt; ihr Angesicht ist noch immer unzufrieden und ungewaschen, ihr Haar noch immer zerzaust vom Sturm. Einen Korb trägt sie über dem Arm, einen alten grauen Regenschirm in der Hand. Mit Klagen und Stöhnen sinkt sie auf den Stuhl nieder. Zuerst kann sie keine Worte finden vor Seufzen und Atemnot; dann aber sprudelt es heraus wie der Quell aus der Bergwand: „Ach, Vetter Hansjörg, nun geht's zu Ende, das Maß des Unglücks ist voll; es ist nicht

mehr zu ertragen; alles haben sie uns genommen — alles. Die Brigitte hat einen Dienst annehmen müssen. Was wollte sie sonst machen? Ich wohne mit dem Kinde in der Dachkammer. Aber die Brigitte kann uns nicht ernähren, und ich armer Wurm, was soll ich machen? Ach, ich muß sehen, ob ich nicht von den guten Freunden und von den alten Bekannten und Verwandten ein Krümlein und Körnlein erhalte. Ich wollte ja noch nicht betteln; aber was soll man, wenn der Magen nach Brot schreit? Aber nein, ich will noch nicht betteln; seht, ich habe allerlei zu verkaufen: hier ein schönes Wetterglas; ich hoffe bestimmt, daß der Vetter mir das Wetterglas abkauft, es geht genau, — es kostet nur fünf Mark."

„He, Wellerin," sagte barsch der Alte und fuhr eilig mit den Fingern über den grauen Kopf, „geh' doch mit deinem Wetterglas; ich hab' ein besseres als du: meine große Zehe sagt jedesmal, wenn's Unwetter giebt, und ich wollte fünf Mark ausgeben, wenn ich den Reißmatismus loswerden könnte." „Ach, Vetter Hansjörg," klagte sie, „wenn du mir nichts abkaufen kannst, dann schenke mir etwas. Ach, das Unglück verfolgt mich; ach, wenn der Mensch Unglück hat —" „Ja, wenn der Mensch Unglück hat," fuhr der Alte heraus, „dann bricht er die Finger im Reisbrei ab; aber das sind doch nur solche Finger, die sich nicht zusammenfügen können im heiligen Gebet. Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt: wenn du drüben beim Schneider in der Kammer wohnen und dich auf dein Bestes besinnen

und ein anderes Leben anfangen willst, dann will ich dir helfen.“ „Ach, ich alter armer Wurm, habe ich das verdient, mich so von meinen Verwandten behandeln zu lassen?“ — „Wer singt den alten Ton, bekommt den alten Lohn.“ „Ach, das Kind, das arme dreijährige Kind! Ich hab's nicht mit hereinnehmen mögen; es steht draußen hinterm Zaun.“ „Weib,“ fuhr er auf, „das Kind nimmst du mit zum betteln? Schäme dich, daß du so tief gefallen bist.“ „Ja, welche Großmutter kann sich von ihrem Enkelkinde trennen? Und wohin soll's, wenn die Mutter als Dienstmagd das Brot der Fremden essen muß?“

Da wandte sich der Hansjörg zum Fenster hin, schaute sinnend hinaus ins Wetter und schaute zu den beiden Kindern hinunter, die zu seinen Füßen spielten, trat wieder vor die Frau und sagte: „Höre, Frau Weller, dich muß die Hand des Herrn noch derber schütteln, ehe du verständig wirst; aber das Kind wirst du doch nicht auf der Landstraße umkommen lassen wollen; laß das Kind hier. Schwalbenkinder und Spatzenkinder werden sich ja wohl in einem Nest vertragen, wenn der Hansjörg seine Hand drüber hält.“

Da zog's wie Sonnenschein über das welke Gesicht der Alten. „Tausend Gott's Lohn — tausend Gott's Lohn! Soll ich's sogleich holen?“ „Meinst du, daß ich's noch lange im Sturmwind will herumflattern lassen?“ „Tausend Gott's Lohn. Ich will auch mitbringen alles, was die Luise hat; muß sie auch ihr Sonntagszeug mitbringen?“ „Natürlich muß sie.“ „Ach, Hansjörg, sie hat aber keins.“ „Nun, so hole die Luise, wie sie da ist.“

Da stand nun das Kind in Lumpen gekleidet, ein Jammerbild, das die Herzen der Menschenkinder zum Mitleid bewegen mußte. Die Großmutter gab's dem Hansjörg, sagte, daß sie heute noch die Verwandten im Nachbardorf besuchen müsse, und machte sich eilig davon. Sie mochte befürchten, daß den Hansjörg sein Entschluß gereuen werde. Er aber streichelte der Luise die bleiche Wange und redete freundlich mit ihr, und sie antwortete ihm auf seine Fragen. Sie war es gewohnt, mit Fremden zu reden. Er setzte sie an den Tisch, und die Klara mußte eine Milchsuppe für das Kind kochen. Das Kind ergriff den Löffel und wollte dreinfahren; da kam der kleine Hans und sagte: „Kind muß erst beten. Kann Kind nicht beten?" „Nein," sagte die Luise und schaufelte hastig die Suppe in den Mund hinein. Die Klara wandte sich lächelnd zu dem Onkel: „Die wird uns aber noch viel zu schaffen machen! Ach wie ungezogen und ungeschliffen!" „Woher soll sie Erziehung und Schliff haben?" fragte er lächelnd. „Art läßt nicht von Art. Spatzen hecken keine Tauben, Dornen bringen keine Trauben. Aber der Herr spricht: ‚Siehe, ich mache alles neu.' Ich danke ihm, daß der alte wunderliche Hansjörg solch ein Waisenvater sein darf, und bitte ihn, daß er seine Kraft in unserer Schwachheit mächtig werden lasse, daß wir auch dies Kind in der Gnade des Herrn den Himmelspfad führen dürfen. Sieh', Klara, sieh', wie das Vöglein gierig ißt! Ich denke, es wird auch nach Lebensbrot hungrig und nach Gnadenquellen durstig werden. Gottlob, daß wir ihm beides bieten

können, Erdenkost und Himmelsspeise!" Da zog ein freundliches Lächeln über das gute Angesicht des Hansjörg. Er trat an den Tisch und strich dem Kinde das wirre Haar aus dem Gesicht und deklamierte:

Der liebe Gott doch an dich denkt, —
Komm Spätzlein, komm zu mir;
Mir hat er Brot genug geschenkt,
Davon geb' ich auch dir!

So komm nur her, Grauröcklein du,
Gott hat es dir geschickt;
Iß dich hier satt in guter Ruh',
Nur fleißig aufgepickt.

V.

Herr und Knecht.

Herr und Knecht.

1. Der Knecht.

Sieh', da ist er ja wieder, der alte Peter Stoffers. Gestern sah er anders aus, gestern hatte er einen langen, blauen Tuchrock an, und die blanken Knöpfe funkelten im Sonnenlicht. Auf seinem schneeweißen Haupte trug er eine blaue Mütze mit einem silbernen Rand, daß er aussah wie ein richtiger Hofkutscher. So hielt er vor dem Bahnhof mit seinem stattlichen Gefährt. Die beiden mutigen Schwarzen warfen die Köpfe in die Höhe und bearbeiteten das Steinpflaster mit den blitzenden Hufeisen. Hoch auf dem Bock saß Peter Stoffers. Ich kannte ihn nicht, aber ich trat an den Wagen heran und fragte den Alten: „Sie sind wohl der Kutscher von Springhöh?" „Als solcher bin ich hergeschickt," erwiderte er, „um den Herrn Pfarrer mit seiner Familie abzuholen. Entschuldigen Sie es, daß ich hier oben sitzen bleibe, aber wer junges Blut und frischen Mut vor dem Wagen hat, der muß die Zügel fest in der Hand behalten. Es konnte aber niemand mit mir kommen, um die Herrschaften zu begrüßen; denn wir sind in der Weizenernte,

und da muß alles zugreifen, was Hände hat." Ich hatte also mein Weib, meine Kindlein und meine Siebensachen auf den Wagen gepackt und hatte mit Peter Stoffers über Hof Springhöh geplaudert. Hof Springhöh war länger als hundert Jahre schon im Besitz der Familie Reinberg. Mit dem jetzigen Besitzer, Herrn Friedrich Reinberg, hatte ich Schulter an Schulter auf der Schulbank gesessen; wir waren Freunde gewesen wie David und Jonathan. Unsere Wege waren aus einander gegangen; aber wir waren im brieflichen Verkehr mit einander geblieben, und jetzt, nachdem wir uns seit zwölf Jahren nicht gesehen hatten, war der lange gehegte Plan ausgeführt, Springhöh zu besuchen. Friedrich Reinberg war unterdessen ein glücklicher Familienvater geworden und hatte das Erbgut seiner Väter übernommen. Ich aber wollte den, den ich verlassen hatte, als uns der erste Bart schoß, jetzt besuchen mit Weib und drei Kindlein als ein ehrsamer Pfarrer.

Ich hatte mich zu dem Peter Stoffers auf den Bock gesetzt, obwohl er es nicht dulden wollte; ich hatt's doch gethan, erstens um der schönen Gegend willen, mit welcher der alte Kutscher mich bekannt machen sollte, und zweitens um des Alten willen, der mir danach aussah, als ob nicht ein papierner Kontrakt und nicht die silberne Kette des schnöden Mammons ihn an seine Herrschaft binde. Wir redeten mit einander über die Gegend, über Felder und Wälder und über die schönen Gehöfte, die von den wallenden Aehrenfeldern umgeben waren; wir redeten über die jungen Herrschaften und über die alten.

Der alte Kutscher war des Lobes voll über seine junge Herrschaft, aber wenn er über den alten Herrn Reinberg sprach, der jetzt zur Stadt gezogen war, dann leuchtete ihm das Auge in wunderbarem Glanz. Als wir aber auf den Hof gefahren waren, da fühlte ich es, daß der alte Kutscher von Springhöh mich in sein Herz geschlossen habe. Hatte er es deshalb gethan, weil ich der Freund seines jungen Herrn war, oder deshalb, weil ich bei ihm auf dem Kutscherbock gesessen hatte? Ich weiß es nicht.

Wir hatten uns des Wiedersehens herzlich gefreut. Die fröhliche Jugendzeit schien wiedergekehrt zu sein, und doch spielten jetzt unsere Kinder mit einander. Ich wußte es schon vor unsrem Kommen, daß auch unsere Frauen bald Freundschaft schließen würden. Heute morgen hatten wir den Garten und das schöne Gehölz des Hofes besehen. Heute nachmittag mußte Friedrich Reinberg zu einer landwirtschaftlichen Versammlung in die Stadt fahren. Er hatte versprochen, in drei Stunden wieder hier zu sein; ich aber liebte es, dann und wann einsame Straßen zu wandern, und freute mich, in der Stille dasjenige noch einmal mir durchs Herz ziehen zu lassen, was die letzten Tage mir gebracht hatten. So war ich übers Feld gewandert. Das Weizenfeld von Springhöh stieß an die Waldung eines benachbarten Gutes. Friedrich Reinberg hatte heute morgen die Meinung ausgesprochen, daß die Tagelöhner am Abend mit dem Mähen des Weizens fertig würden. Da zogen sie nun ihre Bahn, einer hinter dem andern, eine lange Reihe von Schnittern und Garbenbinderinnen. Die

Alten setzten die Hocken auf, Kinder trugen ihnen die Garben zu. Es wimmelte auf dem Weizenfeld wie in einem Ameisenhaufen, der eben aufgerührt ist.

Sieh', da ist er wieder, der alte Peter Stoffers. Gestern sah er anders aus. Heute hat er Rock und Weste ausgezogen, und durch das weiße Hemd ist ihm hie und da der Schweiß hindurchgedrungen. Das graue leinene Beinkleid ist in die hohen Stiefel hineingezwängt, ein weißer, breitrandiger Strohhut bedeckt das weiße Haupt. Er sieht anders aus als gestern; aber ich erkenne ihn sofort wieder; und schon hat er den Hut in der Hand, begrüßt mich und richtet den gebeugten Rücken auf und steht vor mir wie ein Soldat vor seinem Hauptmann.

„Grüß Gott, Peter Stoffers! Da liegt ein schöner Gottessegen auf der Flur.“ „Danket dem Herrn,“ sagte er, „denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“ „Müßt Ihr in Eurem hohen Alter noch so eifrig schaffen, daß Euch der Schweiß durch die Kleidung dringt?“ „Der Herr Reinberg schilt nicht, wenn ich ein halbes Stündchen ruhe; und wenn's dem Herrn Pfarrer recht ist, setzen wir uns eine Weile in den Schatten.“ Er warf eine Garbe an die Ostseite der hohen Weizenhocke, so daß der Schatten der letzteren auf die Garbe fiel; dann rief er den beiden Knaben, die ihm die Garben zugetragen hatten, zu, sie möchten zum Christian Kelber gehen und diesem behülflich sein. Wir aber setzten uns auf die Garbe. Der Alte machte ein Gesicht, als ob er mir wichtige Dinge mitteilen wolle und nicht recht wisse, wie er es anzufangen habe. Ich fragte ihn, wie lange er

hier schon über den Hof und über die Felder gehe, und ob auch seine Wiege drüben im Tagelöhnerhause gestanden habe.

Da schien der Bann gebrochen zu sein. Sein Auge leuchtete hell auf, und er antwortete eilig: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, das ist's eigentlich, was ich gerne mit Ihnen besprechen wollte. Ich kann's nicht gut mit dem jungen Herrn besprechen, auch nicht mit dem alten; aber Sie sind der Freund des jungen Herrn, Ihnen darf ich's anvertrauen. Ich muß Sie aber bitten, es niemand zu sagen, auch dem jungen Herrn nicht. Wollen Sie mir das versprechen, Herr Pfarrer?" „Ich denke, daß Euer Geheimnis so beschaffen ist, daß ich's bewahren darf; und dann bewahre ich es: darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„O Herr," sagte er, „es ist keine Schandthat, die ich begangen habe — na, ja — —" Er senkte das Auge, erhob sich, holte seinen leinenen Kittel und nahm ein kleines Packet aus der Tasche. „Ich habe gehört, daß die christliche Barmherzigkeit sich derer annimmt, die auf bösem Wege gewesen sind. Ich habe mir ein Scherflein erspart und wollte es gerne geben für entlassene Strafgefangene. Wollen Sie es übersenden an einen Verein, der diesen armen Verlassenen beisteht?" „Sehr gern, Stoffers — aber —." Ich hatte das Packet geöffnet und zählte zwölf blanke Thaler. „Ich hab's ehrlich erworben und erspart." „Daran zweifle ich nicht, Stoffers; aber ich wundere mich darüber, daß ein Hofgänger eine so reiche Gabe giebt." „Herr Pfarrer," sagte er, „ich habe mein Auskommen und habe nur den einen Buben; drüben

der Vormäher ist's; und ich bin der Großvater der beiden Knaben, die ich soeben zu der anderen Hocke sendete; seht, ich habe nicht viel zu versorgen und bin selbst wohl versorgt. Daheim kann meine Frau noch das Hauswesen in Ordnung halten, die Kuh melken und den Garten graben. Seht, ich bin ein reichgesegneter Mensch; aber was ich gebe, ist eigentlich noch lange nicht genug, denn ich will es Ihnen bekennen, daß ich es meinem Herrn schuldig geworden bin schon vor fünfzig Jahren; und wenn er mir die alte Schuld Zins auf Zins anrechnen wollte, dann wär's ein Tropfen, den ich wiedergebe, da ich einen vollen Eimer schuldig geworden bin."

Ich sah ihn fragend an. „Ja, Herr Pfarrer, ich will's Ihnen erzählen. Ich rede sonst zu niemand über die Sache, aber das Herz ist voll, sehr voll; und als ich heute früh von meiner Hausmutter fortging, steckte ich das Geld in die Tasche und sagte: „Mutter, ich hoffe, daß ich heute den Herrn Pfarrer treffe. Er ist ein Freund des jungen Herrn und wird schon wissen, wo ein Platz ist für mein Geld, und wird schon in seinem Herzen verschlossen behalten, was ich ihm aus dem meinigen hineinschütte." Er senkte das Haupt, schaute zu den Schnittern hinüber und blickte mich mit seinem treuen Auge so fragend an, als ob er sagen wollte: Soll ich schweigen, oder soll ich weiter reden? Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ihm einige freundliche Worte.

Peter nickte mit dem weißen Haupte und fuhr fort: „Herr Pfarrer, ich vergesse den Tag nimmermehr, solange ich lebe. Morgen sind's gerade fünfzig Jahre

her, seitdem ich auf dem Hofe bin. Niemand wird sich des Tages erinnern; aber ich vergesse ihn nimmer. Ich war dazumal ein junger Wildfang — ach, ich war etwas Schlimmeres, ich kam — ich kam aus dem Zuchthaus. Ja, Herr Pfarrer, machen Sie nur ein erstauntes Gesicht, es bleibt doch wahr: ich kam aus dem Zuchthaus. Ich war ein Raufbold. Schon einmal war ich wegen einer Schlägerei mit fünf Tagen bestraft worden; später hatte ich auf dem Tanzboden mit dem Sohn des Bauernvogts Streit angefangen und hatte ihm mit einem schweren Stück Holz den Schädel gespalten. Vierzehn Tage lag er besinnungslos, und sechs Wochen hindurch schwebte er zwischen Tod und Leben. Da verurteilten sie mich und gaben mir zweijährige Zuchthausstrafe. Ich war ein junger Bursch, hatte den frechen Sinn ins Zuchthaus genommen und nahm ihn auch wieder mit heraus. Ich war viel zu leichtfertig und machte mir die Größe meiner Schuld niemals klar. In Welsheim drüben, fünf Meilen jenseits des Flusses, hat meine Wiege gestanden. Als ich aber aus dem Zuchthause kam, ging ich nicht wieder in die Heimat, sondern begab mich auf die Wanderschaft. Ich war ein Bursch von vierundzwanzig Jahren, hatte Kraft wie ein Bär und war gewandt wie ein Eichhörnchen; ich meinte, daß es mir draußen in der weiten Welt leicht gelingen müßte, mein Fortkommen zu finden. In der Heimat glaubte ich mich doch eingeengt, und wenn ich an die alten Kameraden meines Leichtsinns dachte, dann stieg ein Groll in mir auf, denn ich meinte, daß sie nicht besser seien als ich, und ich wußte, daß sie

mit Fingern auf mich weisen und mich den Zuchthäusler nennen würden. Ich ging also in die weite Welt hinaus. Als ich aber beim Bauern nach Arbeit fragte, da fragte er mich nach meinen Papieren, und gar bald fühlte ich, daß nicht die zwei Jahre die größte Strafe seien, sondern daß ich die größere Strafe mit mir in der Tasche herumtrüge; denn wenn ich mein Dienstbuch zeigte, und der Blick des Bauern auf die letzte Seite fiel, dann erhielt ich das Buch mit einem Achselzucken zurück und mußte weiter wandern. Ich war bald so weit gekommen, daß ich kaum mehr nach Arbeit fragte, sondern nur bettelte. Ich traf schlechte Gesellschaft. Abends wurden in den Herbergen allerlei Streiche erzählt und allerlei Künste gelehrt. Ich war ein Zuchthäusler gewesen und war ein Landstreicher geworden und war auf dem Wege, wiederum ein Zuchthäusler zu werden. Da kam ich nach Springhöh.

Ach Herr, — es sind gerad' fünfzig Jahre her, aber der Tag steht mir vor der Seele, als ob's gestern gewesen wäre. Die Sonne brannte hernieder aufs Gefilde, und der Weizen stand in Hocken, gerad' wie heute. Als ich am Weizenfeld vorübergegangen war, war plötzlich die Lust mir ins Herz gekommen, hinüberzueilen und mit den Uebrigen anzugreifen. Aber ich gehörte nicht zu ihnen. Ich war ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft; ich fühlte mich als ein Aussätziger, der in die Wüste verbannt ist. So sehr als an jenem Tage glaubte ich's noch nie gefühlt zu haben, wie verlassen und verstoßen ich sei. So kam ich auf den Hof. Der Herr stand vor der Thür; es war

der alte Herr, aber er war damals noch sehr jung, er war nicht älter als ich. Seine junge Frau stand neben ihm. Ich bat ihn um eine Gabe. ‚Welches Gewerbe betreibt Ihr?‘ fragte er mich. Ich bin bisher Bauernknecht gewesen. ‚Und dann bettelt Ihr in der Erntezeit? Nein, guter Freund,‘ sagte er, ‚ich habe keine Wandergabe für Euch, aber wenn Ihr arbeiten wollt, dann seid Ihr mir willkommen.‘

Da fuhr es mir halb wie tiefe Wehmut und halb wie finstrer Groll durchs Herz, und ich mußte an die Schnittersleute auf dem Felde denken, ich mußte auch denken an meine eigene Vergangenheit, wie ich die blinkende Sense hatte übers Feld gleiten lassen, und niemand hatte es mir zuvorthun können. Willkommen? fragte ich, griff in meine Brusttasche und reichte ihm meine Papiere. Er senkte sein ernstes Auge, las aufmerksam und musterte mich mit scharfem Blick. Dann steckte er die Papiere in seine Brusttasche. Ich mußte ihn verwundert anschauen; aber jetzt konnte ich sehen, daß Herzensgüte und Edelmut aus seinem Auge herausblickte. Was will der Mann mit meinen Papieren? Ich erbebte bei dieser Frage; aber es war das Erbeben der Hoffnung, die hell aufflackern will, und die sich gar nicht denken kann, daß sie erfüllt werde. ‚Tretet ein,‘ sagte er, ‚Ihr seid gefallen und habt den Heiland noch nicht kennen gelernt, der gekommen ist, die Gefallenen aufzuheben und die Verlornen heimzuholen. Aber ich hoffe, daß Ihr Euch retten lassen wollt, wenn sich die rettende Hand nach Euch ausstreckt. Wollt Ihr arbeiten?‘

Ach, Herr, als ich die Frage hörte, da stürzten

mir die hellen Thränen aus den Augen heraus. Dieser und jener hatte mich im letzten Jahre gefragt, ob ich arbeiten wollte, aber wenn er dann den Zuchthäusler erkannt hatte, hatte er die Achsel gezuckt, hatte den Rücken gewandt und hatte mich stehen lassen. Hier hatte man mich erkannt, und dann hatte man mich gefragt. Durch die Frage aber zog ein Ton der Güte und der Menschenliebe hindurch, wie ich ihn noch nie gehört hatte. Ja, ich wollte arbeiten. Bei diesem Herrn wollte ich mit Freuden arbeiten. Er nahm mich ins Haus und fragte mich nach der That, die ich begangen habe. Am Tage vorher hatte ich noch einem Manne Lügen aufgetischt und mich von Schuld reinwaschen wollen, aber dem Herrn gegenüber konnte ich nicht lügen: er sah mich so wunderbar an mit seinem ernsten und milden Blick. Ich fühlte es, wie schuldig ich gewesen sei, und ich bekannte ihm meine ganze Schuld.

‚Ich will es mit Euch versuchen,' sagte er; ‚ich verlange von Euch, daß Ihr Mahnung und Zurechtweisung von mir annehmt und Fleiß und Treue in mein Haus bringt. Wollt Ihr das?' Ja, Herr, ‚Gebt mir Eure Hand darauf.' Ich gab ihm meine Hand; er hielt sie fest und sagte: ‚In Jesu Namen.' Dann wandte er sich zu seiner Frau und sagte: ‚Mein liebes Weib, über diese Seele müssen wir viel beten, denn wisse, dieser Mann ist aus dem Zuchthause gekommen.' ‚Aus dem Zuchthause?' fragte sie und trat einen Schritt zurück. ‚Ja, aus dem Zuchthause; aber ich habe das Vertrauen zu ihm, daß er nicht wieder dorthin will, woher er gekommen ist.

Nur wir drei wissen etwas über seine Vergangenheit, und vorläufig soll niemand auf dem Hofe etwas über ihn wissen als wir drei. Aber du, mein teures Weib, kennst das Wort des Herrn: Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan. Du kennst auch das große Wort des Apostels: Wer den Sünder bekehret hat von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen, und wird bedecken die Menge der Sünden.'

Von jenem Tage an blieb ich auf Springhöh. Ich war ein wilder Gesell, Herr; die zwei Jahre, die ich in jenem großen Hause gesessen hatte, hatten mich nicht besser gemacht, und das Jahr, das ich durch die Welt gezogen war, hatte mich schlechter gemacht. Ich war ein wilder Gesell, und in der ersten Zeit, als ich auf dem Hofe war, kam es manchmal über mich wie eine finstere Gewalt, daß ich trinken und raufen wollte, und daß ich meinte, ich könnte nur glücklich werden, wenn ich mein Wanderbuch nähme und wieder in die Welt hinauszöge und herumflatterte wie der Vogel in der Luft; aber wenn dann der Herr mich ansah mit seinem milden, ernsten Auge, dann fühlte ich es, daß er eine wunderbare Macht über mich habe, eine Macht, die auf mich eindrang wie ein scharfes Schwert, das die alte Schlange tötete, und eine Macht, die mich deckte wie ein starker Schild und die neuen Lebenskeime schirmte. Ich konnte mir damals nicht erklären, woher Herr Reinberg, der doch noch jung war, die Macht über ein wildes Menschenherz habe, jetzt weiß ich es; es war die Macht dessen, der uns gesagt hat: Meine Kraft

ist in den Schwachen mächtig, und der uns gezeigt hat, wie die Sanftmut das Erdreich erobern und besitzen kann.

Einmal bin ich zu dem Herrn gekommen und habe mein Geld und meine Papiere verlangt. ‚Setze dich nieder, Peter,‘ sagte er, ‚wir wollen diese Angelegenheit mit einander beraten, du weißt, mein Lieber, daß ich nur dein Bestes will.‘ Aber, sagte ich ein wenig kleinlaut, Herr, ich will meine Papiere haben, denn ich muß hinaus in die Welt. ‚Du bist nun ein Jahr lang bei mir gewesen,‘ erwiderte er, ‚darum setze dich; denn ich muß dir noch eine Mahnung mit auf den Weg geben. Du hast mir auch mit einem Handschlag versprochen, daß du meine Mahnung ohne Widerrede annehmen wollest.‘ Und dann redete er zu mir, wie ein Vater zu seinen Kindern redet, und er war doch nicht älter als ich. Und während er redete, liefen mir die Thränen über die Wangen. Darauf faltete er die Hände und betete laut für meine unsterbliche Seele, und ich konnt's ja nicht anders, ich mußte auch meine Hände falten. Als er schwieg, trat er vor mich hin, legte mir seine beiden Hände auf die Schulter und fragte: ‚Peter Stoffers, willst du wirklich diejenigen verlassen, die dich retten wollen vom irdischen und ewigen Verderben?‘ Verzeiht — verzeiht, Herr; nein, ich will Euch nimmermehr verlassen, sagte ich, verzeiht, Herr.

So wuchs ich allmählich fester hinein in den Hof; ich fühlte, daß ich hier meine Heimat haben werde. Ich war zuerst im Garten beschäftigt, um

möglichst wenig mit den Knechten in Berührung zu kommen. Darauf wurde ich der Kutscher des Herrn, und schon längst war ich sein gelehriger Schüler gewesen, wenn er den Seinen die Schrift auslegte. Als ich aber etliche Jahre auf Springhöh gewesen war, fühlte ich — ja, Herr Pfarrer, ich glaube, daß es keine Sünde ist, wenn ich's sage — da fühlte ich, daß mir das Herz brannte in Liebe zu meinem irdischen Herrn und zu meinem himmlischen Herrn. Ja, Herr Pfarrer, sie haben beide viel Geduld mit mir haben müssen, aber Herr Reinberg war bei dem Kreuzträger in die Schule gegangen, und mir thut's jetzt nur leid, daß ich den beiden ihre Güte oft so schlecht gelohnt habe.

Nun, was soll ich weiter sagen?" fuhr Peter fort. „Ich blieb auf Springhöh und wurde Vorknecht auf dem Hofe, und dann heiratete ich die Anna, die in gleicher Treue an unsrem irdischen und an dem himmlischen Herrn hing wie ich, und ich bezog das Häuslein vor dem Hofthor und war zur Hand, wenn der Herr winkte, wie es meine Schuldigkeit war. Der Christian wurde uns geboren; er war und blieb unser Einziger. Wir zogen ihn auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Jetzt ist er Vorknecht, wie es sein Vater viele Jahre lang gewesen ist, und ich hab's ihm häufig gesagt: Christian, hab' ich gesagt, was dein Vater dem alten Herrn auf Springhöh schuldig geworden ist, das können wir beide auch dem jungen Herrn noch nicht abverdienen. Und das ist meine größte Freude, daß der Junge mich versteht, und daß er's fühlt, daß der alte Peter

Stoffers und die Seinen mit Springhöh verwachsen sind fast wie die Linden vor dem Herrenhause. Dort mäht er, Herr Pfarrer, schaut, wie die Sense blinkt; er ist ein braver Kerl — mein Junge — dort sind seine Buben; frische Buben sind's, und wohlerzogen sind sie; ja, ja, ich hab' sie lieb, — aber wie ich mein eigen Fleisch und Blut lieb habe, Herr Pfarrer, so habe ich den alten Herrn lieb und den jungen, denn der junge ist seines Vaters Sohn und Abbild, und der alte Herr hat mir die Seele gerettet, das werde ich ihm in Ewigkeit gedenken.

Nun, Herr Pfarrer, ich meine, daß noch mancher Vogel nestlos herumflattert, gerad' wie ich dazumal, mancher Vogel, der verirrt und verweht ist und untergeht in der wilden See, und der doch noch zu retten wäre, wenn die Christenliebe ihm ein Heim und ein Herz bietet. Nun, Herr Pfarrer, ich denke an Weib und Kind und an das große Glück, das ich hier vor dem Hofthor gefunden habe; ich bin wohl nicht der einzige, den der alte Herr so auf die rechte Bahn gebracht hat; da ist der Hans Simmer, der Kuhhirt, und der Dietrich, der Gärtner; — ja den Dietrich hat der junge Herr schon herumgeholt —; nein, ich bin wohl nicht der einzige, aber ich bin der erste, der nun auf fünfzig Segensjahre zurückblicken kann und darüber jubilieren muß: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit!"

Da erhob sich der Alte, und ich erhob mich auch. Ich hielt ihm beide Hände hin, und er schlug ein. Und er beugte sein Haupt, und heiße Thränen perlten ihm über die durchfurchten Wangen. „Ja, es ist wenig gewesen, was ich für die gute Sache Ihnen habe geben können, Herr Pfarrer,“ sagte er; „aber ich habe meine Hände für die Sache gefaltet — ja, ja — viel hundertmal. Morgen sind's fünfzig Jahre her, daß ich nach Springhöh gekommen bin. Mein Weib weiß es, und Sie wissen es, Herr Pfarrer, und sonst weiß es niemand, auch mein Junge nicht; aber ich mußte es Ihnen doch ins Herz schütten, denn ich weiß, daß Sie es für sich behalten, und ich mußte das Geld los sein.“ Und wiederum drückte er mir die Hand, und ich schaute noch einmal in sein altes, treues Auge hinein und dachte in meinem Sinn: man würd's nicht glauben, daß er zwei Jahre im Zuchthaus gesessen hat, wenn er's nicht selbst erzählt hätte. Und langsam schritt ich dem Hofe zu. Ich kannte meinen Freund; aber ich freute mich doch, daß auch der alte Tagelöhner mir einen Blick gegönnt hatte in das Herz des Herrn von Springhöh, und ich dachte an die flatternden Vögel und an die verwehten Seelen und an die vielen Bauern und Hofbesitzer und an die andern Herren, die am Sonntag unter meiner Kanzel zu sitzen pflegten, und leise zog mir ein Spruch über die Lippen, der lautete also:

Arme Schäflein ohne Hirten,
Die am Weg verlassen steh'n,
Die Verführten, die Verirrten,
Die nach einem Retter seh'n.

Christen, solcher Wegewarten,
Ach, sind alle Wege voll;
Denkt, ach denkt, wie lange harrten
Sie an manchem Wege wohl!

* *
*

2. Der Herr.

Eher als wir dachten, kehrte Friedrich Reinberg heim; er brachte Gäste mit, gar liebe Gäste, daß sein Haus voll wurde. Seitdem Friedrich den Hof bewirtschaftete, wohnte der Vater, der seit Jahren Witwer war, mit zwei unverheirateten Töchtern in der Stadt. Nun rief der Hausherr mir schon von ferne zu: „Sie wollten alle die Pfarrersleute kennen lernen, darum habe ich sie alle mitgebracht. Macht euch nur darauf gefaßt, daß ihr von den gestrengen Tanten vom Kopf bis auf die Zehen gemustert werdet.“ Die Musterung ging aber bald vorüber, und im trauten Geplauder saßen wir um den langen Tisch im Saal, die Damen am oberen, wir Herren am unteren Ende. Vater und Sohn unterhielten sich einen Augenblick über den Weizen, und ich hatte Zeit, im Angesichte des alten Herrn zu lesen. Ja, das Wort des alten Peter Stoffers war wohl richtig, daß der junge Herr ein treues Bild des alten sei, aber mir wollt's im ersten Augenblick vorkommen, als ob das Angesicht des jungen schöner — ja viel schöner sei als das Angesicht des alten; denn das letztere war von Pockennarben so dicht überzogen, wie das Beet im Garten um Johannistag von Blumen und Blümlein dicht besetzt ist. Als ich aber

tiefer in dies Antlitz hineinschaute, sah ich, daß unter den Narben heraus eine ganz besondere Schönheit hervorstrahlte, nämlich jene Güte und Sanftmut, jener Ernst und jene Milde, die der alte Tagelöhner schon gepriesen hatte. Als ich aber eine Zeit lang mit dem alten Herrn Reinberg geredet hatte, da dachte ich bei mir selber: Siehe, das alte Antlitz ist doch schöner als das junge, denn das Alter hat jenem einen ganz besonderen Reiz verliehen, hat den Augen einen Verklärungsglanz und der Stirn einen hohen Adel eingeprägt.

Bald ernst, bald fröhlich zog die Rede hinüber und herüber; mit der Gegenwart und der Vergangenheit beschäftigten sich die Zungen; von den Zeiten des Friedens streiften und schweiften die Worte hinüber zu den Kriegszeiten. „Ja, ja," sagte der alte Herr, „Sie, Herr Pfarrer, und mein Sohn sprangen in den Kinderschuhen, als wir alten Familienväter, die wir nie Pulver gerochen hatten, uns im Schießen üben mußten. Es war eine tolle Zeit, das Jahr achtundvierzig."

„Ich habe gemeint," erwiderte ich, „daß Sie hier von den Wirren jener Zeit nur wenig berührt seien."

„Wir haben allerdings nicht so viel zu leiden gehabt wie andere Teile des Vaterlandes; aber wir wurden allesamt einexerziert und haben auch Einquartierung gehabt, allerdings nur ein einziges Mal und nur acht Tage hindurch; aber diese Einquartierung hat uns einen Gast zurückgelassen, mit dem wir heiße Kämpfe streiten mußten, Kämpfe, deren Narben ich mit ins Grab nehmen werde."

„Die schwarzen Blattern?“ fragte ich.

„Ein Soldat starb hier im Hause an den schwarzen Blattern,“ fuhr er fort, „und als die übrige Einquartierung vom Hofe zog, lagen meine Frau und ich in der Gluthitze der bösen Krankheit. Es war entsetzlich; meine Frau wurde zuerst von der Krankheit befallen. Ich sah noch am Hofthor das weiße Brett mit der schwarzen Inschrift: „Hier sind die schwarzen Blattern.“ Zwei Tage darauf blieb auch ich liegen. Die Kinder waren zu den Großeltern geschickt worden. Alle Welt floh vor uns. Wenn die Nachbarn nach unsrem Befinden fragen ließen, dann blieb der Bote draußen vor dem Thor stehen, als ob der ganze Hof verpestet wäre. Diakonissenhäuser gab's damals in unserer Provinz noch nicht. Die Dienstboten waren bei den Tagelöhnern einquartiert und meinten, daß sie blatterkranken Herrschaften keinen Gehorsam schuldig seien, und daß wir für unsere Pflege selbst sorgen müßten. Ach, wir fühlten es, daß der Mensch doppelt und dreifach elend ist, wenn er krank und in der Krankheit verlassen ist. Aber wir fühlten auch, was Treue wert ist; nein, ich würde ungerecht gegen Menschen und undankbar gegen Gott sein, wenn ich uns ganz verlassen hätte nennen wollen. Wir hatten einen treuen Knecht. Er war damals Vorknecht und war seit drei Jahren verheiratet; aber er verließ sein junges Weib und seinen zweijährigen einzigen Knaben und kam zu uns ins Herrenhaus. Ich gab ihm den Schlüssel zum Geldschrank und befahl ihm, in die Stadt zu gehen und uns eine Krankenpflegerin zu

besorgen, es möge kosten, was es wolle. Er aber erwiderte: ‚Herr, laßt mich Euer Krankenpfleger sein; Liebe pflegt besser als Geld‘. Er ging nicht zur Stadt, er ging auch nicht wieder zu seinem Weibe. Drei Wochen lang kam er nicht aus den Kleidern, drei Wochen lang kam immer nur auf wenige Augenblicke Schlaf in seine Augen, drei Wochen lang saß er an den Betten und atmete die verpestete Luft; aber der Herr stärkte ihn wunderbar; es war, wie wenn der Mann gepanzert und gewappnet wäre gegen den schlimmen schwarzen Gast unsres Hauses; es war, wie wenn sein Herz von Stahl wäre, und als wenn alle Nachtwachen, alles Laufen und alles Sorgen ihn nicht anfechte. Ja, Herr Pfarrer, da habe ich es erfahren, daß Treue mehr wert ist als ein Goldberg. Allmählich wich die Krankheit. Mein treuer Knecht blieb verschont. Er konnte wieder zu den Seinen gehen, die er in acht Wochen nicht gesehen hatte. Wenn ich ihm von Dank redete, dann schüttelte er den Kopf und meinte, er habe nichts weiter gethan, als was er schuldig gewesen sei, und was jeder andere auch gethan hätte; und die andern kamen wieder auf den Hof und sagten: Der Vorknecht hat Mut gehabt, wir andern haben angesichts solcher Krankheit nicht solchen Mut. Das schien ihnen ganz selbstverständlich zu sein, daß sie nicht solchen Mut gehabt hätten, und daß sie fortgegangen wären und dem Vorknecht das Herrenhaus und die Pflege ganz allein überlassen hätten. Ja, ja, ich könnte noch manchen schönen Zug erzählen von der Treue jenes Knechtes; er ist mit Springhöh verwachsen, obwohl er als Fremder

zu uns kam, und in unserem Stande eigentlich der Grundsatz herrscht, alles Fremde abzuweisen. Ich habe aber die Meinung, daß man unter Umständen auch dem Fremden nicht bloß die Hand reichen darf, sondern ihm dieselbe reichen muß."

Der alte Herr nickte mit dem Kopfe, und ich sah es hell leuchten auf dem von Narben überzogenen Gesicht. Er nickte wiederum und sagte: „Ja, ich hab's meinen Sohn gelehrt und freue mich, daß er das alte Wort hochhält und es auf Springhöh noch alleweil gelten läßt: Treue ist ein seltner Gast, halt' ihn fest, wo du ihn hast. Ja Herr Pfarrer, Sie sollen ihn kennen lernen — meinen Alten, der mir so viel gilt wie einst dem Erzvater sein ältester Knecht, daß ich ihn in die weite Welt hätte hinaussenden können mit meinen Rossen und meinen Schätzen, um meinem Isaak ein Weib zu suchen." Er blickte schelmisch lächelnd zu seinem Sohne hinüber. Dieser schüttelte den Kopf und sagte: „Ei, Vater, der Isaak hat selber gesucht unter den Töchtern des Landes." „Ja, ja," erwiderte der Alte; „aber Sie sollen ihn kennen lernen."

„Wenn er Peter Stoffers heißt," erwiderte ich, „dann kenne ich ihn schon; er hat mich gestern von der Bahn geholt. Die Treue und Biederkeit habe ich sofort aus seinen Augen herausgelesen, und seine verständige Rede gefiel mir so gut, daß ich ihm heute auf dem Weizenfelde einen Besuch gemacht und mehr von Peter Stoffers als von dem Weizen gesehen habe." Der alte Herr nickte eifrig mit dem Kopfe: „Ja, ja, Sie haben ihn sofort erkannt; ich hab's immer gesagt: Meinen alten Peter erkennt man, wenn

man ihm einmal ins treue Auge hineingeschaut hat. Er ist eine Säule, die ins Herrenhaus zu Springhöh eingefügt ist, und die den Segen mitträgt und festhält."

So redeten wir noch lange über gute Knechte und über deutsche Treue. Ob die Herrschaft an den Ehren- und Jubeltag des Knechts denke, erfuhr ich nicht; von meiner Unterredung mit dem Knecht erfuhren sie auch nichts; denn ich hatte ihm gelobt zu schweigen.

Am andern Morgen ging's wieder hinaus aufs Erntefeld. Jedermann hatte es eilig. Die letzte Frucht sollte gemäht werden. Ich stand früh morgens am offenen Fenster und atmete die frische Luft ein. Auf dem Hofe hat sich die Schar der Tagelöhner versammelt. Die Frühglocke läutet an die Arbeit; jetzt zieht die Schar hinaus. Die Sensen blinken in der Morgensonne. Die Schnitter ziehen vorauf, und hinter ihnen geht die Schar der Alten. Es war mir auffällig, daß heute die Mägde nicht als Garbenbinderinnen mit hinauszogen. Als aber die Männer durchs Hofthor gegangen waren, kamen die Mägde aus der Meierei; sie trugen große Körbe und eilten in den Garten. Drunten hörte ich die Stimme des alten Herrn. Er begrüßte auch mich mit fröhlichem Morgengruß. Den Morgenkaffee tranken wir in der Veranda. Der junge Herr hielt eine kurze Morgenandacht und eilte übers Feld. Meine Frau und ich wurden gebeten, mit dem alten Herrn einen Spaziergang in den Wald zu machen. Es war ein herrlicher Sommertag. Die Eichhörnchen hüpften von Zweig zu Zweig, die Vögel sangen über den

Wipfeln, das Wild stand im Schatten des Erlengebüsches und schaute uns so ruhig an, als ob es wisse, daß wir es nicht verständen, mit Schießwaffen umzugehen. Wir plauderten über alte Zeiten und alte Bekannte, freuten uns der frischen Waldluft, schlenderten weiter, immer weiter und hatten es nicht gemerkt, wie weit wir gekommen seien. Der alte Herr war so frisch und so fröhlich wie ein Jüngling und so redselig wie ein Greis; er wäre plaudernd noch viel weiter gegangen, wenn meine Frau nicht nach der Uhr gesehen und an die Stunde gemahnt hätte. Wir lagerten uns eine Weile im Waldesschatten und traten den Rückweg an. Es war um die Mittagszeit, als wir uns dem Hofe näherten. Von der andern Seite her tönte der Sang der heimkehrenden Schnittersleute. Ich hätte gar zu gerne heute morgen dem alten Peter Stoffers einen Morgengruß und ein Segenswort zugerufen, aber er war vorübergezogen, ehe ich seiner habhaft werden konnte. Jetzt sind wir an die Stätte gekommen, wo der Feldweg den Waldweg trifft, wo gerade vor uns das hohe Hofthor winkt, und wo rechts am Wege die Wohnung des Peter Stoffers freundlich unter einer knorrigen Eiche herausschaut.

Aber was ist das? Die Schar der Schnittersleute, die wohl zwanzig Schritt vor uns gegangen ist, steht plötzlich still vor dem Hause des Tagelöhners. Sie umringen den Alten. Ist ihm etwas Uebles zugestoßen? Jetzt sind auch wir zu der Schar getreten. Was ist das? Ei ja, sie wissen es, daß heute ein Jubeltag ist. Das Haus des Tagelöhners

ist reich bekränzt. Ueber der Thür aber, zwischen den Guirlanden von Eichenlaub, prangt in großen Lettern gemalt ein Spruch; den können sie alle lesen:

Was wie Fels besteht, Was kein Sturm verweht,
Nenn' ich frank und frei: Das ist deutsche Treu'!

Ich schau' dem alten Herrn ins Angesicht. Ihm leuchtet das Auge in eigentümlichem Glanz. Hastig fährt er mit dem seidenen Tuch über die Wange: ja er weiß es, warum das Haus seines Tagelöhners bekränzt ist. Jetzt steht er mitten in der Schar der Schnittersleute. Sie umdrängen ihn, wie die Herde ihren Hirten umdrängt. „Kinder," sagt er, „ihr alle habt in meinem Dienst gestanden, und mein Sohn freut sich, wenn ich zu euch spreche wie ein Vater zu seinen Kindern. Kinder, ihr seid eurer Herrschaft treu, alle mit einander; Untreue duldet die Herrschaft von Springhöh nicht auf dem Hofe; aber einer leuchtet euch vor als Bild der Treue, der euch alle oft mit seinem ernsten Wort gemahnt und in seinem Wandel euch ermuntert hat, wenn auch der Weg steil und die Versuchung lockend erschien. Hier ist er: unser alter Peter Stoffers. Er ist heute vor fünfzig Jahren auf den Hof gekommen. Freud' und Leid hat er mit seiner Herrschaft geteilt; wenn Not und Tod an uns herantrat, dann hat er mit uns gefühlt und mit uns getragen. Kinder, er ist heute fünfzig Jahre auf Springhöh gewesen. Wir wollen sein Jubelfest feiern. Das Fest soll ihm, es soll aber auch euch gelten; es soll euch sagen, daß die Herrschaft von Springhöh treuen Dienst nicht bloß mit Geld, sondern auch mit Liebe lohnen will." Da bricht der

Jubel los und ergießt sich in vollen Strömen über den alten Herrn und seinen alten Knecht. Der letztere hat sich an den Thürpfosten seines Hauses lehnen müssen. Er hat sprechen wollen, aber ihm bebt immer nur die Lippe, und er kommt nicht zum Reden. Die Thränen strömen ihm unaufhaltsam über die Wangen. Dann tritt er an den alten Herrn heran, reicht ihm die zitternde Rechte und will seinen Dank stammeln; aber er nickt nur immer mit dem Kopfe, ihm bebt nur immerdar die Lippe.

Unterdessen ist vom Hofe her eine andere Schar herangekommen. Friedrich Reinberg trocknet sich den Schweiß von der Stirn; er muß noch im letzten Augenblick in voller Thätigkeit gewesen sein. Wir alle traten an den Peter Stoffers heran und reichten ihm die Rechte. Ihm aber zitterte die Hand, und die Augen thränten. Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt. Die Gäste des Hofes und die Mägde, welche eben die letzten Kränze gewunden und angeheftet hatten, waren hinzugekommen. Es war eine stattliche Schar. Vor dem Hofthor wurde wieder Halt gemacht. Hier gab's wieder etwas zu besehen und zu bewundern: mit Hülfe der Mägde und des Hofrademachers hatte hier der Hausherr selber eine hohe Ehrenpforte aufgebaut. Mit Guirlanden und Kränzen war sie reich verziert, und bunte Bänder flatterten darüber auf hohen Stangen. Zwischen dem Grün aber prangte die Inschrift:

Wohl, wenn im äußerlichen Stand
Mit fleißiger, getreuer Hand
Ein jeglicher nach seiner Art
Den Geist der Treue offenbart.

Vor der Hausthür unter den schattigen Linden ist ein langer Tisch gedeckt. Aus dem dichten Gezweige der Linden ragt eine lange Stange heraus. Es hängt ein Schild dran, als wär's ein Wirtshausschild, das hungrige Wanderer zur Erquickung ladet. Das Schild an langer Stange aber ruft der fröhlichen Schar zu:

Das ist ein frommer, treuer Knecht,
Der fragt und thut, was Gotte recht,
Und bleibt im Danken und im Fleh'n,
Er mag viel oder wenig seh'n.

Die Mutter Stoffers kommt dahergetrippelt. Sie trägt den Staatsrock ihres Mannes, den langen blauen Rock mit den silbernen Knöpfen, den der Herr ihm geschenkt hat, und den er anzieht, wenn er hoch oben auf dem Bock des Staatswagens thront, wenn der junge Kutscher auf dem Felde arbeiten muß. Mutter Stoffers drängt sich durch die Schar und zupft ihren Alten am Hemdärmel. Eilig fährt er in den Staatsrock hinein: es war wohl hohe Zeit, denn schon hat die junge Frau Reinberg den Alten angefaßt, zieht ihn an den Tisch und setzt ihn obenan. Sie selbst setzt sich an seine Seite. Er sträubte sich wohl und wollte nicht zwischen den Herrschaften sitzen, aber sie drückte ihn mit sanfter Gewalt auf den Stuhl nieder; und die alte Frau Stoffers mußte es sich gefallen lassen, daß der alte Herr sie zu Tisch führte. Der junge Herr aber ordnete die lange Reihe. Als sie alle ihren Platz gefunden hatten, die Mägde neben der Herrin und die Knechte neben dem Herrn, da erhoben sie sich auf den Wink ihres Hausherrn,

und der letztere betete das „Komm, Herr Jesu". Peter Stoffers aber ließ es kräftig wiederhallen: „Amen, Amen!" Dann gab's eine fröhliche Mittagsstunde unter den Linden vor dem Herrenhause. Helle Freude leuchtete ihnen allen aus dem Angesichte und sprudelte ihnen über die Lippen; aber dem alten Peter Stoffers liefen dann und wann die Thränen über die Wangen. Nach dem Essen verkündete der Hausherr, daß heute nachmittag keine Sense mehr dem Hafer auf dem Springhöher Felde weh thun solle. Die Tagelöhner möchten jetzt heimgehen und um fünf Uhr mit den Ihrigen wieder auf den Hof kommen, dann wolle man dem Peter Stoffers zu Ehren ein fröhliches Fest im grünen Walde feiern.

Um fünf Uhr nachmittags ging's mit Posaunenhall hinaus in den Wald. Unter den hohen Buchen lagerten wir uns, alt und jung, arm und reich nebeneinander. Peter Stoffers war der Held des Tages. Er hatte wohl zehnmal den Kopf darüber geschüttelt und seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß der alte Herr das Datum so getreulich behalten habe, und daß der junge Herr so viel Wesens mache von einem alten einfachen Tagelöhner, der doch auch ein armer, schwacher, sündiger Mensch sei, und der, wenn's hoch gekommen sei, doch nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan habe.

Es wurde gesungen und gejubelt, die Mägde hatten Topfschlagen veranstaltet, die Kinder spielten Räuber und Soldat, und den Eltern leuchteten die Augen in heller Freude. Kaffee und Kuchen gab's in reicher Fülle, und mancherlei Ueberraschung an

lieblichen und nützlichen Geschenken hatte die Herrschaft gespendet. Der alte Herr erzählte eine Geschichte von einem treuen Knecht; er that's in seiner freundlich schlichten Weise und ließ das Wort wiederhallen: Reiner Mund und treue Hand gelten viel in jedem Land. Das Wort aber hat sich ganz tief hineingesenkt in die Herzen der Dienenden.

Der Peter Stoffers, der junge Herr und ich saßen während der Rede des alten Herrn beisammen. Da flüsterte ich dem Peter zu: „Stoffers, darf ich's dem Herrn Reinberg nicht mitteilen, daß Ihr mir schon davon erzählt habt, wie Ihr hiehergekommen seid, und — was Ihr mir für die entlassenen Strafgefangenen gegeben habt?" Er schaute mich treuherzig an, nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja, ja, Herr Pfarrer, aber sagt's doch nur dem alten Herrn und dem jungen." Da erzählte ich es meinem lieben Freunde. Aber kaum war ich zu Ende gekommen, da sah ich, wie es feucht schimmerte in seinem Auge, und ich hielt eine Karte in meiner Hand, die trug die Inschrift: „Aus der Hofkasse zahle ich 120 Thaler an den Verein für entlassene Strafgefangene. Friedr. Reinberg jun." Eine halbe Stunde später aber lag neben der ersten Karte eine zweite, die trug dieselbe Inschrift, und darunter stand der Name „Friedr. Reinberg sen."

Siehe, lieber Leser, darum habe ich dich so lange festgehalten bei unsrem Knechtefest, weil du es in meinen Händen solltest klingen hören. Ja, das gab hellen Klang. Nein, darum habe ich dich mitgeführt hinein in den Waldesschatten, weil du es sehen solltest, wie der Geist der Herrschaft auch heute noch auf die Dienstboten übergeht, wenn die Herrschaft

nur das Wort des Apostels gelernt hat: „Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilet wird, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, die ihr geistlich seid.“ Ei ja, das hab' ich noch vergessen, daß an seinem Jubiläum auch der Peter Stoffers hat reden müssen, und daß er's gut gemacht hat. Er malte aber das Bild einer treuen Magd, denn er meinte, daß der Tag doch den Knechten und den Tagelöhnern nicht allein gehöre. Und zuletzt wurde der Alte ganz dichterisch gestimmt, und nachdem er alle Vorzüge der guten Magd aufgezählt hatte, schloß er also:

Diene fort mit heitern Mienen,
Dir auch glänzt ein Gnadenstern,
Selig ist's, als Magd des Herrn
Gott und Gottes Freunden dienen!

Nun sollte ich das Schlußwort sprechen. Das mußte ich wohl anknüpfen an den letzten Satz des Alten und daran mahnen, daß die rechte Treue einen heiligen Herd habe, darauf sie entstehe und bestehe, und daß nur da die rechte Treue gegen die irdischen Herren sei, wo man immerdar den Herrn vor Augen habe, der einst zu seinem Diener sagen wolle: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Das sei dann das letzte und das beste Knechtsjubiläum für uns alle. Aber auch das irdische Knechtsjubiläum war sehr schön, und wir alle haben uns an jenem Abend niedergelegt mit der Bitte: „Herr Gott, gieb uns bald wieder ein solches Knechtsjubiläum. Amen.“

VI.

Hedwig.

Hedwig.

Ich reise nicht gerne wie ein Pflanzensammler, der allerlei Blumen vom Rande der Landstraße aufsammelt, um sie in seiner Kapsel verdorren zu lassen; ich reise viel lieber als ein Schnittersmann, der reife Aehren abschneidet und die Saatkörnlein ausrauft, um sie den Menschen wieder auf den Herzensacker zu streuen. So war ich auch vor etlichen Jahren nach Hamburg gereist, saß in einem Gasthause und sah mir die Leute an und ließ mich von den Leuten ansehen. In einem Gasthaus einer großen Stadt aber giebt's allerlei Augen: kluge Augen und thörichte Augen, stolze und demütige, klare und trübe, gute und böse Augen, und noch allerlei Augen mehr. Von drüben her, von der Ecke des Zimmers aber blickten mich zwei Augen an; das waren wunderbare Augen, und wenn's noch heute gilt, daß das Aug' des Herzens Zeiger ist, dann mußte ich glauben, daß die Herzensuhr jener Alten richtig gehe. Die Augen jener Alten aber blickten fragend und suchend die Gäste an, und dann senkten sie sich und schauten hernieder auf ein Kind, das ebenfalls drüben in der

Ecke dicht neben der Alten seinen Platz hatte. Das Kind und die Alte gehörten offenbar zusammen, und doch war es ein gar verschiedenes Paar: das Kind war so schlank wie eine Tanne, so frisch wie ein Frühlingsmorgen und so fein wie eine Prinzessin; die Alte war gebeugt wie ein Apfelbaum; aber ein gebeugter Baum trägt oft rotwangige Aepfel, und ihr Gesicht war durchfurcht wie ein Pflugland zur Herbstzeit, aber ein tiefgepflügter Acker bringt oft gute Frucht. Die zwei alten treuen Augen zogen mich an, wie der Magnet das Eisen anzieht, und nachdem ich einmal das Eckplätzchen umkreist hatte wie der Fuchs den Hühnerhof, schoß ich auf die Alte los wie der Habicht auf das Küchlein. Bald saßen wir im trauten Gespräch bei einander, und was ich dort gehört habe, möchte ich als Saatkörner hineinwerfen zunächst in die Herzen der Dienstmädchen, aber dann auch in die Herzen der Knechte und in die Herzen derer, die in Haus und Brot anderer stehen, und ich denke, daß auch für die Herrschaften noch ein Körnlein abfällt; Gott aber gebe, daß die Saatkörner hie und da auf ein gutes Land fallen!

„Ihr meint, ich hätte mancherlei erlebt," sagte die alte Hedwig Schwedter, „nun Herr, da seid Ihr an die verkehrte Thür gekommen, wenn Ihr Erlebnisse von mir holen wollt, denn ich bin all mein Lebtag nichts anderes als eine Dienstmagd gewesen und bin nun alt geworden. Die Alten reden gern vom alten Käs, derselbe ist aber nicht bei jedermann beliebt."

„Ei," erwiderte ich, „ich höre gern von der Treue der alten Dienstboten."

„Ach,“ sagte sie, „wir waren dazumal nicht besser, als andere Leute heute sind. Ja, arbeitsam war ich, und die Milchsuppe ließ ich nicht anbrennen, und aus dem Hause habe ich nicht geschwatzt, und mein Geld habe ich nicht auf den Tanzboden getragen, noch habe ich es in Flitterstaat angelegt, und Stube und Küche habe ich ordentlich gehalten.“

Ich legte ihr die Hand auf die Schulter und fiel ihr in die Rede:

„Sie hat dazu ein fein Gebärd',
Hält alles sauber auf dem Herd,
Verwahrt das Feuer und das Licht —
Und schlummert in der Kirche nicht.“

„Da habt Ihr falsch geredet,“ sagte sie, „denn wenn ich im Gotteshause auch just nicht geschlafen habe, so habe ich doch geschlummert, denn ein offenes Herz für das Gotteswort hatte ich nicht, als ich vor einundfünfzig Jahren bei dem alten Doktor Veit in Königsberg in den Dienst trat.“

„In Königsberg?“ fragte ich verwundert.

„Ja Herr, ich bin aus der Gegend von Königsberg gebürtig, habe dreiundfünfzig Jahre in jener Stadt im Dienst gestanden und hätte auch heute noch nicht die alte liebe Stätte verlassen, wenn nicht das Kind, dies mein Herzblättchen, mich fortgetrieben hätte!“

Sie streichelte dem Kinde das glatte Haar und schaute ihm leuchtenden Auges ins Angesicht.

„Ja, ja, Herr,“ fuhr sie fort, „ich muß Euch alles erzählen, und Ihr müßt mir einen guten Rat geben; denn ein guter Rat ist mehr wert als klingende

Münze, und Ihr seht mir nicht danach aus, als hättet Ihr in der linken Brust, wo bei andern Menschen das Herz sitzt, einen Stein liegen. Ich aber stehe hier ganz allein in der großen Stadt, und die Häuser sehen solch ein fremdes Menschengesicht so griesgrämig an, und die Menschen laufen an unser=eins vorüber, als ob wir eine Vogelscheuche wären, na, Herr — dann sieht man Welt und Menschen an wie durch einen grauen Schleier."

„Wohin wollt Ihr denn?"

„Ach Herr, das ist's just, wonach ich Euch fragen wollte, Ja, nach Rio in Brasilien will ich, — oder so dort herum. Was weiß ich? Liegt nicht die Zukunft vor mir wie ein Land, das in Nebel ge=hüllt ist; und der Nebel ist so dicht, daß man ihn kaum mit dem Messer durchschneiden kann. Aber ich muß von vorne anfangen und fürchte nur, daß Euch die Zeit lang wird."

„Ei," erwiderte ich, „ich habe heute abend nichts zu versäumen und bin begierig, Eure Lebens=geschichte zu hören, denn ich bin ein Lebensgeschichten=Sammler."

„Hm," sagte sie, „das Handwerk, was Ihr treibt, versteh' ich nicht, Lebensgeschichten=Sammler? Hm, bei mir zu Hause giebt es Lumpensammler; aber wenn Ihr auch so etwas Aehnliches seid, so fürchte ich doch, daß ich es Euch zu lang mache, denn alte Weiber spinnen einen langen Faden."

„Ei, erwiderte ich, „ich habe heute nichts zu ver=säumen und werde ein aufmerksamer Hörer sein und bitte Euch, von vorne anzufangen."

„Hm,“ sagte sie, „von meiner Kindheit ist nicht viel zu berichten; denn das könnt Ihr wohl denken, daß ich kleiner Leute Kind bin. Meine Mutter war schon in jungen Jahren Witwe geworden, und ich war ihr einziger Erdenschatz. Als ich vierzehn Jahre alt war, mußte ich bei fremden Leuten in Dienst treten; ich war dazumal ein Kind, das nichts konnte und nichts hatte. Ich hatte weder Erdengüter noch Himmelsgüter; denn dazumal lief bei uns zu Hause die ganze Religion auf den Satz hinaus: Thue recht und scheue niemand. Als ich zwei Jahre beim Bauern als Kindsmagd und als Kleinmagd gedient hatte, starb meine Mutter. Ich stand nun alleine in der weiten Welt. Meine Verwandten sagten, daß die Hedwig sehen müsse, was sie treibe, und wo sie bleibe. Da ging ich hinüber nach Königsberg, diente ein Jahr beim Doktor Veit und kam dann zu der Witwe Arnoldi.

Ja, Herr, das Herz in der Brust wird mir noch heute warm, wenn ich der lieben Herrin gedenke. Sie war dazumal kaum vierzig Jahre alt und bewohnte das alte, traute Handelshaus, darin ihr Mann das große Geschäft betrieben hatte. Man sagte, daß sie reich sei. Sie hatte zwei Söhne, welche Kaufleute wurden, wie es ihr Vater und ihr Großvater gewesen waren. Bruno Arnoldi war eben konfirmiert, als ich bei seiner Mutter in Dienst trat, der Hugo stand vor der Konfirmation. Bruno war ein Springinsfeld, Hugo hatte einen sanften, stillen Geist. Hugo saß am liebsten bei der Mutter, um ihren Worten zu lauschen, wenn sie redete von dem

kündlich großen Geheimnis, daß Gott ist geoffenbaret im Fleisch. Ich trat in ihren Dienst als eine junge, unerfahrene Person; wußte nichts von meinen Sünden und nichts von meinem Heiland; aber das ist nun einmal immer so in der Welt, daß der Geist der Herrschaft auf die Dienerschaft übergeht. Als ich zwei Jahre bei der Witwe Arnoldi gewesen war, da war mir ihr Haus wie ein Mutterhaus, und wenn ich dazumal die Abendandacht der lieben Frau hätte entbehren müssen, dann wär's mir gewesen, als ob man mir das tägliche Brot vorenthalten hätte. Ich meine auch, Herr, daß die Dienstbotennot vielerorten von der Herrschaftennot herkommt; wie mancher wär' gern treu und stät, wenn man ihm nur dergleichen thät'; aber Treue ist's nicht, wenigstens ist's keine rechte Treue, wenn die Herrschaft den Dienstboten nur mit Silber und nicht mit Himmelsmanna den Lohn zahlt. Ich meine auch, daß meiner Mutter Spruch noch immer gilt: Ein jeder soll sein Bestes thun, so wird es wohl im Hause steh'n. Na, Herr, da komme ich nun wiederum ins Schwatzen. Daß ich's nun aber kurz mache! Mir ging's im Hause der Frau Arnoldi gerade so wie dem jungen Baum, der in fruchtbaren Gartengrund gepflanzt wird; von Jahr zu Jahr schlägt er tiefer seine Wurzeln, von Jahr zu Jahr wird's schwerer, ihn herauszureißen, und zuletzt verträgt der alte Baum es nicht mehr, daß er verpflanzt wird. Auch wenn er in den fruchtbarsten Acker versetzt wird, muß er sterben."

„Aber," sagte ich, „liebe Alte, wollt Ihr Euch nun nicht in Euren alten Tagen noch in ein anderes Land verpflanzen lassen?"

„Nein," sagte sie, „das scheint Euch nur so: — der Grund, in dem die Wurzeln ruhen, bleibt derselbe."

Mit einem Blick voller Liebe schaute sie das Kind an, streichelte demselben die Wangen und sagte:

„Du sollst ins Bett gehen, Else. Ich will dich beten lassen und dann wieder herkommen, um dem Herrn die Geschichte von der Mutter und von der Großmutter weiter zu erzählen."

Das Kind nickte freundlich zu der Rede, reichte mir die Hand, und ich saß eine Weile allein. Mir war's, als sähe ich noch immerdar der Alten ins Auge, und ich sann über das Wort der Väter: Treue ist ein selt'ner Gast — halt' ihn fest, wenn du ihn hast.

Aber schon nach einer Viertelstunde saß die Hedwig wieder an meiner Seite. Ich fragte sie nach dem lieblichen Kinde. Sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Herr, wenn Ihr die Lebensgeschichte der alten Hedwig sammeln wollt, dann müßt Ihr schrittweise durchs letzte halbe Jahrhundert gehen; am Ende weiß man, wie viel die Uhr ist. Ich will Euch also zunächst von den beiden Söhnen der Frau Arnoldi erzählen. Der Bruno hatte einen hellen Kopf, aber er war manchmal mit seinen Gedanken im Gerstenfeld, und als er ein Kaufmann geworden war, da meinte er, er müsse auch sogleich ein Rothschild werden. Ich hab's ihm wohl oft gesagt: Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid; aber er hat's nicht hören wollen. Ach, er war auch ein so schmucker junger Herr — so schön wie ein Garde-

leutnant, und schöne Gestalt hat große Gewalt. Der Hugo war anders geartet; er hatte es drinnen im Herzen sitzen, aber auf den Lippen hatte er es nicht, und in schönen Verbeugungen hatte er es auch nicht. Tüchtige Kaufleute waren sie beide. Dazumal kam zu unserer Nachbarin eine schöne Jungfrau zum Besuch von Danzig her. Die Gärten der Frau Arnoldi und der Frau Friednau lagen neben einander. Und das ging nun damals so, wie es auch wohl heute noch geht: sie blickte unsern jungen Herrn an, und ihr Blick war ihm hell und mild wie die Morgenröte, und seine zierlichen Worte flogen über den Gartenzaun wie die Vöglein mit bunten Schwingen. In der Stadt sagte man bald, daß das Fräulein und unser Bruno ein Paar werde; mir aber war's noch zweifelhaft, ob nicht der Hugo den Sieg davon tragen werde; denn wenn dieser sie anblickte mit seinen ernsten blauen Augen, dann schaute doch lauter goldene Treue das Mägdlein an. Ich hatte die schönen Worte des Bruno wohl gehört, als ich neben der Laube das Blumenbeet jätete, und ich hatte auch die Blicke des Hugo gesehen. Als aber die Herrin mir eines Morgens sagte, daß der Bruno sich mit dem Fräulein aus Danzig verlobt habe, da erschrak ich und war sehr betrübt, denn ich wußte, daß die Kunde von der Verlobung des Bruders unserm Hugo wie ein Dolchstich ins Herz fahren werde. Ja, Herr, ich hatte sie beide lieb, die Söhne der Herrin, den Bruno, weil er ein so frischer, starker und schöner Mann war, und den Hugo, weil er so ernst und so fromm war.

Ach, ich mußte mich in den folgenden Monaten oft fragen, ob wirklich unser Hugo ein frommer Mann sei. Als die Frau Arnoldi die Verlobung ihres Aeltesten gefeiert hatte, meinte sie am Ziel ihrer Wünsche zu sein. Sie wollte das alte Handelshaus Arnoldi wieder erstehen lassen. Sie wollte den größten Teil ihres irdischen Gutes in die Hände ihrer beiden Söhne legen. Diese beiden sollten brüderlich zusammen wohnen und zusammen arbeiten. Sie wollte in das Gartenhaus ziehen, welches mit leichter Mühe zu einer schönen Wohnung ausgebaut werden konnte, und in dem alten Hause sollte das neue Geschäft der Gebrüder Arnoldi erblühen. So hatte sie es beschlossen. Schon hatte sie die ersten Schritte zur Ausführung ihres Planes gethan, da mußte sie es erfahren, daß sich zwischen Suppe und Mund vieles ereignen kann. Der Hugo war in jener Zeit immer schweigsamer geworden, und als die Mutter ihm ihre Pläne mitteilte, erklärte er ihr kurz und bündig, daß er denselben nicht zustimmen könne, sondern daß er es für seine Pflicht ansehe, als rechter Kaufmann sein Glück in der Ferne zu suchen. Das war ein schwerer Schlag für meine liebe Herrin; aber sie hat denselben ohne Klagen ertragen, hat zum Kreuz hinaufgeblickt und hat gebetet:

Immer stiller, immer stiller
Laß, o stilles Lamm, mich sein;
Still in Leiden, still in Freuden,
Still bis in den Tod hinein.

Ja, ja, sie war eine fromme Frau. Ob aber der Hugo in jener Zeit bei seinem Heiland in die

Kreuzesschule gegangen ist, das ist mir fraglich. Das weiß ich, daß er bei der Trauung seines Bruders dreinschaute so kalt wie Eis und dastand und wollte nicht schmelzen. Bald darauf aber zog der Hugo weit hinaus über den Ozean. Er hatte drüben in Westindien ein Geschäft gegründet und schrieb seiner Mutter, daß es ihm gut gehe, aber an seinen Bruder hat er nicht geschrieben. Die Herrin und ich wohnten dazumal im Gartenhause, und das junge Paar richtete sich das alte Haus zu einer trauten Heimstätte ein. Der junge Herr hatte sein schönes Weib lieb, aber sein Geschäft nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er sich nimmer die Zeit nahm, mit ihr aus der Quelle zu schöpfen, welche die Liebe läutert und stärkt, und die junge Frau wurde von ihren gesellschaftlichen Pflichten so sehr in Anspruch genommen, daß sie es gänzlich vergaß, daß jedes Haus ein Kämmerlein haben müsse, dessen Wände die Inschrift tragen sollten: Einsam — gottgemeinsam.

Die Jahre gingen dahin, und meiner Herrin wurde das Haar grau; graue Haare aber sind Kirchhofsblumen. Zunächst freilich pochte der Sensenmann an eine andere Thür. Drüben im alten Handelshause tobten vier blühende Kinder durch die Staatsgemächer. Man konnte nicht sagen, daß sie gut erzogen wurden; dazu hatte weder Herr Arnoldi noch seine Frau Zeit.

Aber es waren frische, kräftige Kinder, und ein guter Kern steckte ihnen im Herzen. Wenn die Großmutter mahnte oder ermunterte, dann hatten sie nimmer eine Widerrede; dieselbe wäre ihnen auch schlecht be-

kommen, denn wenn der Vater sich auch nicht viel um die Erziehung seiner Kinder bekümmerte, so war er doch ein strenger Herr und hätte Ungehorsam strenge gestraft.

Der älteste Bube war eben auf die hohe Schule gekommen, als die fünfjährige Bertha krank wurde. Das Kind war der Liebling der Großmutter, und es wurde dazumal im Gartenhause viel gebetet um das junge Leben. Aber es war damals so, wie es noch heute ist: wen der Herr lieb hat, den läßt er jung sterben. Als unsere Bertha hinausgetragen und ins Grab gesenkt wurde, legte sich auch der Friedrich. Es war eine böse Seuche ins Land gekommen und hatte schon manch hoffnungsreiches Erdenleben hingerafft. Im alten Hause saß die Mutter und weinte — und weinte immerdar; im Gartenhause aber betete die Großmutter — und betete immerdar! Ich war bald hüben und bald drüben. Ich wachte des Nachts am Bette des kranken Buben, und am Tage hatte ich die Mutter zu trösten; aber sie war wie eine Rahel, die ihre Kinder beweinte, und wollte sich nicht trösten lassen. Ja, sie mußte bald auch ihr zweites Kind beweinen, und ihr Herz war vom Schmerz zerrissen. Als der zweite Sarg aus dem Hause getragen war, da meinte die Frau, daß sie von Gott verlassen sei; und sie wollte von dem Trostwort nichts wissen, daß wir einen Gott haben, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet. Auch die Großmutter meinte manchmal, daß ihre Schwiegertochter unter der schweren Last zusammenbrechen würde, aber sie hatte es mich doch selbst ge-

lehrt, und ich habe in jener Zeit der lieben Herrin oft ihr eigen Wort vorhalten müssen, daß Gott die Schulter nach der Bürde giebt. Ja, ja, das waren schwere Zeiten. Aber dunkler waren doch jene Tage, da drei Jahre darauf des Todes scharfe Sense von den zwei Brüdern im alten Hause den einen hinwegmähte. Es war ein schöner, kluger Knabe, und als ich den Vater, die Mutter und die Großmutter an seinem Sarge stehen sah, da wollt's mir vorkommen, als ob sie allzumal in den letzten vierzehn Tagen des Leidens und Scheidens um zehn Jahre älter geworden wären. Dieser Knabe, der nun des Todes Raub geworden war, war der Großmutter Herzblatt, und sie seufzte oft so tief aus Herzensgrund und sagte es mir in den stillen, trauten Abendstunden, wenn wir selbander im Mondenschein am Fenster saßen: „Hedwig," sagte sie dann, „mir ist's, wie wenn der Knabe von oben her die Arme ausstreckt, um mich an die Hand zu fassen und mich hinauf zu ziehen; ich habe auch Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Schau, Hedwig," so fuhr sie dann wohl fort, „wenn ich dann droben bin, am Throne meines Heilandes, dann will ich ihn fragen nach meinem Hugo, ach, mir ist so bange um seine Seele; er steht draußen so gar allein wie ein Baum auf weiter Heide; und dann will ich den Herrn bitten, daß er in das Haus unserer Väter den Frieden einkehren lasse — den Frieden, welcher höher ist denn alle Vernunft. Du aber, Hedwig, mußt es mir versprechen, daß du drüben im alten Hause bleiben willst, wenn du meinen Sarg ge-

schmückt und das Kreuz auf meinem Grabe bekränzt haben wirst. Ich habe es schon mit meinem Sohn besprochen und hab's auch mit eigener Hand an den Rand meines Testamentes geschrieben, daß es mein Wunsch sei, daß du im alten Hause wieder eine Heimstätte findest."

So redete die Herrin; ich aber hätte es nimmer gedacht, daß es alsobald wahr werden müßte, was sie redete. Wir haben kein volles Jahr mehr mit einander im Gartenhause gewohnt. Sie hatte mir früher einmal erzählt, daß ihr Vater einst an einem hellen Frühlingsmorgen mit gefalteten Händen und gebrochenen Augen im Bette gelegen habe, ohne vorher krank gewesen zu sein. Gerad' so lag sie auch da, als ich ihr an einem schönen Frühlingsmorgen den Morgenkaffee bringen wollte. Ich konnte es mir gar nicht denken, daß meine teure Herrin, mit welcher ich länger als fünfundzwanzig Jahre Freud' und Leid geteilt hatte, mir nun ihre Befehle nicht mehr geben werde. Ach, Herr, als ich an ihrem Bette stand — so ganz allein — und ihr ins bleiche Antlitz schaute und ihr die Wangen streichelte und dann an ihrem Bette kniete, um für ihre unsterbliche Seele zu beten, ach, Herr, da wehte ein Lüftlein durchs Gemach, daß mir's zu Mut war, als wären die Englein Gottes bei uns zwei beiden und hätten etwas von der Himmelsluft herniedergetragen.

Als sie aber die alte Herrin hinaustrugen auf den Gottesacker, da ist es mir gewesen, als hätte man meiner Mutter Herz mir entrissen. Wie war mir das Gartenhaus so groß, wie war mir die Welt

so weit geworden! — Ach ja — die Herrin war mir allzeit ein Wegweiser zur Himmelshöhe gewesen; — sie war mir eine Führerin auf der Lebensstraße gewesen; darum hatte ich sie so lieb — so lieb wie keinen andern Menschen in der weiten, weiten Welt.“

Die treuen Augen der Hedwig füllten sich mit Thränen und blickten zu dem empor, der damals wie heute ihr Trost und ihr Heil war. Einen Augenblick saß sie schweigend und mit gefalteten Händen vor mir. Dann fuhr sie fort:

„Ihr könnt's Euch wohl denken, Herr, daß ich bald ins alte große Kaufmannshaus hinübergegangen bin. Was sollte auch die alte Hedwig allein im Gartenhause? Ich wurde allmählich die „alte“ Hedwig, obwohl ich nicht viel älter war als der Herr des Hauses. Freilich sah auch der Herr Bruno Arnoldi so aus, als wenn ihm ein Nebel vor den Augen lagerte, und sein Haar war gar gemengt und gemischt, als wenn der erste Schnee darauf gefallen wäre. Eine meiner Freundinnen hatte mir damals sogar gesagt, daß man in der Stadt so rede, als ob es für die Kasse des Herrn Arnoldi gut gewesen sei, daß seine Mutter gestorben sei. Ich wies solche Rede mit Entrüstung zurück und sagte: Man muß die Leute reden lassen, denn die Gänse können's nicht. Als ich aber etliche Jahre in dem großen Handelshause gewesen war, merkte ich, daß in großen Häusern auch große Sorgen wohnen, und daß die Sorgen das Glück des Hauses zerstören, wenn man nicht das Wort des Herrn gelernt und beherzigt hat: Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch. Die

Frau Arnoldi war wie ein Rohr im Winde -- ja wie ein Rohr im Winde; ihr Herz schwankte bald hierhin und bald dorthin, und ihr Gesicht war so bleich wie gebleichte Leinwand. In jedem Frühling kam der Arzt mit dem Rat, die Herrin müsse Sonnenschein, Tau und Waldesluft trinken, und jedesmal, wenn dieser Rat kam, dann ging der Hausherr mit mürrischem Gesicht durch die großen Gemächer, denn er wußte, daß seine Frau dort draußen wie eine große Herrin leben wolle, und er wußte nicht, woher er die Mittel nehmen solle, sie als Herrin zu halten. Ich weiß es nicht, ob der Herr Arnoldi falsch spekuliert hat, oder ob er durch andere Leute Verluste erlitten hat, aber das weiß ich, daß es oft recht schwer war, mit der lieben Herrin umzugehen. Da war es gut, daß die alte Herrin mich das Wort recht gelehrt hatte, den Herrschaften recht unterthänig zu sein, in allen Dingen zu Gefallen thun, nicht widerbellen, nicht veruntreuen, sondern alle gute Treue erzeigen, auf daß wir die Lehre Gottes unseres Heilandes zieren in allen Stücken; und daß wir unserm Herrn dienen sollen als Christo! Wenn's dann in mir hieß, so oder so müßte es im Hause stehen oder gehen, dann fragte ich mich selbst: Wie, Hedwig, wenn der Herr Christus befiehlt, wolltest du nach deinem eigenen Sinn und Kopf handeln und wandeln? Heißt es nicht: der Herrin gehorsam sein als Christo? Ja, ich hab's erfahren, daß das ein schweres Gebot ist, ‚zu dienen als Christo', sonderlich dann, wenn die Herrin nur eine halbe Jüngerin des Herrn ist, aber

ich habe es auch erfahren, daß der Herr viel Kraft giebt, wenn man nur fleißig die Hände nach ihm ausstreckt. Ja, es ging dazumal in jener Stadt, wie es heute noch in andern Städten geht: Die Frauen tunken ihre Mägde in den Kaffee, und die Mägde tauchen ihre Frauen in den Brunnen; aber ich hab's erfahren, daß, wenn die Magd ihre Herrin nur mit gefalteter Hand ans Heilandsherz legt, daß dann die Herrin auch die Magd nicht mehr im Kaffeeklatsch schlecht macht. Schwer ist es, einer wunderlichen Herrin zu dienen, aber wer dem Herrn dient, dem wird auch das Schwere nicht schwer. Als ich acht Jahre wiederum in dem alten, lieben Hause gedient hatte, und als der einzige Sohn des Hauses, der liebe Hans, in die Fremde gezogen war, um sich den Handel und Wandel in der Welt anzusehen, da war auch im Hause meiner Herrschaft das Wort wahr geworden, daß die Menschen ihre Kinder groß ziehen, daß aber Gott seine Kinder klein zieht. Da hat die liebe Herrin es allmählich gelernt, sich unter die gewaltige Hand Gottes zu beugen, und zuletzt als ihr Ende kam, und der Sohn aus der Ferne heimgekehrt war, und wir alle ihr Bett umstanden, da hat die alte Hedwig immer von neuem für sie beten müssen. Und als nun auch diese meine zweite Herrin dalag mit gefalteten Händen und mit gebrochenem Auge, da habe ich wiederum etwas von der Himmelsluft verspürt. —"

Wiederum senkte die Alte das Haupt. Dann wandte sie fragend das Angesicht zu mir hin und sagte:

„Ich hab's Euch gesagt, Herr, daß ich es lang machen würde wie der Seiler den Bindfaden; aber wenn ich's abreißen soll, dann dürft Ihr es nur sagen."

„Ei," erwiderte ich, „wer die Seilerarbeit so gut versteht wie Ihr, der darf nicht abreißen."

„Das waren mir köstliche Augenblicke," sagte sie, „wenn in den letzten Wochen die Herrin meine Hand ergriff, nicht, als wenn ich ihre Dienerin, sondern, als wenn ich ihre mütterliche Freundin wäre, und mir dankte für dasjenige, was ich ihr gethan habe; und was ich gethan hatte, das war doch nichts weiter als meine Pflicht und Schuldigkeit. Ihr Herz stand offen, und Gottes Friede senkte sich hinein."

Ich legte der Alten die Hand auf die Schulter und sagte:

„Der Geist des Herrn hat den Schlüssel zu allerlei Thüren, aber ich glaube, daß man unter Umständen auch auf eine treue Dienstmagd das Wort der Offenbarung anwenden darf: Siehe, ich habe dir gegeben eine offene Thür, und niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet!"

Sie schüttelte den Kopf und schüttelte den Kopf noch einmal und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Als nun der Herr Arnoldi ein Witwer und ein einsamer Mann geworden war, wußte ich erst recht, warum mich der treue Herr vom Gartenhause in das alte, große Handelshaus geführt hatte. Der Haus-

herr hatte viel Unglück im Handel, und weil er wußte, daß ich verschwiegen sei wie ein Grab, und daß ich es mit ihm trüge wie ein Mutterherz, darum hat er dann und wann mir sein Leid geklagt; und wenn dem lieben Herrn dann manchmal so zu Mute war wie dem Mose, als er am roten Meer war: hinter ihm die Aegypter und vor ihm das rote Meer, dann hatte ich viel zu ermahnen und viel zu ermuntern und darauf hinzuweisen, daß der Herr auch durch die Tiefe des Meeres den Seinen die Wege bahnen könne. Jetzt mußte ich in dem großen Hause auch die Hausfrau ersetzen, denn eine Haushälterin wollte der Hausherr nicht annehmen; ja, da ist's mir wohl manchmal sehr schwer geworden, alles ins rechte Geleise zu bringen; aber ich habe den Mut nicht verloren, und der liebe Hausherr war mit mir zufrieden: das war mir ein großer Lohn. Es schien auch, als wenn Herr Arnoldi in den späteren Jahren mit größerem Glück und mehr Mut arbeitete als früher. Als aber der gute Hans, das einzige Kind des Hauses, heimkehrte, um bei seinem Vater ins Geschäft zu treten und ins alte Haus eine junge Hausfrau hineinzuführen, da jauchzten unsere Herzen. Die junge Frau sah zwar aus wie ein zartes Blümlein, das unter dem Glasdach im Treibhaus groß gezogen ist und nicht vertragen kann, daß es vom Winde angeweht wird; aber der Hans war frisch und blühend, und von den Wangen strahlte es ihm, als wäre ein Stücklein vom ewigen Leben ihm ins Herz gesenkt, und sein junges Weib schützte und schirmte er, wie ein Kind seine Puppe schirmt. Und als nun die

junge Frau in dem alten Hause waltete, da war mir's ordentlich leicht ums Herz geworden, denn mir war's, als wenn mir die großen Pflichten der Hausfrau aus der Hand und vom Gewissen genommen wären. Ach, Herr, die junge Frau war aber auch eine Frau, wie sie im Buche steht: ihr Auge so blau wie ein Vergißmeinnicht, und ihr Herz so weit, daß ein Boot darin herumfahren konnte. Ei, lächelt nur über die Reden der alten Hedwig; es singt eben jeder Vogel, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; ich aber will das Lob meiner jungen Herrin singen, so lange noch ein Atemzug in meiner Brust ist. Ihre Rede erinnerte mich oft an die Worte der alten Frau Arnoldi. Sie redete zwar wenig, aber sie verstand es, die Herzen der Ihren durch ihren Wandel ohne Worte für den Herrn zu gewinnen. Ja, ja, da kam ein Jahr voll Glück ins alte Haus; und als uns nun gar die Else geboren wurde, da leuchtete das Angesicht des Herrn Bruno Arnoldi in lichter Großvaterfreude wie ein heller Frühlingstag, und das Vaterherz des jungen Herrn muß auch wohl voll Lebenslust gewesen sein, denn wenn er draußen durch den Garten ging, dann jubilierte er mit den Lerchen und Nachtigallen um die Wette. Und als nun gar unsere Else den ersten Zahn bekommen hatte, da gab's ein Frohlocken, als wenn Kinder den Besuch der Zuckertante empfangen, und als die Else ein Jahr alt war und ihr „Papa" und „Mama" lallte, da meinte die Mutter, daß kein Mensch glücklicher sein könne als die junge Frau im alten Hause der Arnoldis. Aber ich hab's damals nicht zum ersten Mal erfahren, daß

meiner Mutter Wort noch immer gilt: Je größer das Glück, je näher die Tück'. Der junge Herr hatte nach außen hin allerlei neue Geschäftsverbindungen angeknüpft und hatte in der Nähe etliche Verbindungen, besonders mit jüdischen Firmen, zu lösen versucht. Der alte Herr hatte seit langen Jahren Geldgeschäfte mit dem Isaak Cohn gemacht und hielt ein großes Stück auf den Mann des Alten Bundes, und der Herr Isaak Cohn war stets bereit gewesen', unserm Herrn mit Rat und That zur Seite zu stehen, und auch der junge Herr mußte zugeben, daß der Isaak ein kluger und unbescholtener Mann sei. Nun hörte ich einst in der Dämmerstunde, daß Hans Arnoldi zu seinem Vater die Worte redete: ‚Vater, es will mir nimmer gefallen, daß wir bei dem Isaak Cohn so tief in die Kreide gekommen sind.‘ ‚Aber,‘ erwiderte der Vater, ‚war es nicht nötig, die letzte Anleihe zu machen, wenn wir das Geschäft in London machen wollten?‘ ‚Ich hab's fast bereut, daß ich dir zugeredet habe, das Geschäft in London zu machen.‘ ‚Ei, Hans,‘ erwiderte eifrig der alte Herr, ‚haben wir nicht längst den Cohn als treuen Freund unseres Hauses erprobt, und können wir nicht drüben mit einem Schlage viele Tausende gewinnen?‘ ‚Wir können sie gewinnen, wir können sie auch verlieren; und einen solchen Verlust würde unser Haus kaum ertragen können.‘

Der alte Herr schwieg zu solcher Rede. Aber bald erfuhren wir, daß die Befürchtungen des jungen Herrn eintreffen sollten. Die junge Frau erzählte mir unter Schluchzen, daß ihr Mann schleunigst nach

London reisen müsse. Ich ergriff ihre Hand und sagte ihr, daß ich das Gespräch der beiden Herren wider meinen Willen hätte hören müssen. Da schüttete sie all die bangen Befürchtungen ihres jungen Herzens in mein altes Herz hinein, und ich sah die Hoffnungsberge wanken und die Glückshügel hinsinken. Mir aber fiel das Wort des Herrn ins Herz: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen. Und das Wort des Herrn wirkte auf die junge Seele, wie wenn Oel auf die empörten Wogen geschüttet wird.

Dann fuhr unser junger Herr hinaus aufs wilde Meer. Ich sagte es schon, als er abfuhr, daß das Meer eine wütende Hyäne sei, und als in den folgenden Nächten der Wind brauste, als wollte er das alte Haus der Arnoldis hinwegfegen, da konnte ich nicht schlafen und mußte mit dem Herrn ringen um das Leben meines jungen Herrn und um das Glück seines Hauses. Ich merkte es wohl, daß auch der alte Herr und meine junge Herrin fragend und bangend vom Morgen bis zum Abend ins finstere Gewölk hinaufblickten. Als nun aber das Unglück über uns hereinbrach, da war es viel schrecklicher, als wir es hätten ahnen können."

Die alte Hedwig schwieg einen Augenblick und hatte das Haupt gesenkt; dann blickte sie mich wieder an mit den alten, treuen Augen und fuhr fort:

„Lieber erzählt' ich nicht von dem Unwetter, das nun über unser Haus hereinbrach, denn das Herz in

der Brust wird mir noch heute darüber tief bewegt, aber ich sehe, daß Ihr's hören wollt. Nun, Herr, das ist bald erzählt. Drüben in der Nordsee hat eine Sturzwelle den jungen Herrn über Bord gerissen, und in dem wütenden Sturm hat niemand ihm die Hand zur Rettung reichen können. Als aber der alte Herr zu der einen Hiobspost eine andere empfing, und als es unzweifelhaft feststand, daß das englische Haus, mit welchem das unsere jenen Handel abgeschlossen hatte, unrettbar verloren sei und das alte Handelshaus Arnoldi mit in seinen Sturz hineingezogen hatte, als es feststand, daß all die Tausende, die unsere Herren übers Meer geschickt hatten, verloren gegangen seien, da hat eines Tages der Buchhalter unsern Herrn in seinem Sessel gefunden ähnlich so, wie ich selbst einst seine Mutter in ihrem Bette gefunden hatte. Der Schlag hatte ihn gerührt. Er hatte oft von denjenigen Gliedern seiner Familie erzählt, die vom Schlage gerührt waren, und er hatte sich in den letzten Jahren immer tiefer auch in jenes Gebet hineingebetet;

Herr Gott, ich bitt' durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut.

Dann brach das alte Handelshaus zusammen. Der Jude, der sich noch vor wenigen Tagen den besten Freund seines lieben Herrn Arnoldi genannt hatte, sagte jetzt: Zuerst Geld, und dann der Herr Vetter, und lauerte mit seiner gebogenen Nase und seinem guten Gewissen vor unserer Hausthür herum wie die Katze vorm Taubenschlag.

Ja, Herr, ich wußte es, warum der Isaak Cohn

so ernst mit unserem Buchhalter redete; aber wie? hatte ich nicht länger als fünfundvierzig Jahre in der Familie Arnoldi gedient? Hatte ich nicht das Brot dieses Hauses gegessen von Geschlecht zu Geschlecht? Wußte ich nicht, daß das bittere Leid meiner lieben Herrin den Mund geschlossen hatte, daß jetzt nur noch Seufzer und Klagen herausströmen konnten? Mußte ich nicht einen letzten Versuch wagen, da ich wußte, wer uns jetzt allein vor dem Bankerott bewahren konnte? Ich ging also zu dem Isaak Cohn und fragte ihn, ob er mich kenne, und ob er mir gestatten wolle, ein freies, ernstes Wort zu reden. Da antwortete er, wo das Geld rede, da gelte alle andere Rede nicht, und man müsse das Geld von den Leuten nehmen, denn von den Bäumen könne man es nicht schütteln. Ich wies ihn hin auf Moses Gesetz und mahnte ihn an das Wort des Alten Bundes: Wer Barmherzigkeit seinem Nächsten weigert, der verlässet des Allmächtigen Furcht. Na, Herr, bei den Worten wurde ihm wie der Katze, wenn man ihr vorgeigt, und als ich noch weiter reden wollte, machte er ein Gesicht wie ein Metzgerhund, wenn man ihm statt des Bratens den Knüppel weist. Am folgenden Tage aber hat uns der Herr Isaak Cohn das Gericht auf die Thür geschickt, und das alte Haus Arnoldi, das fast ein Jahrhundert hindurch in Ehren und Ansehen gestanden hatte, ist in den Konkurs gekommen. Ich hätt's nicht gedacht, daß unsere junge Herrin es überlebt hätte; und ich las es aus ihrem Angesicht heraus, wie ihr das Herz blutete, als sie die Else, welche kaum allein

laufen konnte, an die Hand faßte, um mit ihr und mit mir ein ganz kleines Witwenstübchen zu beziehen. Die junge Frau war ein Waisenkind und hatte keine Verwandte. Sie weinte bitterlich, als sie mir sagte, daß sie jetzt eine Dienerin nicht mehr lohnen könne, und daß sie mich jetzt bitten müsse, mir eine andere Stelle zu suchen; sie habe zwar gehofft, daß ich es in ihrem Hause in meinen alten Tagen noch einmal sehr gut haben solle, aber der Herr habe es anders gefügt. Ei, Herr, was hätte ich ihr anders sagen sollen, als was ich gesagt habe? Herrin, habe ich gesagt, das Brot der Arnoldis sollte ich fast fünfzig Jahre hindurch als eine Undankbare gegessen haben? Fast fünfzig Jahre sollte ich in einem Christenhause gelebt, und nun sollte ich vergessen haben, welche Pflicht eine ordentliche Dienstmagd ihrer Herrin gegenüber hat? Nein, Herrin, ich gehe nicht von Euch. Und was ich mir erworben habe im Dienst bei Euch und bei den Euren, das steht alles wohl aufgehoben bei der Sparkasse; die Zinsen aber betragen mehr als Jahreslohn. Bei wem habe ich es mir erworben? Aus wessen Hand habe ich's empfangen? In wessen Hand muß ich es zurücklegen? Nein, Herrin, habe ich gesagt, von Scheiden und Meiden dürft Ihr mir nicht reden, denn die alte Hedwig gehört nun einmal zu der Familie Arnoldi und ist in dieselbe hineingewachsen wie ein alter Baum in den Gartengrund.

Dann haben wir in der stillen, einsamen Gasse im Witwenstübchen gewohnt; ja, die Herrin im Stübchen, und ich in der Kammer, und haben mit einander fürs tägliche Brot gearbeitet, und Gott der Herr hat

uns die Arbeit gesegnet, daß wir nie Mangel gehabt haben. Aber ich sagte es Euch schon, daß die Herrin war wie eine zarte Treibhauspflanze, und als nun der Sturm des Lebens sie umwehte, und die Winterkälte der Lieblosigkeit ihr durch das Herz zog, wurden ihre Wangen immer blasser; und rosenfarbig waren dieselben nimmer gewesen, und kaum hatten wir ein halbes Jahr im Witwenstübchen gewohnt, da stellte sich der böse Husten ein; und wiederum nach einem halben Jahr lag sie auf ihrem Lager und fühlte es, daß ihr ein Wurm am Herzen nagte. So lag sie Woche um Woche und Monat um Monat in ihrem Bette, und ich habe immerdar das Kind ansehen müssen — unsere liebe kleine Else — und habe denken müssen an allerlei Kindermägde hin und her in den Häusern der Menschenkinder und habe denken müssen an das Wort des Herrn: Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Ja, Herr, ich meine, es ist ein heilig Amt, was solch eine Kindermagd hat, die in der Kinderseele den Glauben und die Liebe zu Gott und der Gnadenkraft des Herrn wecken kann, wie die Sonne im Frühling die Saat zum Keimen weckt. Ja, Herr, solche Gedanken sind mir dazumal gekommen, denn ich bin dazumal in meinen alten Tagen eine Kindsmagd geworden, und es ist mir schwer aufs Herz und Gewissen gefallen, daß der Herr zu jeder Kindsmagd gesagt hat: Wer der Kleinen eines ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen

Hals gehänget würde, und er ins Meer geworfen würde. Die Erziehung der Else lag ein ganzes Jahr hindurch in meiner Hand, und dann ergriff eines Tages die kranke Herrin meine Hand und fragte mich, ob ich etwas von dem Oheim ihres Mannes wisse, der vor vielen Jahren nach Ostindien ausgewandert sei und dort ein reicher Mann solle geworden sein. Ihr Schwiegervater habe offenbar nur ungern von seinem Bruder geredet, aber wenn derselbe noch am Leben sei, dann wolle sie an ihn schreiben und wolle ihn anflehen, daß er sich der Else annehme, wenn das Kind dastehen werde wie ein schwankendes Bäumlein im Sturmeswehen, ein Bäumlein, das all seiner Stützen beraubt sei. Ich wußte nun zwar nicht viel von dem Mann — nicht viel mehr, als daß er drüben viel Gut gewonnen, aber seinen Gott verloren habe; aber als ich der Herrin erzählte, daß unser Hugo einst ein frommes, warmes Herz gehabt habe, und daß das Herz kalt geworden sei, als ihm der Bruder seine Erdenliebe genommen habe, da meinte sie, wenn je einmal ein Funke in seinem Herzen geglüht habe, dann könne derselbe auch nach langem Schlummer wieder aufwachen und zu heller Lohe aufflammen.

Da fing die Herrin an, einen Brief zu schreiben an ihres Mannes Oheim. Sie schrieb ihm von der Vergangenheit, von der Gegenwart und von der Zukunft, sie flehte ihn an, daß er sich ihres Kindes erbarmen möge, und daß er die alte Magd, die schon seiner seligen Mutter gedient habe, nicht verstoßen möge. Seite um Seite schrieb sie, bis ihr die Feder

aus der Hand glitt, und bis ein Blutstrom über ihre Lippen quoll. Ach, Herr, da hat sie nicht mehr schreiben, da hat sie auch nicht mehr reden können; aber sie hat immerdar die Else anblicken müssen, und ich habe an ihrem Bette gesessen, habe ihre Hand in der meinen gehalten und habe gesagt: Herrin, fürchtet nicht, daß Eurem Kinde ein Leid geschehen soll. Die Else soll mein eigen sein, wenn sie keine Mutter mehr haben wird; und was mein ist, das soll auch das Ihre sein; und was Ihr geschrieben habt, das soll nicht umsonst geschrieben sein, denn ob Ihr auch Euren Namen nicht unter den Brief geschrieben habt, so soll derselbe doch Eure Botschaft ausrichten, und ich will selber den Brief in meine Hand nehmen, will Euer Kind an meine andre Hand fassen und will nicht ruhen noch rasten, bis ich denn Herrn Hugo Arnoldi gefunden habe, und will ihn an vergangene Zeiten und an seine Mutter erinnern. Der Herr aber wird die Herzensthür des Mannes aufthun; wenn aber Herr Hugo Arnoldi nicht mehr am Leben sein sollte, dann ist die alte Hedwig noch da, und was mein ist, das gehört auch Eurem Kinde, und solange diese Hände sich falten können, sollen sie sich für unsere Else falten und sollen das Kind dem zuführen, der noch heute spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes. Und wenn auch die alte Hedwig stirbt, so stirbt doch der liebe Kinderfreund, der treue Heiland nimmermehr, und solange der lebt, soll unsere Else nicht verloren gehen.

So habe ich zu der Herrin geredet, und dann

bin ich an ihrem Bette niedergekniet und habe die Else mit meinem Arm umschlungen, und sie hat uns gesegnet mit einem großen Segen.

Bald darauf habe ich ihr die Augen zugedrückt. Das war also die dritte Herrin, der ich das Geleit zum Friedhof gegeben, und der ich das Grab geschmückt habe.

Als ich aber drüben in Königsberg unsere Angelegenheiten geordnet hatte, habe ich nach dem Herrn Hugo Arnoldi geforscht, und man hat mir gesagt, daß er in Rio ein großes Geschäft habe, und daß er dort herum große Güter besitze; aber sonst wußte niemand etwas über ihn. Man meinte, daß in Hamburg Kaufleute sein würden, die vielleicht mit ihm in Verbindung ständen, und die mir auch seine Adresse würden angeben können.

Nun wißt Ihr die Geschichte der alten Hedwig, Herr; nun wißt Ihr auch, warum sie die weite Reise gemacht hat, und warum sie einen Mann sucht, der ihr einen guten Rat geben könne. Hier habe ich zwar eine Adresse, die mir ein Königsberger Kaufmann mitgegeben hat; als ich aber an die Thür klopfte, da ich mir Rat holen sollte, da hieß es kurz und bündig, der Herr sei verreist und kehre erst in drei Wochen wieder heim. Na, drei Wochen hat die alte Hedwig nicht zu verlieren, wenn sie ihr Kind in treue Hände legen will. Ach Herr, das Kind ist mir derweilen ans Herz gewachsen, als wär's mein eigen, und das Kind weiß kaum anders, als daß wir beide zusammen gehören; denn wenn auch zuerst Thränen flossen, als das Mutterherz stillstand, so wissen wir

es wohl, daß ein junges Leben viel Leid in vierundzwanzig Stunden vergißt.

Aber Herr, soweit habe ich es aus mir selber herausgesponnen wie die Spinne, nun will ich abreißen und hören, welchen Rat Ihr nun der alten Hedwig und ihrem Kinde geben könnt."

„Ich muß zuerst meine Verwunderung darüber aussprechen," erwiderte ich der Alten, „daß eine Greisin, die nimmer die Grenzen der Heimat überschritten hat, es wagt, so in die weite Welt hinauszuziehen. Dünkt Euch der Weg nicht gar zu weit, und fürchtet Ihr Euch nicht vor dem großen Wasser, vor den Schwierigkeiten der Aufgabe und vor den Menschen, denen Ihr in die Hände fallen könnt?"

„Herr," erwiderte sie, und ihre Augen leuchteten, „wo die Liebe treibt, da ist kein Weg zu weit, und ferner denke ich: Wen Gott schickt, den macht er auch geschickt. Darum fürchte ich weder Gefahren noch Menschen, sondern halte mich an das Wort des Psalmisten: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen."

Als die alte Hedwig mir diese Worte gesagt hatte, habe ich eine Weile ganz still in der Ecke gesessen, habe an ihr Dienen und an anderer Leute Dienen gedacht und habe ihr und mir gesagt: Wer das Kleine thut, als wäre es etwas Großes, dem schenkt Gott Gnade, daß er das Große thut, als wäre es etwas Kleines.

Am andern Morgen aber bin ich mit der Hedwig und dem Kinde zum brasilianischen Konsul gegangen, und derselbe hat mich an einen Mann verwiesen, der

lange in Rio gewohnt habe und jetzt draußen vor dem Thor in einer schönen Villa auf seinen Lorbeeren ruhe. Wir fuhren zu der Villa. Der Hausherr hörte unsere Rede und unsere Frage, schien aber viele Worte just nicht zu lieben, sagte uns in kurzem Ton, wir möchten nur vor das andere Thor in eine breite, schöne Straße fahren und dort bei Nummer 60 die Glocke ziehen, dann werde man uns besseren Bescheid geben, als er es könne.

Wir fuhren vor das andere Thor in die breite Straße, wir zogen bei Nummer 60 die Glocke. Der Herr des Hauses öffnete uns selbst. Es war ein alter Herr. Sein Rücken war gebeugt, sein Haar war weiß, sein Auge blickte uns sehr ernst, ja fast strenge an. Ich erzählte ihm in kurzen Worten die Geschichte und die Wünsche der alten Hedwig, und als er alles gehört hatte, blickte er noch einmal mit ernstem Auge die alte Hedwig an und sagte: Erzählt mir von Eurer alten Herrin. Und die Hedwig erzählte ihm, wie sie mir erzählt hatte, und dann bat er sie, ihm von dem Herrn Bruno Arnoldi zu erzählen. Als sie ihm aber alles erzählt hatte, da wandte sich der Mann zu mir hin und fragte mich:

„Hat mein Freund Ihnen meinen Namen nicht genannt, als er sie hierher wies?"

„Nein, Herr," erwiderte ich.

Und er wandte sich zu der alten Hedwig; ihm bebte die Lippe, eine Thräne glitt ihm aus dem Auge heraus, und er fragte sie:

„Hedwig, kennst du mich nicht? Kennst du den Hugo Arnoldi nicht mehr — den Sohn deiner alten Herrin?"

Da trat die Hedwig einen Schritt zurück, blickte den Mann von oben bis unten an, faltete die Hände und sagte:

„Ja wahrlich — ja, es ist der junge Herr; — aber ich hätte ihn nimmer wieder erkannt; ja, ja, die Zeit hat einen weiten Magen und frißt manche Schönheit.“

„Hedwig,“ sagte er und streckte ihr beide Hände entgegen, „ich erkenne dich wieder, ja, du bist noch heute die alte treue Magd der Meinen. Warum habe ich mich nicht an dich gewandt, als ich Auskunft über die Meinen zu haben wünschte? Hedwig, ich will dir beichten die Sünde meines vergangenen Lebens. Ich bin von euch gegangen mit bitterem Groll in der Brust, und mein Herz war kalt und hart geworden; je länger ich dort draußen allein gearbeitet und mir Erdenschätze gesammelt habe, desto kälter und härter ist das Herz geworden. Aber wenn die stillen Stunden kamen, dann redete die Vergangenheit gewaltig zu mir, und wenn ich in den langen Nächten nicht schlafen konnte, dann wurde die Sehnsucht zum alten Vaterlande und zu den Meinen lebendig. Ich hatte mir so viele Erdengüter erworben, daß ich nicht mehr nötig hatte, zu jagen und mich zu plagen. Ich kam hierher und schrieb von hier aus an meinen Bruder, aber der Brief kam zurück mit dem Vermerk: Adressat verstorben. Ich wußte, daß mein Bruder einen Sohn gehabt habe, ich richtete an den Magistrat meiner Vaterstadt die Bitte, mir die Adresse meines Neffen mitzuteilen. Ich erhielt die Antwort, daß auch der Sohn

meines Bruders gestorben sei. Ich wußte nicht, daß dieser Sohn Weib und Kind hinterlassen habe. Ich wußte nicht, daß die alte Magd meiner Mutter den Meinen gedient habe von Geschlecht zu Geschlecht. Ich kaufte mir dies Haus, zog mich von der Welt zurück und wandte mich mehr und mehr zum Quell, der die unsterbliche Seele erquickt mit Gnadenströmen; aber zu der alten Heimat habe ich mich nicht wieder hingewandt. Dann und wann kam wohl die Sehnsucht nach dem Vaterhause, aber dann war mir's, als ob meine Lieblosigkeit mir dort für immer alle Thüren verschlossen hätte, und als ob eine starke Hand mich zurückhielte, daß ich nicht hinüberziehen konnte. Nun ist die Heimat zu mir gekommen, und all die Meinen sollen nun in meinem Hause und an meinem Herzen ihre Heimstätte finden."

Er schloß das Kind in seine Arme, herzte und küßte es und reichte wiederum der Hedwig die Hand, und große, heiße Thränen flossen dem Mann über die Wange.

„Nun weiß ich, wofür ich lebe," jauchzten seine Lippen. „Ich war vierzig Jahre hindurch ein einsamer Baum, der umbraust war vom Sturm des Lebens. Nun darf ich in meinen alten Tagen noch Menschenherzen die meinen nennen. Der Herr hat mich gestraft, da ich mich im Frevelmut von den Meinen hinweggewandt hatte; aber das Erbarmen des Herrn ist größer als seine Gerechtigkeit: er hat dem einsamen Baum, der schon morsch wird, Gnade gegeben, daß er schirmend seine Zweige ausbreiten

und das Schwache schützen und über einsame Erdenpilger seinen Schatten werfen darf. Gelobt sei Gott!"

Dann sind die beiden Auswanderer — die Alte und die Junge — eingewandert mit Sack und Pack in das Haus der hamburgischen Vorstadt. Ich aber habe noch einmal drei glücklichen Menschen ins Auge geschaut und bin meine Straße fröhlich gezogen.

* * *

Zehn Jahre waren seit jenem Tage vergangen. Das Bild der alten Hedwig war mit mir gezogen in mein Pfarrhaus, und manchmal hatte ich schon die Feder angesetzt, dasselbe unsern Dienstboten als ein Vorbild vor die Augen zu stellen. Ich wußte aber nicht, ob es der alten Hedwig lieb sein würde, wenn ich's in die Welt hinausposaunte, was sie mir unter vier Augen mitgeteilt hatte. Da führte mich mein Weg wieder nach Hamburg, und ich bin vor das Thor gegangen und habe in der Villa am breiten Wege nach dem Herrn Hugo Arnoldi gefragt.

„Der alte Herr und das junge Fräulein sind auf den Kirchhof gegangen," sagte mir die Magd. Es war aber nicht die alte Hedwig.

Ich ging auf den Kirchhof.

An einem Grabeshügel standen Hand in Hand ein blühendes Mägdlein — blühend wie ein Frühlingstag — und ein Greis — ernst, aber friedevoll wie ein Herbsttag.

Ich habe dem Mägdlein die Hand gereicht und dem Greise.

Sie standen an einem Grabeshügel, welcher mit Vergißmeinnicht und blühenden Rosen dicht besetzt war; und das Kreuz auf dem Grabeshügel war mit einem Immortellenkranz bekränzt. Der Greis erinnerte sich meiner, und wir redeten mit einander von vergangenen Tagen. Vieles haben wir dort am Grabeshügel nicht mit einander geredet. Drüben in der Villa am breiten Wege haben wir am Abend desselbigen Tages mehr mit einander verhandelt. Am Grabeshügel standen wir noch eine Weile schweigend. Das Kreuz auf dem Hügel redete eine gar gewaltige Sprache. Das Kreuz aber trug die Inschrift:

Hedwig Schwedter.

Also spricht der Herr: Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!

VII.

Treue Herzen.

Treue Herzen.

I.

Er hatte die Mütze über die Ohren gezogen und den Rockkragen in die Höhe gerichtet, daß nur ein kleines Stücklein seines faltenreichen Gesichtes herausschaute. Ernste Augen waren es, die unter dem breiten, blanken Schirm hervorlugten, und unter den ernsten, treuen Augen schob die mächtige Nase eine kleine Spanne weit vorweg. Große Schönheit blickte aus dem alten Antlitz nicht hervor, aber aus den Augen strahlte ein sonderlicher Glanz — als wär's der Abendfriede, der über die Fluren leuchtet und die Fenster vergoldet und sie in lichtem Glanz erglühen läßt. Das Haupt war gebeugt, und der breite Rücken war auch gebeugt. Die derbe Faust stützte sich auf den mächtigen Krückstock; das Beinkleid war in die hohen Stiefel hineingezwängt. Die langen Beine schritten eilig vorwärts.

Dann und wann wandte sich das ernste blaue Auge zur Seite und schaute hernieder auf eine schmächtige, feine Gestalt, die dem Alten zur Seite lief und immer zwei Schritte machen mußte, da er mit einem auskam, und welche keuchte und seufzte.

Der Alte führte das Mägdlein an der Hand. Sie blickte dann und wann mit einem scheuen Blick zu ihm hinauf, und dann glitt ihr Blick wieder über ihr zerlumptes Kleid. Die beiden Wandersleute bildeten einen wunderbaren Gegensatz: der Alte gebeugt, ein Bild der Häßlichkeit, nur das Auge treu, klar und fest; die Junge ein Antlitz voll Schönheit, bleich wie der Tod, aber das Auge ängstlich und scheu umherirrend.

Fester umfaßte er die zarte Hand des Mägdleins; eiliger schritt er vorwärts. Dann erhob er den Krückstock, wies übers Feld und fragte in einem fast zärtlichen Ton:

„Kannst auch noch laufen, Suschen? Schau, dort liegt's Dorf Vielebeck drunten im Thal, und auf dem Hofe rechts, wo die hohen Eschen stehen, dort wohnt mein Bauer. Na, er wird dich ein wenig hart anfahren und wird dich scharf ins Verhör nehmen, aber brauchst nicht bange vor ihm zu sein; er ist wie ein Fausthandschuh, der draußen rauh, aber drinnen warm ist. Uebrigens kannst' dich nur immer an mich halten und sagen: Dem alten Klas Hinnerk gehör' ich, und was der Klas Hinnerk sein eigen nennt, das weiß er zu schirmen und zu schützen. Na, na, geht dir wieder der Wind aus? Ich mein' doch nicht, daß ich so arg laufe; aber die Beine sind lang wie Bohnenstangen, und mich verlangt's zu wissen, was der Bauer sagt, wenn er's hört, daß sein alter Klas Hinnerk sich ein Töchterlein von der Landstraße aufgesammelt hat. Na, na, brauchst die Lippen nicht in die Breite zu ziehen, und das Gras am Weg

braucht auch keine Feuchtigkeit aus deinen Augen. Wisch' nur die Tropfen von den Wangen, Suschen, daß ich mit deinem Gesicht Staat machen kann, denn mit deinem Kleide kann ich's nicht."

Da flossen dem Mägdlein stromweise die Thränen über die Wangen, daß Klas Hinnerk sie ordentlich verwundert ansah. Dann schüttelte er den Kopf und fuhr fort:

„Na, wenn ich dich gewissermaßen so etwas beleidigt habe wegen der Kledasche — das laß nur gut sein und wisch' dir das bißchen Salzwasser mit der Schürze ab; denn guck nur, da kommt das Nähfiecken, und wenn sie sieht, daß du weinst — schau — dann wird sie denken, daß ich dich gestohlen habe, und wird mir's nimmer glauben, daß ich dich ehrlich an der Landstraße gefunden habe."

Aber das Mägdlein weinte, und das kleine verwachsene Nähfiecken mit dem breiten und beredten Mund und dem großen Kopf zwischen den hohen Schultern war schon dicht vor ihnen, schaute die beiden Wandersleute mit großen Augen an und sagte lachend:

„Nee — so was lebt nicht, hat der alte Klas Hinnerk sich eine junge Braut geholt! Nimm dich in acht, Mädel, wo bei anderen Leuten die Nase sitzt, da ragt bei Klas Hinnerk ein Ulanenspieß hervor, und wenn er dir einen Kuß geben will, dann geht's nimmer gut."

„Halte du deinen ungewaschenen Schnabel," sagte in ernstem Ton der Alte. Das Nähfiecken aber schaute dem Kinde in das blasse Antlitz und ins scheue Auge hinein und fuhr fort:

„Verzeih', Klas Hinnerk, ich sehe, daß du das leibhaftige Elend von der Landstraße aufgesammelt hast. Du bist wohl einmal wieder die Straße gezogen, wo der Wegweiser die Inschrift trägt: ‚Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket, ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget.‘ Aber weiß der Bauer Böhmert, daß sein Knecht ihm Einquartierung bringt?"

„Er weiß es nicht," antwortete der Alte, „aber Nähfiecken, du könntest für mich zum Bienentischler gehen und ihm sagen, daß ich heute abend noch ein Wort mit ihm zu reden hätte und ihn bäte, nicht mehr aufs Feld zu gehen, sondern daheim zu bleiben."

„Das thue ich gern, Klas Hinnerk, aber nun erzähle mir, wo du dir dies liebe Milchgesicht aufgesammelt hast."

„Bei Steinhöh, wo ich die Kuh meines Bauern an den Schlachter abzuliefern hatte, da habe ich sie aufgesammelt; aber nun lebe wohl, Fiecken, und vergiß nicht die Botschaft an den Bienentischler auszurichten."

Der Alte eilte vorwärts. Fester hatte er die Hand des Kindes umschlossen. Jetzt sind die beiden ins Dorf eingetreten. Dort liegt der große Bauernhof unter den hohen Eschen. Klas Hinnerk geht langsamer; er geht ganz langsam. Sein ernstes Auge schaut bedächtig zu dem stattlichen Hause hinüber. Das große Haus mit dem hohen Giebel und den blanken Spiegelscheiben weiß ihm manche Geschichte zu erzählen aus vergangenen Tagen, und

viele — viele Geschichten hat er selber mit erlebt. Als er ein jugendfrischer Bursche war, da stand noch ein altes Haus unter den Eschen, und der alte Bauer führte das Regiment. Es war ein strenges Regiment, aber Klas Hinnerk wußte, daß er der jüngste Knecht im Hause sei, und hatte aus seiner Mutter Haus als einzige Mitgift das Wort mitgenommen: „Ihr Knechte seid gehorsam euren Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen." Der alte Bauer Böhmert war ein strenger Mann und ein tüchtiger Bauer, und die Knechte konnten vieles bei ihm lernen, aber sie konnten meistens nicht lange bei ihm aushalten. Klas Hinnerk aber hielt aus. Er hatte das alte baufällige Haus unter den hohen Eschen mit niedergerissen, und zu dem neuen Hause hatte er die Steine gefahren. Es war dazumal, als er im vierten Jahre beim alten Böhmert diente, und nachher hat er noch sechzehn lange Jahre beim alten Böhmert gedient. Dann starb der alte Bauer, und der Sohn übernahm den Besitz. Der Sohn hatte des Vaters Art, er war strenge und gerecht, er war fest in seinen Entschlüssen, er war fleißig auf seinem Felde; väterliche Sitte und den väterlichen Glauben hatte er treu bewahrt; dem Knechte, der dem Vater zwanzig Jahre hindurch gedient hatte, war es selbstverständlich, daß er auch dem Sohne diente. Der Klas Hinnerk war drüben in Steinhöh zu Hause. Seine Mutter war gestorben, als er nach Bielebeck in Dienst gekommen war. Da stand Klas Hinnerk allein in der Welt; denn er hatte nicht Bruder noch Schwester. Dazumal, als das

alte Bauernhaus niedergerissen war, und das neue aufgebaut wurde, ist an einem Sonntagnachmittage der Klas Hinnerk nach Steinhöh gekommen und hat sich nach der Katharina Ferchen erkundigt. Die Katharina Ferchen kannte man in ganz Steinhöh, und jedermann wußte, daß sie ein gar gutes Herz und zwei gar treue blaue Augen habe, aber als Klas Hinnerk nach der Jungfrau fragte, sagte man ihm, daß ihr gutes Herz seit vier Wochen stille stehe, und daß sie die treuen Augen geschlossen habe. Als der Knecht die Kunde vernahm, hat er demjenigen, der's ihm erzählt hat, den Rücken gewandt und ist hinweggegangen. Draußen aber, wo der Weg von Steinhöh über Heilgenkirchen nach Bielebeck führt, droben auf der Höhe liegt ein mächtiger Feldstein, und über dem Stein wölbt sich der Haselbusch, als wär's eine Laube; auf dem Stein aber saß dazumal der Klas Hinnerk, und eine große Thräne perlte aus seinem ernsten blauen Auge. Das war vor sechsunddreißig Jahren. Dazumal war der Klas Hinnerk noch ernster heimgekehrt, als er weggegangen war, aber er war von jenem Tage an selten über die Bielebecker Feldmark hinausgekommen. Wenn er am Abend vom Felde heimgekehrt war, dann hatte er dem hohen Gebäude, das unter den Eschen freundlich herausschaute, mit ernstem Antlitz zugenickt und hatte in den Bart gemurmelt: „Wir beide gehören zusammen, der Eschenhof und der Klas Hinnerk.“ Nun hat er bald vierzig Jahre auf dem Eschenhof gedient; von einer Erhöhung oder Verminderung des Lohnes ist zwischen ihm und

seinem Bauern nie die Rede gewesen; ob er kündigen, oder ob er bleiben wolle, danach ist er nie gefragt; daß er nach dem Rechten sehe, wenn der Bauer nicht daheim sei, ist ihm nie gesagt: das ist alles ganz selbstverständlich. Der Bauer ist zwar eine Hand voll Jahre jünger als der Klas, aber der Bauer ist der Herr und Klas ist der Knecht, und wenn es der letztere auch besser gewußt hätte als der Bauer, so hätte er es nimmermehr anders machen wollen, als der Bauer es angeordnet hat, denn der Bauer ist der Herr. Manchen blanken Thaler hat der Klas auf die Sparkasse getragen, so daß er sich längst einen kleinen Besitz hätte kaufen und am eigenen Herd hätte glücklich leben können, aber wenn er den Eschenhof anschaute, dann winkten immerdar die hellen Fenster: Kehr heim, kehr heim! Hier hast du deine Heimat. Wie hätte auch Klas Hinnerk dazu kommen können, das Haus zu verlassen, daraus er einst den alten Bauer, dem er zwanzig Jahr gedient hat, mit hinausgetragen hat auf den stillen Friedhof, dahin er den jungen Bauer vom Pachthof heimgeholt hat? Wie hätte er das Haus verlassen können, darinnen er die Kinder auf seinen Knien geschaukelt, darinnen er die Eltern auf Gebetshänden getragen hat? Die Kinder sind nun auch schon so weit herangewachsen, daß der Leopold Ostern auf die Bauernschule geschickt werden und dort ergründen soll, was ihm Klas Hinnerk auf dem Weizenacker gezeigt hat. Die Gertrud geht ins vierzehnte Lebensjahr und wird der Mutter bald eine kräftige Stütze im Hausstande sein.

Klas Hinnerk geht ganz langsam dem Hofe zu.

Noch einmal schweift sein Auge über die Gestalt des Kindes, und das Kind läßt scheu den Blick zu Boden sinken.

Der Bauer steht vor der Thür. Langsamer geht der Knecht. Die lange spitze Nase richtet sich tiefer zu Boden. Da steht der Bauer; sein Auge ist streng, seine Rede ist scharf, seine Hände falten sich wohl, aber sie öffnen sich nur selten, um wohlzuthun und mitzuteilen.

Da steht der Bauer vor der Thür. Forschend ist sein Auge auf den Knecht gerichtet. Woher ist das Mägdlein, welches der Klas Hinnerk an seiner Hand führt, und wer ist sie?

„Bringt der Alte wieder Bettelpack mit auf den Hof?" murmelt der Bauer in den Bart. „So treu er ist — so thöricht ist er manchmal, sonderlich wenn die christliche Barmherzigkeit mit ihm davonläuft. Das ist nun wieder eine Dirn', die er an der Hand führt, eine Dirn', der das Elend aus dem blassen Antlitz herausschaut; der Klas Hinnerk aber meint, daß der Eschenhof die volle Bratenschüssel sei, daraus die halbe Welt ihren Hunger stillen könne."

Unterdessen ist der Knecht herangetreten und hat den Bauer ehrerbietig begrüßt. Der Bauer aber macht ein finstres Gesicht, zieht die Brauen zusammen und fragt in barschem, hartem Ton: „Na, Klas, hast' die Kuh abgeliefert und bringst ein ausgehungertes Kalb wieder heim?"

„Nein, Herr," erwidert der Alte, „kein ausgehungertes Kalb, sondern eine verwehte Menschenseele, ein unglückliches Kind, das ein Jahr jünger ist

als unsere Gertrud, also gerad' im Alter unserer verstorbenen Lisette steht. Darum habe ich gedacht, Ihr würdet im Andenken an Eure verstorbene Tochter dem Kindlein einen Tag oder zwei Brot und Obdach gewähren. Später werde ich selber für das flatternde Vöglein ein Nest suchen und werd's halten, als wäre es mein eigen Kind."

„Ich dacht' es schon, als ich dich drüben um die Ecke biegen sah," sagte unwirsch der Bauer, „daß deine Herzensgüte dir wieder einen Streich gespielt hätte. Traun, Klas Hinnerk, man kann doch auch ein Christ sein, ohne gerad' alles Lumpenpack von der Landstraße auffsammeln zu müssen."

Der Alte sah seinen Herrn mit einem vorwurfsvollen Blick an, aber er erwiderte ihm kein Wort. Die Hausfrau ist vor die Thür getreten. Sie hat die Worte des Bauern gehört. Ihr freundliches Gesicht ist auf das blasse, scheue Mägdlein gerichtet; die vollen, blühenden Wangen der Bäuerin erglühen; sie tritt heraus, legt ihrem Manne die Hand auf die Schulter und sagt in mildem Ton:

„Stille, Vater, was du soeben sagtest, war nicht wohl geredet, aber der Klas weiß wohl, wie er's zu nehmen hat. Komm nur erst herein, Klas. Ich will für die Kleine in der Gesindestube eine warme Milchsuppe auftragen lassen; derweil kannst du uns Bericht erstatten."

Der Bauer brummte einige unverständliche Worte in den roten Bart; die Hausfrau schaute noch einmal das Mägdlein an, streichelte ihr die Wangen,

faßte sie an die Hand und führte sie in die Gesinde-
kammer.

* *
*

II.

In der Wohnstube auf dem Eschenhofe herrschte noch die alte einfache Einrichtung von der Väter Zeiten her; einige Heiligenbilder zierten die weiß getünchten Wände, über dem kleinen Glasschrank, der mit Schnitzarbeit reich verziert war, lag auf dem Bord die alte silberbeschlagene Bibel und das große Predigtbuch mit dem groben Druck. Der eichene Klapptisch stammte auch noch vom Großvater her, und die beiden mit Leder überzogenen und mit Messingnägeln beschlagenen Lehnstühle waren dieselben, in denen einst der Großvater und die Großmutter gesessen hatten, dazumal, als der jetzige Bauer ein ganz kleines Büblein war und mit offenen Augen und offenem Munde dabei gestanden hatte, wenn der Großvater mit seiner Baßstimme ernst und feierlich anhob: „Das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!" und dann den Morgensegen las.

Heute sitzt der Bauer selbst im Großvaterstuhl, und die Bäuerin hat neben ihm Platz genommen. Vor dem Tisch auf hölzernem Stuhl sitzt der alte Knecht; die Mütze mit dem großen blanken Schirm ruht auf der hohen Lehne des Stuhles, das alte treuherzige Antlitz mit den tiefen Furchen und der langen spitzen Nase ist unverwandt auf den Hausherrn gerichtet.

„Ich mag falsch gehandelt haben," sagte der Alte und nickte mit dem Kopfe, „aber ich habe gehandelt im Aufblick zu meinem Heiland, und da habe ich dasjenige thun müssen, was ich gethan habe. Ich will der Herrschaft heute etwas erzählen, was ich noch keinem Menschen erzählt habe; — — aber ich will von vorn anfangen! Die Herrschaft weiß, daß drüben in Steinhöh hinter der großen Dorflinde meiner Mutter Haus steht. Ich habe das alte Haus lieb, weil meine Mutter darin gewohnt hat, und weil ich glückliche Jahre darin verlebt habe. Als ich nun heute die Kuh abgeliefert und das Geld in Empfang genommen hatte, da erkundigte ich mich nach den Bewohnern jenes Hauses und erfuhr, daß wiederum eine Witwe darin gewohnt habe, aber nicht eine wie meine selige Mutter und auch nicht eine solche, wie der Apostel sie zeichnet, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott setzet und bleibet im Gebet und Flehen Tag und Nacht, sondern eine solche, welche die Welt lieb hatte, und die auch bald den rechten Mann wieder gefunden hatte. Sie hat nämlich den Detlef Meinert geheiratet, der früher auch wohl dann und wann hierher gekommen ist, um Schafe zu kaufen; weil er aber von Lug und Trug leben wollte, sein Geld verschwendete und mit liederlichen Gesellen in den Wirtshäusern lag, wollte ihm niemand mehr trauen, und der Handel flog auf. Der Detlef Meinert wurde ein Tagelöhner und heiratete die Witwe, welche meiner Mutter Haus bewohnte. Er war ebenfalls Witwer und brachte zu ihren eigenen beiden Kindern zwei Kinder ins Haus; oder eigentlich brachte er nur eine

Tochter ins Haus, denn der erwachsene Sohn soll sich um das Elternhaus nicht viel gekümmert haben. Als aber der Mann eine Hypothek auf das Haus aufgenommen und Geld unter die Finger bekommen hatte, da lag er alle Tage wieder im Wirtshause, und wenn er heimkehrte, schlug er seine Frau. Dafür nahm die Frau sich die Freiheit, ihre Stieftochter wieder zu schlagen, und die Dorfbewohner erzählten mit Entrüstung von der rohen Behandlung, welche das arme, schwache Ding von ihrer Mutter zu erdulden habe. Bei dem Vater aber fand das Mädchen nimmer Schutz; er hatte gar schon im Wirtshause erklärt, daß er es gerne sehe, wenn die Dirne fortlaufe, dann werde er nicht nötig haben, sie zu ernähren. So erzählte mir der Schlächter. Ich aber stand einen Augenblick stille unter der Dorflinde, schaute meiner Mutter Haus noch einmal an und trat den Heimweg an.

Na, nun will ich erzählen, was ich noch keinem Menschen erzählt habe: Vor sechsunddreißig Jahren bin ich auch einmal gar betrübten Herzens von Steinhöh herniedergepilgert. Ja, ja, Herr, Ihr mögt darüber lachen, aber es ist doch wahr; ich war dazumal hinaufgegangen, um mir eine Braut zu suchen, aber diejenige, welche ich suchte, fand ich nicht; sie ruhte unter kühlem Rasen, und ich hatte sie so lieb gehabt wie meine eigene Mutter und schier noch mehr. Ich meinte, mir müßte das Herz brechen, als man mir sagte, daß diejenige tot sei, auf deren Leben ich meine ganze Erdenhoffnung gebaut hatte. Mir wankten die Knie, als ich zum Dorfe hinauseilte,

und ich meinte, ich würde nimmermehr nach Bielebeck herunterkommen. Draußen vor dem Dorfe lag dazumal unter dichtem Haselgesträuch ein mächtiger Feldstein; ich hatte als Kind oft auf demselben mein Vesperbrot verzehrt. An jenem Tage saß ich wieder auf dem Felsblock und weinte meine heißen Thränen und kam mir so verlassen vor wie ein Waisenkind, das in die kalte, weite Welt hinausgestoßen wird. Ach, ich hab's keinem Menschen gesagt, was ich damals gelitten habe; es sind nun schon sechsunddreißig Jahre her: ich hätt's auch heute meiner Herrschaft nicht erzählt, wenn nicht alte Zeiten mir heute wieder vor die Seele getreten wären. Ich hatte heute meiner Mutter Haus wiedergesehen, und der Gedanke an das Glück, das ich einst in jenem Hause genossen hatte, und an die Sünde, die heute ihr Regiment drin führte, bewegte mir das Herz. Da trat ich wieder an den Felsblock; er lag noch heut gerad' so unter dem Haselgebüsch wie dazumal; aber ich fuhr zurück, als ich an den Stein trat; ein schmächtiges, blasses Mägdlein lag unter dem Haselbusch, hatte das Haupt auf den Stein gelegt und schluchzte. Ich trat heran; aber sie bemerkte mein Kommen nicht, ich neigte mich zu ihr nieder und berührte mit meiner Hand den blonden Kopf. Da fuhr sie schreiend in die Höhe und wollte entfliehen, ich aber redete ihr freundlich zu; sie blieb stehen und sah mich an, wie ein scheues Reh, das nicht mehr entfliehen kann, seinen Verfolger anblickt. Ich fragte sie, wie sie heiße. ‚Suschen Meinert,‘ antwortete sie; da kannte ich das ganze Elend des Kindes, denn der Schlächter-

meister hatte mir vor einer halben Stunde von dem Sündenleben der Familie Meinert genug erzählt. Ich fragte sie, ob ihre Mutter sie geschlagen habe, da streifte sie weinend den Aermel in die Höhe, zeigte mir die blauen Striemen, die auf dem Arm lagen, und sagte mir, daß ihr Rücken wohl ebenso aussähe, denn derselbe schmerze so sehr, sie habe aber wohl auch Schläge verdient, denn da sie die Milch vom Haferbauer habe holen sollen, habe ihre Hand so sehr gezittert, weil sie eine große Angst vor der Mutter gehabt habe, daß sie einen Teil der Milch verschüttet habe. Aber die Mutter habe sie gar arg geschlagen und habe ihr gesagt, sie solle ihr nicht wieder unter die Augen kommen, weil sie ein nichtsnutziges Ding sei; darauf sei sie fortgelaufen, und nun glaube sie, daß sie unter dem Haselbusch geschlafen habe, — vielleicht sei sie auch krank gewesen; es sei ihr nämlich dunkel vor den Augen geworden, und sie habe nicht mehr auf den Füßen stehen können.

Ich stand vor dem Mädchen und schaute ihr in die blauen Augen hinein, und dann setzte ich mich zu ihr auf den moosbewachsenen Stein, und die Bilder aus längst vergangenen Zeiten standen mir vor der Seele. Ich gedachte jener Stunde, da ich auch auf jenem Stein gesessen und geweint hatte wie ein Kind, weil ich das Glück des Mutterhauses und die Liebe eines Weibesherzens verloren hatte. Ach ja, scheltet nur, Herr Böhmert, ich weiß es selbst, daß der alte Klas Hinnerk ein butterweiches Herz hat; aber als ich so neben dem Mädchen saß und ihr mein Butter=

brot, das die Hausfrau mir für den Rückweg in die Tasche gesteckt hatte, gegeben hatte, und als sie es gierig gegessen hatte, als ob sie heute noch nichts bekommen habe, da dachte ich in meinem Sinn: Siehe, sie kommt aus deiner Mutter Haus, du hast sie gefunden an der Stätte, an welcher du über den größten Verlust geweint hast, der dich je auf dieser Welt betroffen hat; siehe, sie ist dir von Gott geschickt. Ach ja, scheltet den alten Klas Hinnerk, aber er konnt's nun einmal nicht lassen, er mußte dem Mägdlein ein Vater werden.

Seht, Herr," so fuhr er fort, „ich bin wohl meinem Gott dankbar, daß er mich ein Haus hat finden lassen, wo man treue Dienste zu lohnen weiß, und wo man den Knecht hält, als gehöre er als Glied zum Hause; und Eure Kinder, weiß Gott, ich liebe sie, als wären sie meine eigenen; aber Herr, ihr seid der Herr, und ich bin der Knecht, und wenn Eure Kinder heranwachsen, dann sind sie die Herren und ich bleibe der Knecht; seht, es ist ein anderes Ding, wenn man ein Herz gefunden hat, von dem man sagen kann: Es ist deinesgleichen. Na, Herr, solche Gedanken zogen mir durch die Seele, da kam ein Mann des Wegs; der sah verständig aus, er trat heran und fragte mich, wer ich sei, und ob ich dem Suschen das Brot gegeben habe, das sie eben verzehrte. Der Mann wohnte neben dem Hause meiner Mutter und sagte, daß es eine Schmach und Schande sei, wie das arme Kind behandelt werde; schon mehrere Male habe er Schritte thun wollen, die Suse bei andern Leuten unterzubringen, aber er habe es nicht anzu-

fangen gewußt. Die Eltern würden das Mädchen ruhig ziehen lassen.

Da war mir's, als ob mir eine Stimme zugerufen habe: Klas Hinnerk, nimm die Suse mit dir! Sie ist aus deiner Eltern Haus, — für einen großen Verlust soll sie dir ein reicher Ersatz sein. Ich offenbarte dem Mann meine Gedanken und sagte ihm, daß ich jährlich hundertundfünfzig Mark Zinsen einnehme, und daß ich diese Summe gern auf das Mädchen verwenden wolle, wenn sie es mir also lohnen wolle, daß sie sich brav halten und mich mit freundlichen Augen ansehen wolle. Da sagte er, daß ich sie nur mitnehmen möge, er wolle es verantworten, er habe schon früher von mir gehört; den Eltern der Suse werde er Mitteilung machen, und er wolle dafür einstehen, daß mir kein Leid geschehe, und keine Unannehmlichkeit daraus erwachsen solle, wenn ich das Kind mitnehme. Und nun habe ich sie hier und bitte die Herrschaft, sie einen Tag — oder zwei zu behalten. Mein Kind soll sie bleiben, und schon habe ich dem Bienentischler Botschaft geschickt, daß ich mit ihm zu reden wünsche. Ich denke, daß er sie für Geld und gute Worte in sein Haus nimmt, und dann weiß ich sie wohl aufgehoben. Ja, ja, Herr, Ihr mögt den Kopf schütteln über den alten wunderlichen Knecht; aber sagt selbst, hätte ich das Kind, als ich es gefunden hatte, mit harter Hand und hartem Herzen wieder ins Elend zurückstoßen sollen?"

„Du hättest es bleiben lassen sollen, wo es war," brummte der Bauer. „Ein Kind gehört den Eltern,

und kein Mensch hat Recht oder Pflicht, denselben ihr Kind abzunehmen; du aber hast ihnen das Kind genommen, ohne auch nur zu fragen, und mir ist es sehr fraglich, ob nicht morgen der Vater kommt und wiederholt, was ihm von Rechts wegen gehört."

„Das wird er nicht thun," erwiderte der Alte.

Die Hausfrau aber nickte mit dem Kopf, blickte den Knecht mit freundlichem Auge an und sagte:

„Ich glaube, daß du recht gehandelt hast, Klas Hinnerk; und ich meine, daß wir das Kind hierbehalten müssen. Habe ich mir nicht immer solch ein kleines Laufmädchen gewünscht, mein Väterchen, und hast du nicht selbst im letzten Winter deshalb schon mit der Witwe Heimer gesprochen, um ihre Tochter zu erhalten? Die Suse scheint mir zwar ein scheues, schüchternes Wesen zu haben, aber sie scheint sehr flink und anstellig zu sein."

Der Bauer schüttelte zwar den Kopf und brummte unverständliche Worte in den Bart, aber er saß eine Stunde später am Tisch und schrieb einen Brief an den Tagelöhner Meinert in Steinhöh und meldete demselben, daß er die Suse für die Kost und Kleidung gerne als Laufmädchen in seinem Hause behalten, sie fleißig in die Schule schicken und sie im übrigen halten wolle, als ob sie sein eigen Kind wäre. Nach etlichen Tagen aber kam die Antwort, daß die Suse für alle Zeiten bleiben möge, wo sie sei.

So ist das Mägdlein auf dem Eschenhof geblieben, und da allmählich ihre Wangen sich röteten, und die blauen Augen klar wurden und sich nicht mehr scheu zur Seite wandten, wenn jemand sie an=

sah, oder wenn ihr etwas gesagt wurde, so ist sie allmählich der Bäuerin ans Herz gewachsen, und der Gertrud ist sie eine Schwester geworden; der alte Klas Hinnerk aber hat ihr wohl hundertmal die Wangen gestreichelt und hat schmunzelnd gesagt: „Nun weiß unsereins doch, was man hat, und wofür man lebt auf dieser armen Erde.“

* *
*

III.

Wie der Waldstrom vorüberrauscht am Dorf, so zogen die Jahre dahin, und wie der Sonnenschein heller wird um die Mittagszeit, so wurde das Leben im Eschenhof freundlicher, als dem Bauer das erste graue Haar im Bart wuchs. Er hat wohl manchmal gemeint, daß die Suse Meinert auf dem Hofe entbehrt werden könne; aber er hat doch nie einen Schritt gethan, um sie fortzuschaffen und ihr die Thür zu verschließen.

Unter der schattigen Eiche, welche an der Waldwiese steht, und welche ihr Gezweige weit ausbreitet über das saftige Grün, über die blauen Vergißmeinnicht und über die gelben, sammetweichen Schlüsselblumen, rastet ein junges Volk. Eine schlanke, zartgebaute Jungfrau sitzt auf dem grauen Gestein und blickt mit sinnendem Auge hernieder auf das Blühen und Grünen zu ihren Füßen. Ein stattlicher Mann schlägt das ernste Auge zu ihr auf und fragt in ernstem Ton:

„Suschen, ich habe während der letzten Jahre, da ich drüben in Straßburg im blauen Tuch steckte,

eigentlich nie etwas über die Deinen gehört. Deine Eltern sind drüben in der neuen Welt gestorben, sagte mir heute der Klas Hinnerk; aber wie geht's deinen Geschwistern und sonderlich deinem Bruder, von dem du mir früher so vieles zu erzählen wußtest, und von dem du meintest, daß er dich lieb habe wie sein eigen Herz?"

Der Suschen Meinert stürzten die Thränen stromweise aus den Augen heraus.

„Ach," sagte sie und barg das blasse, schöne Antlitz im Tuch, „tot — tot sind sie alle, die ich die Meinen nennen durfte: der Vater und die Mutter starben zuerst, und dann sind die Kinder eins nach dem andern vom Fieber hingerafft. Was aber aus dem Bruder geworden ist, das weiß ich nicht. Man sagte mir drüben in Steinhöh, daß der Briefbote einst einen Brief gebracht habe, der an die Eltern gerichtet gewesen sei. Dieselben hätten damals auf dem Ozean geschwommen, und niemand habe gewußt, wohin man ihnen den Brief nachschicken solle. Später ist noch einmal ein Brief an die Eltern gekommen; aber dieselben waren tot, und so sind beide Briefe als unbestellbar zurückgegangen. Ja, der Heinrich hatte mich lieb, und ich hatte ihn lieb; aber er ist tot für mich, und ich bin tot für ihn, — und ich stehe allein — ganz allein in der weiten Welt."

„Ganz allein?" fragte er, und ein leiser Vorwurf klang aus dem Wort heraus — „ganz allein, Suschen? Ist meiner Eltern Haus dir nicht wie ein Vaterhaus, und sind Gertrud, du und ich nicht wie Geschwister mit einander aufgewachsen?"

„Verzeihe, Leopold," sagte sie in sanftem, traurigem Ton. „Ach, ich bin oft so undankbar."

„Undank ist's nicht," erwiderte er, „da kenne ich dein Herz besser; aber ich wollt's dir wünschen, daß Gott der Herr dir einst deinen Bruder wiederschenke; ich weiß, was das heißt, wenn Schwester und Bruder so mit einander in einem Glück und einer Gnade und einer Liebe durchs Leben pilgern können. Aber schau, nun ist die Gertrud mit dem Gottfried uns wieder entschlüpft; gelt, Suschen, ich will zehn gegen eins wetten, daß die beiden noch einmal ein Paar werden."

„Ich glaube, daß das deinem Vater nimmer lieb wäre."

„Warum nicht, Suschen? Ist nicht Gottfried mein liebster Freund? Hat er nicht das Seine gelernt? Hat er nicht einen schönen Besitz? Ist er nicht ein Mensch, der sich sehen lassen kann?"

„Das ist alles wohl wahr," erwiderte sie, „aber deinem Vater hat er zu wenig Bauernsinn, er ist ihm zu fein und zu vornehm."

„Thorheit, Suschen; — überdies wird doch der Vater seinen Kindern freie Wahl lassen, wenn's drauf ankommt, ihm die Schwiegerkinder heimzuholen."

Er blickte sie mit forschendem, fragendem Auge an. Dunkle Glut war ihr in die Wangen geströmt; sie hatte sich rasch erhoben und schaute nach dem verschwundenen Pärchen aus. Drüben am Bache wandelten sie. Suschen sah, daß die Gertrud ein Vergißmeinnichtsträußchen in ihrer Hand hielt; sie wußte, wer ihr dasselbe gegeben hatte. Gottfried Allmann

hatte einst mit dem Leopold Böhmert die landwirtschaftliche Schule besucht; seine Eltern waren gestorben, er war im Besitze eines Bauerngutes, das zwar verschuldet war, das aber doch genug abwarf, um ihn sorgenfrei leben zu lassen. Gottfried hatte keine nähere Verwandte, und da er gerade jetzt seine Stellung aufgegeben hatte, verlebte er die Frühlingswochen bei dem Freunde. Uebers Jahr wird die Pachtzeit des langjährigen Pächters seines Besitztums abgelaufen sein, und der junge Mann schien die Zeit kaum erwarten zu können, da er Herr im eigenen Hause werden könnte. Gottfried Allmann war ein feingebildeter junger Mann. Der Eschenbauer hatte schon oft den Kopf geschüttelt über das vornehme Wesen und die feinen Manieren seines Gastes und hatte zu seinem Weibe kopfschüttelnd gesagt: „Das ist keine Bauernart, die in dem Gottlieb steckt, und ich fürchte, daß der Leopold sich gar zu viel von ihm abguckt. Die städtischen Herren mögen sich in städtische Röcke stecken, aber für einen, der den Pflug leiten soll, passen weder gewichste Stiefeletten noch zierliche Reden."

„Und wenn der feine Mann nun käme und wollte gar deine Tochter heimholen?"

„Ich habe die Gertrud nicht groß gezogen, um sie unter eine Glaskuppel setzen zu lassen wie eine vergoldete Stutzuhr," sagte unwirsch der Bauer und wandte sich ab.

Der Leopold und die Susanna, der Gottfried und die Gertrud scheinen sich selber genug zu sein und pilgern fröhlich ihre Straße. Die Hausfrau sieht sie

auf den Hofplatz kommen und wendet sich zu ihrem Manne:

„Sieh', da kommen sie wieder wie zwei Pärlein, die je zwei und zwei zusammen gehören."

„Das fehlte gerad' noch," erwiderte der Bauer, „daß der Leopold sich an das Bettelkind wegwürfe."

„Ist sie uns nicht wie ein Kind im Hause geworden?"

„Ich meine, der Gottfried wäre gut genug für die Dirn', und das blasse Gesicht der Suse paßt zu dem seinen. Auch weiß sie fein zu thun und sich zierlich zu bewegen, und 's ist weder hier noch dort etwas dahinter als Großthun und Armut."

„Pfui, Vater," sagte sie scheltend, „du darfst weder von der Suse noch von dem Gottlieb sagen, daß sie groß thun."

„Aber das sag' ich und werd's immerdar sagen, daß weder unser Sohn ein Mann für die Suse, noch unsere Tochter eine Frau für den Gottfried sein wird; das sag' ich, der Eschenbauer, und das Wort steht fest wie die Esche auf der Hofstelle."

Am Sonntagnachmittag war's, als in solcher Weise das junge Volk mit einander sich ergötzte, und als in solcher Weise die Eltern mit einander redeten. Am Montagmorgen aber hatte der Gottfried Allmann eine lange Unterredung mit dem Bauer, verließ mit betrübtem Angesicht die Wohnstube und sagte dem alten Klas Hinnerk, der ihm auf dem Flur begegnete, daß er noch heute den Hof verlassen und in der nächsten Zeit nicht wiederkommen werde. Der Alte blickte ihn fragend und verwundert an und

schüttelte den Kopf zu solcher Rede, stand stille und schüttelte abermals den Kopf, als wolle er sagen: „Das begreife, wer es begreifen kann!" Als er aber der Gertrud begegnet war und ihr in die Augen geschaut hatte, und ihm die Thränenspur nicht verborgen geblieben war, da beugte er die lange Nasenspitze tiefer zur Erde hinab und murmelte in den grauen Bart:

„Hm, hat sich der Bauer vom blinkenden Golde also den Kopf verdrehen und das Herz verrücken lassen, daß er das Beste seines Kindes nicht einsieht? Aber wenn er das Band zerreißt, das die beiden jungen Herzen des Gottfried und der Gertrud verbindet, was wird er erst sagen, wenn der Erbe des Hofes das Kind seines Knechtes — das Findelkind — das arme verlassene Herz — wird an sein Herz ketten wollen? Und doch — der Klas Hinnerk würde blind sein, wenn er's nicht gesehen hätte, daß es ihm übers Angesicht gleitet wie heller Sonnenschein, wenn die Suse das Auge zu ihm aufschlägt."

Am Nachmittage desselben Tages hat der Leopold dem Freunde zum Bahnhof das Geleit gegeben. Auf dem Hofe lagerte es, wie wenn ein dumpfer Nebel ins Haus gezogen wäre; der Bauer redete kurz und barsch und sprach nicht mehr, als nötig war; die Bäuerin schien den alten freundlichen, fröhlichen Sinn gänzlich verloren zu haben, und der Gertrud war oft das Auge so rot, als wäre ein Stücklein Morgenrot hineingefallen. Die Suse aber hatte am folgenden Tage ihr Haupt dem Klas Hinnerk an die Schulter gelehnt und hatte bitterlich

geweint. Er hatte ihr die Wangen gestreichelt und hatte ihr ins Ohr geflüstert:

„Ich weiß, wo dich der Schuh drückt, mein Kind; ich weiß, daß des alten Klas Hinnerks Pflegekind ein weiches Herz hat, und daß sich ein Bild ihr hineingeprägt hat wie des Kaisers Haupt auf den Thaler. Das mag nicht recht sein, daß meine Suse den Sohn ihres Herrn lieb hat, aber man hat sie hier im Hause wie ein Herrenkind gehalten, und ihre Gestalt ist schön wie die einer Prinzessin, und ihr Angesicht lieblich wie eines Engels Antlitz. Pfui — ich will mein Herzblatt nicht eitel machen, aber das sollst du wissen, Suschen, daß, wenn einmal die Stunde schlägt, da hier nicht mehr dein Heim sein sollte, daß dann derjenige, der dich hereingeführt hat in das Haus, dich wieder hinausführen wird, und daß, wenn ein anderes Herz von dem deinen hinweggerissen wird, der Klas Hinnerk sich nicht wird wegreißen lassen. Und wenn starke Stützen dir brechen, dann sollst du wissen, daß einer dir bleibt, dessen du dich trösten darfst: ‚Dein Stecken und Stab trösten mich.‘“

* * *

IV.

„Das ist Eure Sache, Herr,“ sagte der Klas Hinnerk, „ob Ihr Euren Segen geben wollt dem Kinde, das sich Euer Sohn erwählt hat, oder ob Ihr es nicht wollt; aber meine Sache ist, für das Kind zu sorgen, wenn es in Eurem Hause nicht mehr sein kann, denn es ist mein Kind; ich hab's von der Land=

straße aufgesammelt, und ich werde ihm meine Hausthür aufthun, wenn Ihr ihm die Eure verschließt."

„Du wirst der Suse deine Hausthür aufthun?" fragte mit leichtem Anflug von Spott der Bauer.

„Ja, Herr, das werde ich thun. Fast fünfzig Jahre habe ich Euch und Eurem Vater treu gedient, und das Herz wird mir bluten, wenn ich den Eschenhof werde verlassen müssen; aber Ihr wißt, daß ich gestern in Steinhöh gewesen bin, und weil ich dasjenige schon vorausgesehen habe, was heute eingetreten ist, darum habe ich meiner Mutter Haus gekauft, und wenn Ihr mich entlassen wollt, dann gehe ich lieber heute als morgen, denn die Suse ist mein Kind, und da der Eschenhof ihr keine Heimstätte mehr sein kann, wird sie in meinem Hause eine neue Heimat finden."

Der Bauer blickte staunend seinen Knecht an, war das der treue, gutherzige Alte, der keinen Schritt zu thun pflegte, ohne seinen Herrn gefragt zu haben? War das die weichherzige Seele, welcher jeder Wunsch des Bauern seit vielen Jahren ein Befehl war? Ein Haus hatte er gekauft, ohne den Rat seines Brotherrn eingeholt zu haben? Das Band will er zerreißen, das von Jahr zu Jahr fester geknüpft, das durch Leid und Freud' gestählt und gestärkt war?

„Du mußt es aber selbst einsehen," fuhr der Eschenbauer fort, „daß ich nicht anders handeln konnte, als ich gehandelt habe. Schau', Klas Hinnerk, Gott der Herr hat selber Schranken aufgerichtet zwischen dem einen Stand und dem andern —."

„Das habe ich dem Mädchen selbst schon vor Jahren gesagt," erwiderte der Alte, „aber ich habe mir später eingeredet, daß die Vorzüge der Suse die Kluft überbrücken könnten; doch das ist Eure Sache, Herr, und ich habe nicht drein zu reden, ich weiß nur das eine, daß unseres Bleibens jetzt nicht mehr auf dem Hofe sein kann."

„Ich denke, Klas Hinnerk," sagte der Bauer und fuhr hastig mit der Hand durch das struppige Haar, „daß die Suse hier auf dem Hofe das Ihre gelernt hat, um allein ihren Weg durchs Leben zu finden, und meine, daß du zu dem Hofe gehörst wie die Esche vor der Thür, die ihren Platz behält und ihre Zweige über das Haus ausbreitet, bis der Sturm sie knickt."

„Herr," erwiderte in ernstem Ton der Alte, und eine Thräne perlte ihm aus dem treuen, guten Auge heraus, „ich habe Euch gegenüber die Pflichten eines Knechtes, aber der Suse gegenüber habe ich die Pflichten eines Vaters, und Vaterpflicht geht über Knechtspflicht, darum laßt mich meinen Weg gehen."

Klas Hinnerk ging. Es war ein trauriges Scheiden. Er führte die Suse an seiner Hand gerad' wie vor zehn Jahren, als er das Mägdlein in dies Haus geführt hatte. Die Bäuerin hatte noch einen letzten Versuch gemacht, ihren Mann umzustimmen, er aber wollte weder von der Wahl seines Sohnes, noch von der Wahl seiner Tochter etwas wissen. Der Gottfried war ihm zu hoch, die Suse zu niedrig, der eine zu klug, die andere zu thöricht. Wie wenn die Wetterwolke über das Nest gezogen

ist, und die Vöglein auf dem Rande sitzen und die Flügel und den Kopf hängen lassen, so standen der Leopold und die Gertrud in der Wohnstube neben einander. Sie wußten, daß des Vaters Wort und Wille stark und fest waren wie der Stahl, und dieser Wille war herniedergezuckt wie ein scharfes, blitzendes Schwert und hatte ihnen das Herz verwundet, ihnen und der armen Suse. Die Suse geht durch ihre Kammer wie ein Schatten, nimmt von hier ein Stücklein ihrer Siebensachen und von dort und packt alles in den großen eichenen Koffer. Ach, daß sie auch alle ihre Hoffnung und all ihr Glück hineinpacken muß wie ein Kleid, das sie ausgezogen hat! Aber die große Liebe kann sie nicht mit einpacken: die große, stille, duldende Liebe bleibt drinnen im Herzen; dieselbe ruht tief in der Brust wie ein reicher Schatz. Was auch Menschen ihr entreißen — diesen einen Schatz wird auch die stärkste Hand ihr nicht nehmen können.

Siehe, da fährt der große, breite Arbeitswagen vom Eschenhof; neben dem Knecht, der die Zügel führt, sitzen zwei tief gebeugte Gestalten — eine junge und eine alte —. Sie reden kein Wort: sie weinen. Sie sehen nicht aus wie Menschen, die ins eigene Heim einziehen wollen. Sie verlassen das traute, liebe Heim — das Haus, da sie Treue um Treue gegeben, da sie Liebe um Liebe getauscht haben — sie verlassen dies Haus, um einander die Treue zu halten. —

Dort mitten im Dorf Steinhöh steht ein Häuschen. Es ist eher eine Hütte als ein Haus. Dort hält der

Wagen des Eschenhofes vor der Thür. Die großen Kisten und der eichene Koffer werden abgeladen, Klas Hinnerk mit seiner Pflegetochter zieht ein in seiner Mutter Haus und in ihrer Mutter Haus.

Der Herbstwind saust über das niedere Strohdach, und die Regenschauer rauschen an die niederen Fenster; aber drinnen ist's gar traut und still und friedlich; und doch sieht die Jungfrau so bleich aus, als ob ihr ein mächtiger Sturm durchs Herz gezogen wäre, und dem Alten bebt dann und wann die Lippe, als ob ihm die Flut aus den ernsten Augen rauschen wolle.

Der lange Winter kam nach dem Herbststurm, und im Winter war es ein Freudentag für die Hütte, als eines Tags ein Wagen ins Dorf fuhr, und Herr Gottfried Allmann als Gast bei dem alten Klas Hinnerk eintrat. Da gab's viel zu reden; aber wenn die Rede auf den Eschenhof kam, dann zog ein Klageton hindurch, und der Alte, der bisher mit der Jungfrau wenig über den Bauern geredet hatte, polterte:

„Sein Herz ist wie Eichenholz, und sein Kopf ist wie ein Mühlstein; aber ich kenne einen, dessen Hand auch Eichenholz zerdrücken und Mühlsteine zerbrechen kann. He, wenn ihm die Suse zu gering war, daß er meinte, das Herz des Leopold drum zertreten zu müssen, so hatte er nimmer Ursache, der Gertrud die Thür zu ihrem Glück vor der Nase zuzuschlagen; — he — Hochmut kommt vor dem Fall, — doch er ist mein Herr, und ich will für ihn beten."

„Für das Wort danke ich Euch, Klas Hinnerk," sagte ernst der Gast. Es war ein Bedürfnis meines Herzens, Euch mein Leid zu klagen; im Frühling aber, wenn ich Herr auf meinem eigenen Besitz bin, werde ich wiederkommen und ihn noch einmal um die Hand der Gertrud bitten, und wenn er dann meint, daß meine Hände noch zu zart und meine Wangen zu wenig gebräunt seien, dann zeige ich ihm, wie man schwielige Hände und ein wetterfestes Antlitz erhält, und werde nach einem Jahre zum dritten Mal an seine Thür klopfen, denn ich weiß, daß die Gertrud mir ihre Treue bewahrt."

„Recht so, junger Mann," sagte der Alte und klopfte ihm auf die Schulter. „Treue vertraut, und Treue ist wie Gold, ob's auch in der Erde Schoß vergraben wird, — es rostet nicht und vergeht nimmermehr."

* *
*

V.

Der Schneesturm brauste durch Dorf Steinhöh, und die Abendschatten hatten sich auf die Hütten der Menschenkinder gesenkt. Drinnen im Stübchen hatte der alte Klas Hinnerk ein Stück Holz in den Ofen geschoben, und als die Glut hell aufflammte, da hatte er die Ofenthür geöffnet, und die lichten Flammen leuchteten durch das traute Gemach und malten Licht und Schatten auf die Wangen des Alten. Vor ihm auf dem Schemel saß die Suse und schaute ihm ins durchfurchte Angesicht und lauschte auf seine Worte, wie ein Kind auf seines Vaters Rede horcht.

„Ja, ja, Suschen," spricht der Alte, „ich kenne den Bauern. Es steckt doch ein guter Kern drin. Er meinte bisher, daß es genug sei, das Christentum zu ererben, aber jetzt scheint er allmählich einzusehen, daß er es auch erwerben muß. Er meinte bisher, daß er Gott dienen könne und dem Mammon; aber das Alter wird ihm auch ein Wegweiser zur besseren Einsicht werden, und ich hoffe es immer noch, daß er die Kraft gewinnen wird, die Welt von sich zu stoßen und die Lebenskrone zu ergreifen. Als ich vor vierzehn Tagen mit ihm redete, klang der Ton seiner Stimme mir viel milder als früher."

Die Jungfrau senkte traurig den Kopf, als ob sie zweifle an des Alten Wort; ihre Hände waren über den Knien gefaltet. Ganz stille war's drinnen im Gemach, nur der Schneesturm sauste draußen um das Häuschen.

War's nicht, als ob sie einen Klageton gehört hätte? War's nicht, als ob eine Stimme hindurchgehallt wäre durch das böse Wetter?

„Wer bist du?" fragt die Suse, als sie leise und vorsichtig die Hausthür geöffnet und drinnen den Fuß vorgesetzt hat, daß der Fremde, der draußen steht, sich nicht hereindrängen kann.

„Ein müder Pilgersmann bin ich," erwiderte die Stimme von draußen her, „der aus der Fremde kommt, um in der Heimat zu sterben."

Die Jungfrau fuhr erschrocken zurück. Klas Hinnerk hatte Licht angezündet, trat aus der Stubenthür und leuchtete dem Fremden ins bleiche Angesicht. Ja, es war ein sehr bleiches, hageres Angesicht, welches aus dem hohen Pelzkragen herausschaute.

„Wie ist's gekommen, daß Ihr Eure Schritte in meine Hütte lenkt?" fragte der Alte.

„In diesem Hause habe ich einst glückliche Stunden verlebt," erwiderte der andere. „In diesem Hause habe ich diejenige zurückgelassen, welche allein auf der weiten, kalten Erde mir ans Herz gewachsen war — meine einzige, heißgeliebte Schwester."

„Wie ist Euer Name?"

„Detlef Meinert heiße ich."

Da lag die Suse weinend an seiner Brust. Der Alte aber reichte dem jungen Mann die zitternde Rechte und sagte:

„Gelobt sei Gott, der Eure Schritte hergelenkt hat zu Eurer Mutter Haus und Euch hat wiederfinden lassen die Erdenliebe, die lange nach Euch ausgeschaut hat, und die Euch hegen und pflegen wird, daß Eure Wangen wieder rot werden."

„Die Wangen werden nicht wieder rot," erwiderte er. Die Suse aber zog ihn mit sanfter Gewalt ins Stübchen, und er streichelte ihr das blonde Haupt und sagte:

„Ja, sie ist's. Ich hätte sie wiedererkannt, wenn ich ihr tiefer ins Auge geschaut hätte."

Und er erzählte ihnen, wie er jenseits des Ozeans die Welt durchstreift habe, und wie er zum Wohlstand gelangt sei. Er erzählte ihnen, daß er es fühle, daß ihm ein Wurm am Herzen nage, und daß er wisse, worauf er allein seine Hoffnung zu gründen habe. Sie aber ließ ihn hineinschauen in ihres Herzens Falten.

Da entstand ein neues, frisches Leben in dem stillen

Häuschen. Durch Dorf Steinhöh eilte die Kunde, daß der Bruder der Suse heimgekehrt und unermeßliche Reichtümer mitgebracht und die Schwester als Erbin eingesetzt habe, und daß er schwindsüchtig sei und bald sterben werde, und daß dann die Suse Meinert die reichste Jungfrau in der ganzen Gegend sein werde. Man merkte es auch, daß der Wohlstand in der Hütte Einkehr gehalten hatte, denn die linde Hand der Jungfrau ließ manch Tröpflein der Barmherzigkeit in die Not der Armut hineingleiten.

Der junge Herr Meinert schien zwar sehr schwach zu sein, aber als die Frühlingslüfte über die Flur wehten, da erblühten ihm auch noch einmal die Rosen auf den Wangen. Dazumal aber war urplötzlich vom Eschenhof die Meldung gekommen, daß die Frau Böhmert mitten in der Arbeit niedergestürzt und mit gelähmten Gliedern liegen geblieben sei, daß ihre Zunge nur noch lallen könne, und daß der Bauer durchs Haus gehe wie ein geschlagener Mann.

Der Klas Hinnerk hätte nicht auf dem Eschenhof alt werden müssen, wenn er es bei dieser Nachricht länger in Dorf Steinhöh hätte aushalten sollen. Die Bäuerin war ihm von jeher ans Herz gewachsen gewesen, und als er an ihrem Bette saß, fühlte er es, daß seine Trostsprüche ihr das Herz erquickten. Der Bauer aber ging schweigend durchs Haus, und wenn der alte Knecht ihn fragte, sagte er ja oder nein und ging seine Wege. Bald aber fühlte die Hausfrau, daß es mit ihr zu Ende gehe; da ließ sie den Bauern an ihr Bett kommen und war eine lange Zeit mit ihm allein und hatte ihm ihre

Wünsche ins Ohr gelallt. Dem Bauern aber sind heiße Thränen über die Wangen gerollt, und drinnen ums Herz ist ihm viel Eis geschmolzen.

Vom Eschenhof hat sich bald danach ein stiller Zug zum Friedhof hinbewegt, und die sterbliche Hülle der Bäuerin ist in die Gruft gesenkt.

Ein halbes Jahr danach aber haben am Altare der Dorfkirche zwei Paare gestanden: das Suschen und der Leopold, und die Gertrud und der Gottfried waren es. Es ist eine stille Hochzeit gewesen.

Dann ist das eine Paar hinweggezogen auf den Hof des Gottfried. Auf dem Eschenhof aber haben der alte Eschenbauer und der alte Knecht noch lange in großem Frieden gelebt. Der Detlef Meinert aber hat noch Taufzeuge sein dürfen bei dem Erstgeborenen seiner Schwester, dann ist er heimgegangen zu seines Herrn Freude. Auf den Gräbern aber der Gestorbenen steht es geschrieben, und das Leben der Eschenhöfer predigt es immerdar: Die Treue siegt.

VIII.

Die Schwestern.

Die Schwestern.

I. Der grimme Tod.

„Leise — leise, Hannchen, die Mutter muß schlafen!“

„Ach, Ottilie, muß denn die Mutter immerfort schlafen? Wann wird doch die Mutter wieder mit uns in den Wald gehen und Blumen pflücken und Kränze winden vom duftigen Waldmeister?“

Ottilie zog die jüngere Schwester mit sanfter Gewalt zur Thür hinaus. Draußen auf dem Flur schlang sie die beiden Arme um ihren Hals, drückte das lockige Köpfchen fest an die wogende Brust und sagte schluchzend: „Hannchen, unsere Mutter wird wohl nimmer wieder mit uns in den Wald gehen. Heute morgen, als der Herr Doktor hier war, da hat sie leise mit ihm geredet, und als der Mann aus der Schlafstube trat, hab' ich's gesehen, daß ihm eine Thräne aus dem Auge trat; denn, weißt du, Hannchen, er war schon mit dem Vater befreundet; ich aber bin ihm nachgelaufen bis auf die Treppe und habe ihn gefragt, ob unsere Mutter sterben müsse? Er hat mir keine Antwort auf meine Frage gegeben,

aber er hat mir mit seiner Hand die Wangen gestreichelt und hat mich so traurig angesehen. Ach, ich konnte es wohl sehen, wie traurig er war, und dann konnte ich es ganz deutlich sehen, daß ihm wieder eine Thräne aus dem Auge floß."

Hannchen, ein Mädchen mit gelocktem dunklem Haar und braunen Augen, blickte die Schwester eine Weile traurig mit fragendem Blick an. Die Ottilie war fast sieben Jahre älter als sie selbst, darum galt ihr das Wort derselben ebensoviel, als ob die Mutter es gesagt hätte. Aber heute blickte sie die Schwester doch zweifelnd an und sagte:

„Höre, Ottilie, ich glaub's nimmer, daß unsere Mutter sterben wird, denn sie ist noch nicht alt, auch hat's der Doktor dir nicht gesagt, und jeden Abend und jeden Morgen bitte ich den lieben Gott, daß er sie bald wieder gesund mache."

Ottilie schlang wiederum den Arm ihr um den Nacken, zog sie fester an sich und weinte bitterlich.

Ottilie war ein hochaufgeschossenes junges Mädchen, welches vor einem Jahre konfirmiert war. Sie hatte mit der Mutter zusammen schon manches Leid getragen und war über ihre Jahre hinaus verständig, umsichtig und charakterfest. Die Mutter war vor fünf Jahren Witwe geworden und hatte mit dem heißgeliebten Mann zugleich ihren Wohlstand verloren. Der Herr Wauren war Buchhalter in einem großen Handelsgeschäfte gewesen. Sein Vater hatte einst selber seine stolzen Handelsschiffe über den Ozean ziehen lassen; aber das alte Handelshaus hatte sich in die neue Zeit nicht hineinfinden können

und war zu Grunde gegangen. Der junge Herr Wauren hatte sich aus dem Sturz wieder aufgerafft, war Buchhalter geworden und wegen seiner Treue und Umsicht von dem Chef seines Hauses hochgeschätzt. Aber als der junge, rüstige Mann vor fünf Jahren vom Nervenfieber hingerafft war, schaute zuerst die dunkle Sorge und dann manchmal der blasse Hunger wie ein grauenhaftes Gespenst der finsteren Nacht zum Witwenstübchen herein. Frau Wauren konnte wohl nähen und sticken, aber was schlug der geringe Verdienst an, wenn sie ihre Töchter nicht wie Tagelöhners Kinder kleiden, und wenn sie dieselben gar die höhere Töchterschule besuchen lassen wollte? Aber Mutterliebe ist stark wie Eisen und zähe wie Eschenholz. Die Ottilie ist mit den besten Zeugnissen aus der Schule entlassen und ist während der letzten Jahre der Mutter eine starke Stütze gewesen. Nun sollte sie ermüden? Nun, da die Hanna allein noch Geld kostete? Die Hanna sollte sie aus der Bahn herausreißen, welche das Kind wie im Sturmschritt durcheilte? Alle Lehrerinnen rühmten ihren Fleiß und ihre große Begabung. Sollte ein Mutterherz und eine Mutterhand es nicht erarbeiten und erbeten können, daß ihre Hanna eine Erzieherin werde?

Schwächer und immer schwächer ist die Mutterhand geworden, matter — immer matter wurde das Auge; aber Muttertreu' ist alle Morgen neu, auch wenn die Hand matt und die Brust krank ist.

Ottilie hat mit verweinten Augen durch die Thürspalte geblickt. Da liegt das zarte Antlitz in den weichen Kissen und ist so weiß wie das Leinen, und

die guten Augen schauen so tief aus dem Angesicht heraus und haben einen dunklen Rand. Die Tochter schlüpft in das Schlafkämmerlein hinein und birgt die rotgeweinten Augen an der Brust der Mutter. Die zitternde Hand der Mutter ruht auf ihrem Haupte.

„Ist Hannchen zur Schule?“ fragt flüsternd Frau Wauren.

„Nein, Mutter,“ erwidert die Jungfrau. „Sie konnte nicht zur Schule gehen, sie ist drüben bei der Nachbarin.“

„Warum konnte sie nicht zur Schule gehen?“

„Sie hat so sehr geweint, meine Mutter, weil du so krank bist.“

„Hast du ihr deinen Schmerz und deine Befürchtungen mitteilen müssen, Ottilie?“

„Ja, meine Mutter.“

„Lege mir die Kissen unter den Kopf, mein Kind, und gieb mir Schreibgeschirr. Ich habe noch einen Brief zu schreiben.“

„Einen Brief zu schreiben?“ fragte sie zweifelnd.

„Ja, Ottilie, ich muß den Brief selber schreiben. Du wirst bald sehen, aus welchem Grunde.“

Sie legte ihr die Kissen zurecht, schob ihr eine Schreibmappe unter die zitternden Hände und gab ihr die Feder. Die ersten beiden Reihen standen auf dem Papier, aber immer heftiger zitterte die Hand, bis dieselbe die Feder hinfallen ließ. Einen Augenblick ruhte die kranke Frau, dann fuhr sie hastig fort. So schrieb sie wohl eine Stunde lang mit größeren oder kürzeren Unterbrechungen. Wohl mahnte

die Tochter, nicht zu eifrig zu schreiben, aber die Kranke hörte die Mahnung nicht. Der kalte Schweiß ist ihr vor die Stirn getreten, die müden Augen haben sich geschlossen, der Brief ist fertig. Als Frau Wauren die Augen wieder aufgeschlagen hat, giebt sie der Tochter schweigend den Brief zum Lesen. So lauten die Zeilen:

Meine heißgeliebte Helene!

Als wir neben einander in Hamburg auf der Schulbank saßen, liebten wir uns, wie zwei Schwestern sich nicht inniger lieben können. Dann kamen wir aus einander, und als ich dich wiedersah, da warst du die glückliche Braut eines reichen Gutsbesitzers, und ich war die glückliche Braut eines armen Buchhalters. Ich weiß es, daß du reich und glücklich geblieben bist. Ich bin auch glücklich gewesen, äußerlich bin ich zwar arm geworden, aber drinnen im Herzen bin ich glücklich und werde bald selig sein. Ich werde sterben, meine heißgeliebte Helene. Hienieden werden wir uns nicht wiedersehen. Ich bin auch bereit, zu meinem Herrn zu gehen, aber eine Sorge lastet mir noch auf dem Herzen. Ich lasse bei meinem Heimgang meine beiden Töchter als Waisen zurück. Meine Ottilie kann für sich selbst sorgen, und Doktor Reinhold, unser Arzt, hat mir versprochen, ihr einen guten Platz zu verschaffen, aber mein jüngstes Kind ist erst neun Jahre alt. Wer wird meiner Hanna eine Mutter sein? Nahe Verwandte habe ich nicht, die Familien, welche mir am nächsten stehen, sind selber arm und haben eigene Kinder

zu versorgen. Aber du, meine Helene, hast keine Töchter, dich hat der treue Gott mit irdischen Gütern reich gesegnet — — kannst du und willst du meinem Kinde eine Mutter sein? Diese Frage und Bitte ist mir sehr schwer geworden. Es ist schwer zu bitten, und ich weiß, welche große Gabe ich von dir erbitten möchte. Ich weiß, was es heißt, Mutterpflichten zu übernehmen, aber ich kenne auch dein treues, gutes Herz. Schreibe mir einige Zeilen wieder — damit ich ruhig sterben kann. Es macht das Sterben so schwer, wenn man unversorgte Lieben hienieden zurückläßt. Ich kann nicht weiter schreiben. Sei herzlichst gegrüßt von deiner

Christine Wauren.

Ottilie hat sich wiederum schluchzend herniedergebeugt und hat eine Weile geweint an der Brust der Mutter. Dann hat sie leise gefragt: „Mutter, hat Doktor Reinhold dir gesagt, daß du uns verlassen mußt?"

„Ich hab's ihm gesagt," flüsterte sie, „und er hat mir nicht widersprochen. Ich fühle es, mein Kind, daß ich ein entwurzelter Baum bin, der darauf wartet, in einen anderen Garten verpflanzt zu werden. Du wirst mein starkes Kind sein, Ottilie. Weine nicht so sehr. Siehe, du wirst nicht allein stehen in den Stürmen des Lebens: Gott der Barmherzige wird sich der Verlassenen annehmen, du wirst pilgern unter seiner Verheißung: Ich will euch nicht Waisen lassen; der dich behütet, schläft und schlummert nicht. Du wirst mein starkes Kind sein, Ottilie. Versprich mir, mit unserer Hanna in beständigem Verkehr zu bleiben.

Bewahre ihr stets, auch wenn ihr fern von einander seid, und wenn ihr auf sehr verschiedenen Wegen wandert, die Liebe eines Schwesterherzens. Hanna ist ein hochbegabtes Kind, aber ihr Charakter birgt Gefahren und Versuchungen in sich, Ottilie — —“

Da fielen der Kranken wieder die Augen zu. Die Tochter zog ihr die Kissen zurecht und lauschte auf die Atemzüge. Als Frau Wauren erwachte, blickte sie fragend um sich.

„Soll ich den Brief absenden?“ fragte die Tochter.

„Ja, ja, Ottilie, füge noch hinzu, daß ich um recht baldige Antwort herzlich bitte.“

Die Jungfrau fügte die Worte dem Schreiben hinzu und schrieb die Adresse: An die Frau Rittergutsbesitzer H. Hollen auf Birkenfeld bei Friednau.

Ganz stille war's in dem kleinen Gemach, so stille wie am heiligen Altar, wenn Sabbathruhe das hohe Kreuz umlagert, und die Engel Gottes an den Stufen stehen und ihre Hände segnend gelegt haben auf ein still gebeugtes Haupt.

So lag die kranke Mutter acht Tage lang in den weißen Kissen und wandte fragend das matte Auge zu dem Kinde hinüber, wenn die Thür der Wohnstube aufging. Ottilie las aus dem Auge immerdar die eine Frage heraus: Ist noch immer nicht die Antwort auf mein Schreiben gekommen? Als die Woche zu Ende ging, ohne daß der heißersehnte Brief kam, wurde die Kranke von Stunde zu Stunde unruhiger, das Auge wurde immer matter, die Hand wurde kraftloser.

Der Arzt stand mit fragendem Blick vor dem

Bette. Nach seiner Meinung hätte das flackernde Licht schon verlöschen müssen, aber die schwache Hand hält mit wunderbarer Gewalt das fliehende Leben fest.

Dann kam der Brief. Er sprach die Hoffnung aus, daß die Befürchtung der Kranken sich nicht erfüllen werde, aber er nahm auch die große Muttersorge von dem bangen Herzen. Frau Helene Hollen schrieb zwar, daß es ihr sehr schwer werde, Kinder zu erziehen, und daß ihre eigenen beiden Buben ihr oft viel zu schaffen machten, aber wenn Frau Wauren ihr die Hanna anvertrauen wolle, so wolle sie, so viel in ihren Kräften stände, Mutterstelle an dem Kinde vertreten.

Ein feuchter Glanz schimmerte im Auge der kranken Mutter. Sie zog die Hanna zu sich hernieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Hanna, habe auch deine zweite Mutter sehr lieb und bleibe ihr stets dankbar."

„Das Kind preßte die Lippen auf die bleichen Wangen und sagte mit einer von Thränen erstickten Stimme:

„Mutter, meine Herzensmutter, ich kann niemand auf der ganzen Welt so lieb haben wie dich. Mutter, du sollst immer — immer meine Mutter bleiben, ich will nimmermehr eine andere Mutter haben."

Frau Wauren legte segnend ihre Hände auf den dunklen Lockenkopf des Kindes, dann flüsterte sie der Ottilie einige Worte ins Ohr, — Worte — als wären es Scheidegrüße. Ottilie legte ihr die Hände zu=

sammen. So lag sie mit gefalteten Händen, hatte das Gesicht zur Wand gewandt und schlummerte sanft und lange. Als aber die Jungfrau ihr mit linder Hand die Wangen streichelte, da waren die Wangen kalt, und als sie die gefalteten Hände hastig ergriff, da waren die Hände auch kalt, und als sie die warme Kindeshand auf das Mutterherz legte, da fühlte sie, daß das Herz stillstehe.

Von der Mühlenstraße in Altona aus bewegte sich ein stiller Zug zum Friedhof hin. Eine kleine Schar Leidtragender gab der verstorbenen Witwe das Geleit. Mitleidig hatten sich die Augen auf die beiden Mädchen gerichtet, welche schluchzend standen am Grabesrand.

Ein kleines Grab, welch unermeßlich große Liebe kann es einschließen! Kinder können vielfach die Tiefe eines Grabes und die Tiefe eines Mutterherzens noch nicht ermessen, aber es schien, als ob die Hanna es wisse, welchen Schatz sie besessen und verloren habe. Ein Zucken war durch ihren Körper gegangen, und die heißen Thränen flossen unaufhörlich aus den rotgeweinten Augen.

Nun noch der letzte Blick — der letzte Blick auf den schwarzen Sarg, in die dunkele Tiefe, der letzte Blick hinunter zu dem Schatzkästlein, das eine köstliche Perle, ein Mutterherz birgt, der letzte Blick hinunter zu dem Ruhebett, darin jene Liebe schlummert, die uns gehegt und gepflegt, getragen und für uns gebetet hat! Wer will solch einen letzten Blick beschreiben?

Sie sind vater- und mutterlos geworden, die zwei

Mägdlein. Des Todes kalte Hand hat ihnen alles genommen. Des Sensenmannes scharfe Sichel hat tief hineingeschnitten in Fleisch und Blut, in Herz und Seele.

Mit Gewalt hat man die beiden Schwestern vom Grabe der Mutter hinwegziehen müssen. Sonderlich die Hanna hat so bitterlich geweint, daß es den anderen Leidtragenden ins Herz schnitt. Sie fühlte es offenbar, daß dies eine Scheiden viel anderes Scheiden im Gefolge haben werde. Schon ist eine Verwandte der Frau Hollen aus Hamburg gekommen, ist im Hinterhause in der Mühlenstraße eingekehrt und hat dem Kinde gesagt, daß sie selber einen kurzen Besuch bei ihrer Nichte auf Birkenfelde machen und das Hannchen mitnehmen werde. In der nächsten Woche gedenke sie dorthin abzureisen, damit das Kind nicht allzulange das Mutterherz entbehre.

Das Mutterherz entbehre? — — Ach, wer giebt einem Kinde die Mutter wieder? Wer ersetzt das Herz, das am Tage für uns schlug und in der Nacht für uns betete?

Das Mutterherz entbehre? — — Ach, wer giebt der Schwester das Schwesterherz wieder? Die Verwandte der Frau Hollen hat es selber gesagt, daß die beiden Buben auf Birkenfelde recht ungezogene Rangen seien, und daß die Hanna denselben gegenüber nimmer Furcht zeigen müsse, weil sie dann noch frecher und ungestümer würden. Jetzt hat die Hanna erst recht Furcht vor den Buben.

Ist nicht Doktor Reinholds Christian auch ein Bube, der munter spielen und wacker den Ball

schlagen kann? Aber vor dem Christian hat sie noch nimmer Furcht gehabt; der Christian ist auch noch nimmer ungezogen gegen sie gewesen. Sie sagen wohl, daß der Christian nicht besonders gut lernen könne, aber was geht denn das die Hanna an? Der Christian ist immer so herzensgut gegen sie und hat ihr noch gestern gesagt, daß der Vater sie gern in sein Haus genommen hätte, wenn nicht schon acht Küchlein in dem kleinen Neste säßen.

„Aber Hannchen," so hat der Christian weiter gesagt, „wenn du nun dort drunten hinauskommst, dort ganz nach Preußen hin, dann schreibe nur an mich; denn, weißt du, die Leute dort drunten in Preußen haben immer so große Lust zu kämpfen; wenn sie dich aber schlagen, dann werde ich es meinem Vater sagen, und mein Vater wird ganz gewiß hinunterkommen und die bösen Buben wieder schlagen. Und wenn ich erst ein Mann bin, dann hole ich dich wieder, Hannchen, und du sollst immer bei uns bleiben."

Da hat die Hanna dem Christian die Hand gereicht und hat ihn mit leuchtendem Auge angeblickt, und für einen Augenblick schien es, als ob alles Leid vergessen wäre, und als ob sie getrosten Herzens in die Zukunft blicke, da ein solcher Ritter ihr seine Dienste angeboten habe.

Bald kam die Stunde des Scheidens. Ein sonnenheller Morgen war's; der Frühlingswind säuselte durch die Straßen. Ottilie hatte die Schwester von Altona nach Hamburg begleitet. Noch einmal schlang sie die Arme um den Hals, als ob sie die dunkle Gestalt nimmer loslassen wolle.

Dann saß die Jungfrau eine Weile ganz allein in dem Stübchen, das sie bisher mit der Mutter und der Schwester geteilt hatte! und da sie schluchzte, war es ihr, als ob es aus allen Ecken wiederhallte: „Allein — allein — allein!"

* *
*

II. Die bittere Not.

Ein Viertelstündchen von Friednau entfernt liegt das Gut Birkenfelde. Die weiten Kornfelder des Gutes ziehen sich fast bis zum Stadtthor hin. Die saftigen Wiesen werden von schäumenden Bächen durchströmt und von grünen Wäldern umrahmt. An der Gutsgrenze wird der Boden mager, und die Birken wiegen ihr schlankes Gezweige über den steinichten Hügeln und über dem sandigen Erdreich. Das Herrenhaus des Gutes liegt auf einer kleinen Anhöhe, so daß man, solange die Lindenallee den Durchblick gestattet, einen großen Teil der weiten Felder von der Hausthür aus übersehen kann.

Der Hausherr steht vor der Thür und schaut mit scharfem Auge übers Feld. Er ist ein breitschulteriger, starker, stattlicher Mann; der hellblonde Vollbart wallt auf die Brust hernieder. Die hohen Stulpenstiefel reichen bis ans Knie und blitzen im Sonnenschein; die derbe Faust des Mannes stützt sich auf einen mächtigen Krückstock. Ein schöner Neufundländer Hund schaut zu dem Hausherrn hinauf und wartet offenbar darauf, daß der letztere seinen Gang ins Feld antrete.

Da kommt ein elf- oder zwölfjähriger Bube her-

angesprungen, lacht aus vollem Halse und erzählt dem Vater:

„Denke dir nur, Vater, heute ist die Dirne wieder ohne Kaffee und Frühstück in die Schule gegangen. Die dumme Gans! Ich sah, daß für sie eingeschenkt und aufgesetzt sei, und weil ich noch hungrig war, habe ich die ganze Geschichte verzehrt. Warum hat sie sich nichts wiedergeholt?"

Der Hausherr hörte nur mit halbem Ohr auf das Gerede des Buben, dann brummte er etwas in den Bart über das thörichte Weibervolk und fragte den Buben, warum er heute nicht zur Schule sei.

„Heute ist ja Jahrmarkt in Friednau. Aber ich habe die Hanna laufen lassen, sie hätte uns fragen können."

„Du hättest ihr's auch sagen können," brummte der Gutsbesitzer im tiefen Baß.

„Ich wollt's aber nicht," sagte der Knabe, wandte sich rasch um, machte einige lustige Sprünge und sang mit heller Stimme zum blauen Himmel hinauf:

„Ich geh' durch einen grasgrünen Wald
Und höre die Vögelein singen.
Sie singen so jung, sie singen so alt,
Die kleinen Vögelein in dem Wald,
Die hör' ich so gerne wohl singen!"

Dann traf er auf dem großen Hofplatz seinen älteren Bruder und fragte ihn:

„Höre, Ludwig, gehen wir zum Jahrmarkt?"

„Wieviel Geld hast du, Karl?"

„Ach, Geld! Ich gehe zur Mutter und hole mir, soviel ich gebrauche."

„Ich habe zwei Thaler und werde mir eine feine Reitpeitsche kaufen."

„Dann werde ich mir auch zwei Thaler von der Mutter holen und werde mir ein Paar Sporen kaufen."

Die Frau Gutsbesitzer Hollen kannte man in der ganzen Gegend als eine Mutter, die ihren beiden Buben keine Bitte abschlagen konnte. Die Erziehung der Knaben lag überhaupt nicht in guten Händen: der Vater ging morgens früh aufs Feld und kehrte nur heim, um zu essen, zu trinken und zu ruhen. Seine ganze Erziehungskunst bestand in den Worten: „Thorheit, Junge!" oder: „Ruhig, ihr Buben!" und wenn dann die beiden hoffnungsvollen Sprößlinge verschwanden, bekümmerte sich der Vater nicht um die Streiche, welche sie draußen hinterm nächsten Zaun ausübten. Manchmal lobte er auch den Karl, wenn dieser der leicht erregten Köchin oder dem alten tauben Nachtwächter einen Streich gespielt hatte. Die Mutter schüttelte zwar oft den Kopf über die beiden Knaben und klagte über ihre Unarten, aber sie meinte schon ein sehr ernstes Wort gesprochen zu haben, wenn sie gemahnt hatte: „Ludwig, sei doch, bitte, verständig und artig! Karl, wie kommst du doch auf solche Gedanken? Ich hoffe, daß derartiges nimmer wieder vorkommt." Die beiden Knaben hatten ein warmes, gutes Herz, helle Augen und einen klaren Verstand. Wenn ein Bettler kam, ging er oft mit reichen Geschenken, welche die jungen Herren ihm gespendet hatten, vom Hofe; aber es konnte auch vorkommen, daß ein Handwerksbursche ohne Gabe wieder

abziehen mußte und überdies am Hofthor den Fuß in der Schlinge verwickelte, welche dort für Hasen oder Menschen gelegt war. Die Knaben waren eben allen Winden preisgegeben und allen Versuchungen ausgesetzt. Die Schule sollte einzig und allein die Erziehung leiten und vollenden; aber die Lehrer des Gymnasiums in Friednau seufzten, die Knaben von Birkenfelde seien wohl beanlagt, nähmen auch dann und wann einen guten Anlauf; aber sie fänden daheim zu wenig Mahnung, seien sich außer der Schulzeit zu sehr selbst überlassen, verkehrten zu viel mit den Dienstboten und ritten zu häufig auf den Ponies oder den Arbeitspferden, um in rechter Weise vorwärts kommen zu können.

Karl schien sich besonders die „neue Schwester" als Zielscheibe seines Spottes und seiner Bubenstreiche ausersehen zu haben. Bevor die Hanna gekommen war, hatte er sehr erwartungsvoll über dieselbe gesprochen; aber schon am Tage nach ihrer Ankunft, als er mit ihr auf den Kornspeicher gegangen war, und sie den Roggen vom Weizen nicht hatte unterscheiden können, war sie sehr in seiner Achtung gesunken. Als sie aber wenige Tage nachher sich entschieden weigerte, sich von ihm aufs Pferd heben zu lassen, um mit ihm in den Wald zu reiten, da hatte sie es völlig mit ihm verdorben und war für ihn nur da, um geneckt zu werden. Oft arteten diese Neckereien in schlechte Streiche aus, und die Streiche der Buben steckten an und machten auch den Dienstboten Lust zu ähnlichen Streichen, so daß das arme Hannchen auf dem Gute bald zum Aschenbrödel geworden war.

Das Kind hatte zwar einen frischen Mut und war um ein Wort nicht verlegen, aber das Scheiden von Mutter und Schwester lag ihr noch immer wie ein Alpdruck auf der Seele. In die neuen Verhältnisse hatte sie sich unter diesen Umständen nicht hineinfinden können; das Heimweh ist mit seiner Allgewalt in das Herz des Kindes gekommen, und das vom Sturm gejagte Vöglein ist flügellahm geworden.

Der Pflegevater kümmerte sich um die Hanna noch weniger als um seine eigenen Kinder; die Hanna konnte die Scheu vor dem Manne nicht überwinden; sie mochte es ahnen, daß er sie nur dulde, daß er sie wenigstens so halb und halb ansehe wie das Kukukskind, das ins Lerchennest gekommen ist. Die Frau Hollen aber war der verstorbenen Mutter des Kindes doch gar unähnlich. Ein Kindesauge sieht scharf: wie hätte die Hanna nicht Vergleiche anstellen sollen zwischen den beiden Müttern? Ach, wie war's in Altona im stillen Witwenstübchen so traulich, wenn die Dämmerstunde ihre Schatten durch das Gemach warf, und die Mutter ihre beiden Kinder umschlungen hielt und ihnen die Geschichte von dem Leben und Sterben des herzlieben Vaters erzählte. Frau Hollen hatte ihr noch nimmer solche Geschichten erzählt. Frau Hollen war zwar gut gegen das Kind, ließ die Hanna in der nahen Stadt die höhere Töchterschule besuchen, kleidete sie in schönere Kleider, als die Mutter ihr jemals hatte geben können, sprach auch freundlich mit ihr und hatte ihr noch nie eine Bitte abgeschlagen; aber Frau Hollen war lau und flau im Handeln und Wandeln, im Lieben und Erziehen:

das Kind war an die helle Glut gewöhnt und fand hier nur glimmende Kohlen; darum kam es demselben auf Birkenfelde so kalt und rauh vor.

Wenn Hanna weinte, fragte Frau Hollen wohl nach der Ursache, und manchmal sagte das Kind in wehmütigem Ton: „Ich möchte nur ein einziges Mal meine Schwester sehen, ach, nur ein einziges Mal. Ich möchte nur wissen, ob ihre Augen noch ebenso schön sind wie damals, als ich sie verließ, und ich möchte nur einmal an meiner Mutter Grab stehen."

„Deiner Schwester Augen sind noch ebenso wie damals, und deiner Mutter Grab ist keine gute Stelle für dich, Hannchen," erwiderte die Frau, „aber schreibe einmal einen langen Brief an deine Schwester und bitte sie, dir bald wieder zu schreiben."

Und wenn dann wieder das Mädchen weinte, weil der Karl sie geschlagen hatte, tröstete Frau Hollen sie:

„Es ist unrecht von dem Knaben, dich so zu quälen; ich werd's ihm sagen, daß er es nicht wieder thun soll."

Das war ein schlechter Trost für die Hanna, denn sie wußte wohl, daß die Mutter nur den Rücken wenden durfte, und daß dann der Knabe da sein werde, um der „Plappertasche ihr Plappern gehörig einzutränken."

„Meine Herzens-Ottilie," so schrieb die Hanna an ihre Schwester, „ich kann es dir gar nicht schreiben, wie lieb, ja, wie sehr lieb ich dich habe; ich habe dich noch hundertmal mehr lieb, jetzt, da ich weit von dir fort bin, als damals, als ich bei dir

war. Ich weiß gar nicht, meine liebe, süße Ottilie, ob die Leute hier mich lieb haben oder nicht; aber ich habe sie eigentlich sehr, sehr wenig lieb. Unsere Mutter sagte mir, ich solle Frau Hollen recht lieb haben; ach, wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen soll! Bei der Mutter kam es ganz von selber; aber schreibe mir doch, meine Herzens-Ottilie, wie ich es machen soll, daß ich die Tante ein wenig lieb habe. Schau', heute kann ich recht nach Herzenslust mit dir plaudern, denn sie sind alle ausgefahren, und ich hatte die Erlaubnis, daheim bleiben zu dürfen, weil ich meine Schularbeiten noch nicht fertig gemacht hatte. Jetzt habe ich mein Gedicht gelernt und will dir nun einen langen — langen Brief schreiben; und dann trage ich ihn selber zur Stadt und stecke ihn in den Briefkasten. Wenn ich früher an dich schrieb, stand oftmals der Karl hinter mir, oder er kam hereingestürmt, wenn ich eben mit dem Briefe fertig war; dann riß er mir denselben aus der Hand und las ihn, und wenn ich dann etwas über die Tante geschrieben hatte, oder dir gesagt hatte, wie lieb ich dich habe, dann zerriß er den Brief und sagte, das seien lauter Dummheiten, ich möge doch etwas Verständiges schreiben, etwa wie die Saat stände oder wie viele Kälber wir hätten. Heute aber will ich dir von der Tante und von den andern schreiben. Die Tante ist zwar gut gegen mich, und vor längerer Zeit, als Jahrmarkt war, gab sie mir zwei blanke Thaler und sagte, sie habe den beiden Knaben ebensoviel gegeben, und ich solle nicht zurückstehen, und ich solle mir für das Geld viele schöne

Sachen kaufen. Ich habe aber für fünf Groschen nur eine kleine, niedliche Vase für die Tante gekauft. Das übrige Geld und noch einen Thaler mehr habe ich mir ganz unten in meiner Kommodenschieblade im Strumpf verwahrt, und wenn Tante mir wieder einen Thaler giebt, dann will ich dich in Altona besuchen; denn für vier Thaler kann ich auf der Bahn schon hinfahren; dann mußt du aber deine Herrschaft bitten, daß sie mich bei dir in deinem Bette schlafen lassen, dann will ich dir alles erzählen. Die Tante ist zwar gut gegen mich, aber sie ist auch sehr gut gegen Ludwig und Karl, auch wenn dieselben sehr unartig sind. Findest du nicht auch, daß das unrecht von der Tante ist? Ach, Karl zumal ist oft so häßlich gegen mich, neckt mich und schlägt mich, lockte mich auch neulich auf den großen Heuboden, und als ich droben war, zog er die Leiter weg und lief davon. Länger als zwei Stunden mußte ich droben im Heu sitzen, bis der Vogt mein Rufen hörte und mich herunter holte. Der Onkel sagt mir nichts Böses und nichts Gutes, er sagt überhaupt nicht viel; ich meinte früher, er sei ein recht böser Mann, aber jetzt glaube ich, daß er nur so aussieht und doch ein gutes Herz hat. Aber — du bist doch die Allerbeste, meine Herzens-Ottilie! O, ich wollte gern die schönen Kleider und all die andern schönen Sachen hier lassen, wenn ich nur bei dir sein und immer bei dir bleiben dürfte. Nun bin ich ein Jahr hier gewesen. Ich denke manchmal, daß die Jahre hier viel länger sind als bei euch in Altona. Und nun muß ich wenigstens noch vier lange Jahre hier-

bleiben. Wenn ich nur wüßte, wohin ich laufen sollte, dann würde ich nicht hierbleiben. Wenn du mir wieder schreibst, teile mir auch mit, wie es Christian Reinhold geht, und ob er schon groß geworden ist. Ich konnte mit ihm zehnmal so gut spielen wie mit Ludwig und Karl. Aber nun muß ich schließen. Schreibe mir bald wieder. Entschuldige, daß der Brief so dumm gemacht ist; aber ich habe große Eile und will jetzt zur Post und mir eine Freimarke kaufen und den Brief selber in den Kasten stecken, damit Karl ihn nicht wieder zerreiße. Nun sei herzlichst gegrüßt von deiner Schwester Hanna."

Der Brief muß wohl richtig zur Stelle gekommen sein, denn bald kam von der Ottilie die Anwort, welche also lautete:

„Meine heißgeliebte Hanna! Wenn wir Kinder die teuern Eltern verloren haben, dann sind wir wie Vöglein, die aus dem Nest gefallen sind, und die dann schutzlos und wehrlos am Boden liegen, den Schnabel aufsperren und mit den Flügeln schlagen. Was wollte ich lieber als daß du bei mir wärest, daß ich dich mit meinen Armen umschlingen und deinen Kopf an meine Brust drücken könnte? Aber ich stehe im Dienste der Fremden, und Doktor Reinhold sagt selbst, daß er sich in meiner Herrschaft getäuscht habe. Er hatte es abgemacht, daß ich wie ein Kind im Hause gehalten werde, aber ich bin doch nur die Kindermagd und werde in die Kammer geschickt, wenn die Kinder in die Stube und auf den Schoß der Mutter kommen. Sei zufrieden, meine liebe Hanna, mit deinem Schicksal und sei dankbar gegen

diejenigen, die dir viele Liebe erweisen, die dir schöne Kleider geben und dich eine so gute Schule besuchen lassen, daß du später eine Stellung einnehmen kannst, in welcher du dir Achtung erwerben kannst. Ich werde jetzt auch meine Herrschaft verlassen und habe eine Stelle angenommen als Pflegerin und Gesellschafterin bei einer alten Dame in der Königsstraße. Dieselbe ist völlig gelähmt und soll oft recht ungeduldig und verdrießlich sein; aber die alte Dienstmagd ist schon länger als dreißig Jahre dort gewesen und hat mir Mut eingeredet und hat gesagt, daß die Herrin gut sei, wenn man ihr nur freundlich zur Hand gehe. Ich bete alle Abend zu Gott, daß er mir Kraft gebe, den Platz auszufüllen, an den ich künftig gestellt sein werde. Vergiß auch du nicht, mein Hannchen, den Herrn zu bitten, daß er dich Gnade finden lasse vor ihm und vor den Menschen; er giebt Liebe zu den Menschen, auch zu denen, die uns manchmal wehe thun, er giebt uns auch die rechte Dankbarkeit.

Wie gerne sähe ich dich einmal wieder, und ich will es dir gestehen, daß es mir manchmal so weh ums Herz ist, daß ich bitter weinen muß, und ich weiß gar nicht warum; ich denke aber, daß ich weinen muß, weil du nicht bei mir bist; aber wir müssen verständig sein und Gott danken für dasjenige, was er uns gegeben hat, und nicht murren, weil er uns dies oder jenes versagt hat. Wenn du groß sein wirst, und ich mir dann eine kleine Summe verdient haben werde, dann können wir hoffentlich immer beisammen sein. Ich habe mir für jene Zeit

schon einen Plan ersonnen, den ich dir später einmal mitteile.

Den Christian Reinhold sehe ich dann und wann und jedesmal, wenn ich ihm begegne, bedauert er es, daß du nicht hier seiest und nicht mehr mit ihm spielen könntest. Er ist groß und stark geworden. Sein Vater sagt aber, daß er trotz seiner Größe immer noch lieber spiele als lerne, und daß er noch viel strenger als bisher gegen ihn sein müsse. Der Christian ist aber ein gutmütiger Junge und will gewiß seinem Vater keinen Kummer machen; ich denke, daß er sich deshalb sehr zusammennehmen und in Zukunft fleißig sein wird.

Sonst weiß ich dir nichts Neues zu berichten. Grüße alle die Leute, die dir auf Birkenfelde so viel Gutes erweisen, besonders auch die Tante und den Onkel; schreibe mir auch bald wieder, denn es ist mir immer eine große Freude, einen Brief von dir zu erhalten, und sei herzlich gegrüßt

von deiner Ottilie."

* * *

III. Ums tägliche Brot.

Im Dachkämmerlein droben im hohen Hause in der Reichenstraße, dort, wo das Auge nach unten hin nur den dunklen, dumpfen Hof sehen kann, aber nach oben hin eine ungemessene Fernsicht hat in des Himmels Blau hinauf, dort wohnen zwei weibliche Wesen beisammen; die eine ist jung, schön und lieblich anzuschauen wie eine blühende Lilie, deren Kelch nach oben hin geöffnet ist, daß ein Strom von Him-

melslicht und Gottessegen hineinströme; aber die andere ist alt, und ihr Gesicht ist faltenreich; das Auge aber ist noch hell, und die Hände scheinen stark zu sein; das Wort ist oft derbe, aber es ist immer wohlgemeint. Die zwei Menschenkinder wohnen dort droben beisammen. Seit einem Jahre wohnen sie hier droben unter dem Dache; aber das Jahr vorher haben sie drüben in der Königsstraße gewohnt, und zwar im stattlichen Hause und haben nicht nötig gehabt, vier Treppen hinaufzuklettern, um in ihr Heim zu kommen. „Damals," so pflegte die Brigitte, die alte, zu sagen, „waren wir aber nur noch Dienstboten, und jetzt sind wir unsere eigenen Herren, und als Herren haben wir hoch hinaus wollen." Damals standen sie im Dienst bei dem alten gelähmten Fräulein Färber. Als vor einem Jahre die alte Dame starb, da erbte die alte Brigitte von ihr eine kleine Summe Geldes, und Ottilie Wauren erhielt von den Verwandten der verstorbenen Herrin allerlei alte Mobilien und Leinenzeug „zu ihrer künftigen Aussteuer", wie eine Nichte des Fräulein Färber scherzend sagte. Die alte Brigitte aber hatte die Ottilie in ihr Herz geschlossen, und die Ottilie hing an der Brigitte wie eine Klette am Kleide, so daß den beiden das Scheiden hart angekommen wäre. Weil sie aber zwei solch verwehete Seelen waren, die wie einsame Bäume auf dürrer Heide ganz allein standen, darum schlossen sie sich fest und immer fester an einander.

Als nun der Nachlaß der verstorbenen Herrin geordnet war, sagte die Alte zu der Jungen:

„Höre, Ottilie, du hast es auch erfahren, wie es

draußen bei fremden Leuten ist, und meine alten Hände werden es jungen Herrschaften nimmer recht machen. Ich denke, wir werden unsere eigene Herren. Unser altes Fräulein hat mir oft gesagt: ‚Brigitte‘, hat sie gesagt, ‚wenn ich einmal unterm Rasen schlummern werde, dann wirst du nimmer Not leiden, denn deine Finger können das Weißzeug so schön machen und bringen es so rasch fertig wie eine Maschine.‘ So hat sie gesagt. Ich aber weiß, daß auch die Ottilie Wauren früher schon, als ihre Mutter noch lebte, für den Laden gearbeitet hat. Deshalb meine ich: wir müssen uns etablieren."

„Etablieren?" hat dazumal erschrocken die Ottilie gefragt.

„Jawohl, Kind," hat die Alte lächelnd geantwortet. „Wozu haben wir die Erbschaft von unserem Fräulein gemacht? Du hast das Inventar, ich habe das Vermögen. Das alles werfen wir zusammen, und man nennt's dann ein Kompagniegeschäft. Wir müssen ein Geschäftslokal haben und gründen eine Fabrik für Herren- und Damenwäsche."

So hat die Brigitte mit schelmischem Lächeln gesprochen. Die Ottilie hat sie zuerst nicht recht verstehen können, aber bald hat sie gesehen, wie die treue Alte es meine. Das Dachkämmerlein wurde gemietet. Dort wohnte die häßliche Alte und die schöne Jungfrau, und Berge von Weißzeug türmten sich auf dem Ecktisch auf, und ein Stück nach dem anderen kam unter die fleißigen Hände, wurde sauber genäht und zog wieder hinaus in den großen Laden. Es war dazumal noch jene Zeit, da die Nähmaschine

zu den größten Luxusgegenständen der Reichen gehörte und aus den Fabriken nur selten herauskam, da die Handarbeit noch immer eine fleißige Person gut ernähren konnte. „Einen eigenen Herd müssen wir gründen," hatte Brigitte gesagt, „denn eigener Herd ist Goldes wert; aber klein anfangen, damit wir großartig aufhören können, denn dem Demütigen giebt Gott Gnade."

Und bisher hatte Gottes Gnade bei ihnen im Dachstübchen gewohnt. Sie hatten arbeiten können vom frühen Morgen bis zum späten Abend und hatten ihr tägliches Brot gehabt, hatten auch noch einen Notpfennig zurücklegen können für Zeiten, in denen die Nadel ruhen und rosten werde. Die Brigitte führte die Kasse und hatte beschlossen, daß das Geschäft zur nächsten Umzugszeit eine oder zwei Treppen niedriger verlegt werde, hatte sich auch schon nach einem Zimmer umgesehen, das ein Schlafkämmerlein nebenan habe und nach der Sonnenseite hinausläge.

Der Ottilie ist's in der letzten Zeit oft so hell vor den Augen und so leicht um das Herz geworden, daß, wenn am stillen Sommerabend das Fenster offen stand, sie die Arbeit hat zur Seite legen und aus voller Brust hat hinaufjauchzen müssen. Sie hat auch heute jauchzen müssen, denn die Brigitte ist soeben mit der Meldung heimgekehrt, daß sie ein trautes, stilles Nest gefunden habe, darin zwei flatternde Vöglein Raum hätten, das nur eine Treppe hoch läge und so freundlich aussähe wie ein Garten zur Frühlingszeit, die Schlafstube nebenan aber sei so

groß, daß zwei Betten drin stehen könnten und zur Not auch drei.

„Zur Not auch drei," wiederhallt es von den Lippen der Ottilie, und das Wort wird von einem Seufzer begleitet. Da lehnt sie sich zum Fenster hinaus und nickt zu dem Vöglein hinüber, das eine Weile auf der Dachrinne geruht hat und nun aufflattert, und leise singt die Jungfrau:

„Liebes Vöglein, flieg' weiter,
Nimm ein'n Kuß mit und ein'n Gruß;
Und ich kann dich nicht begleiten,
Weil ich hier bleiben muß."

Der Sängerin gleitet eine Thräne über die Wange. Die Brigitte hat's gesehen, ist herangetreten, hat ihre Hand ergriffen und hat sie getröstet:

„Arme Dirn', denkst wieder an die Hanna? Ja, ja, es ist ein Herzleid, daß die junge Seele hineingeweht ist in ein Haus, darinnen nicht Zucht noch Ordnung wohnt, und daß sie so weit entfernt ist, daß wir sie nimmer besuchen können. Aber warte nur, Ottilie, ich denke, im nächsten Sommer werden wir so viel erspart haben, daß du einmal die Reise nach Birkenfelde machen kannst, oder daß wir die Hanna während der Ferien können heraufkommen lassen. Wir werden dann Raum in unserm Hause haben. Uebrigens ist's gut, daß ein Mensch das Joch in seiner Jugend trage, und auch der Hanna wird's nicht schaden, daß sie Leid getragen und Unrecht erduldet hat. Das habe ich dir noch nicht gesagt, daß wir schon im nächsten Monat umziehen werden."

Sie streichelte der Ottilie die Wangen und fuhr fort:

„Ich dachte immer, Du würdest die Hanna ein klein wenig vergessen; — aber nein. — Wie konnte ich das auch denken? Liebe vergißt nicht. Aber bedenke, Ottilie, daß die Hanna es nun schon drei Jahre lang ausgehalten hat, daß sie jetzt schon zwölf Jahre alt ist, und daß sie doch auch manches Gute von den Leuten empfängt."

„Ich bin gewiß nicht undankbar," seufzte die Jungfrau, und wieder strömten ihr die Thränen über die Wangen.

Da kamen stürmende Schritte die Treppe herauf, und sie hörten die Frage:

„Wo wohnt Ottilie Wauren?" Und sie hörten die Antwort: „Hier droben; klopf' nur an jene Thür!"

Ottilie hält den Atem an; ein Zittern zieht durch die schlanke Gestalt. Die Thür fliegt auf. Ein Mädchen steht auf der Schwelle, ein Mädchen mit dunklem lockigem Haar, mit dunklen lebhaften Augen; ein Mädchen ist es, das vielleicht zwölf Jahre zählt, ein weinendes Mädchen — ein lachendes Mädchen; ein Kind, dem Weinen und Lachen immerfort wirr durcheinander von den Lippen und aus den Augen strömt. Jetzt fliegt das Kind durch das Gemach, breitet die Arme aus und liegt schluchzend an der Brust der Ottilie.

„Hanna — meine Hanna!"

Das Kind aber hat keine Worte; das Kind hat immer neue Thränen, immer neues Schluchzen, immer neues Umarmen und Liebkosen.

„Hanna — meine Hanna, wie ist das gekommen, daß du so plötzlich, so unerwartet hierherkommst?“

Da scheint das Kind wie aus seligen Träumen zu der öden, kalten Wirklichkeit zu erwachen. Sie schlägt das weinende Auge zu der Schwester auf und schlägt es wieder nieder und sagt in flehendem Ton:

„Verzeihe mir, verzeihe, Ottilie. O, ich habe noch nicht einmal daran gedacht, daß es unrecht sei; aber ich glaube nun, daß ich mich sehr vergangen habe.“ — —

„Was hast du gethan, Hanna?“

„Ottilie, meine liebe Herzens-Ottilie, verzeihe mir; — ich konnt's nicht anders — ich bin weggelaufen.“

„Weggelaufen? Und sie wissen nicht, wo du geblieben bist?“

„Nein, — aber —“

Ottilie trocknete der Schwester die Thränen ab und ließ sie sich auf den Stuhl setzen.

„Erzähle mir alles, Hanna,“ sagte sie und streichelte ihr die Wangen.

„Wir hatten Ferien,“ so begann die Hanna, „und ich war schon früh mit Karl übers Feld gegangen. Er wollte mir ein Pferd zeigen, welches der Vater gekauft hatte, und welches neben den Kühen auf der Weide ging. Er hatte mich in der letzten Zeit wohl manchmal geneckt, aber ich fürchtete ihn nicht so sehr wie früher. Ich ging also mit ihm. Der Kuhhirte lag hinter dem Zaun, und während ich zu den Kälbern ging, die mich kannten, weil ich

ihnen im Winter Milch gegeben hatte, redete Karl mit dem Hirten. Ich wußte wohl, daß der Hirte ein wilder und loser Mensch sei, und war ihm immer lieber aus dem Wege gegangen; aber sie hatten das neue Pferd herangelockt, und weil es ein so schönes und frommes Tier zu sein schien, ging ich heran und streichelte dasselbe. „Willst du einmal darauf reiten?" fragte Karl. Nein gewiß nicht, erwiderte ich, denn ich hatte noch nimmer geritten; aber schon hatte der starke Hirte mich in die Höhe gehoben, und ich hörte, wie der Karl aus vollem Halse lachte, und ich sah, wie er den langen Stock des Kuhhirten durch die Luft sausen ließ und das Pferd schlug. Dann sah und hörte ich gar nichts mehr; ich wußte aber, daß ich mich an der Mähne des Pferdes festhielt, und daß ich über Gräben und Hecken dahinsauste. Dann sah ich Männer ihre Arme ausstrecken und hörte sie rufen; aber das Pferd lief weiter. Darauf bäumte es sich plötzlich hoch in die Höhe, und ich fiel zu Boden. Ich freute mich, als ich herunter gefallen war, blickte umher und sah, daß ich dicht bei der Eisenbahnstation Eschleben sei. Ich war schon mehrere Male mit der Tante dort gewesen. Ich griff in die Tasche. Ich hatte heute morgen meine fünf Thaler in die Tasche gesteckt und wollte die Tante fragen, ob ich dich besuchen dürfte. Ich hatte sie schon im vorigen Jahre darum gebeten, aber damals erhielt ich nicht die Erlaubnis. Heute wollte ich sie wieder bitten. Ich hatte die fünf Thaler in die Tasche gesteckt und hatte sie beim Reiten nicht verloren. So lief ich auf den Bahnhof.

Ich wollte eigentlich erst die Tante fragen, ob ich reisen dürfe; aber der Mann mit der roten Mütze kam mir schon entgegen und fragte mich: „Wohin willst du, Kleine? Rasch, der Zug kommt. Wohin willst du?" „Nach Altona," sagte ich, und er gab mir ein Billet und schob mich in den Wagen hinein. Ach, Ottilie, ich habe in dem Augenblick wirklich nicht daran gedacht, daß ich die Tante hätte fragen müssen; ich wollte eigentlich noch gar nicht hierher reisen, ich wußte selber nicht, was ich wollte; aber als ich das Billet in der Hand hatte und sah, daß ich damit nach Altona reisen könnte, da freute ich mich so sehr, daß ich nur immer an dich dachte; und nun fällt es mir ein, daß ich weggelaufen bin und gegen die Tante unrecht gethan habe."

Ottilie zog die Schwester an sich und küßte sie. Da trat die alte Brigitte heran und mahnte:

„Ottilie, warte deines Amtes. Du mußt nun die Mutterstelle bei dem Kinde vertreten, und wenn die Hanna selbst einsieht, daß sie Sünde gethan hat, so eile du doch, daß du gut machest, soviel überhaupt noch gut zu machen ist. Schreibe schleunigst nach Birkenfelde, dann kann der Brief heute abend noch abgehen. Nur wenige Worte sind nötig, damit man nicht unnötigerweise sich ängstige und das Kind suche. Morgen können wir den ganzen Hergang berichten. Und du, kleiner Flüchtling, wirst vor lauter Fluchtgedanken und Sehnsuchtsseufzern auch nicht häufig ans Essen und Trinken gedacht haben. Der Thee wird noch warm sein, und ein Stückchen Brot wird bei Schwester Ottilie nicht schlechter schmecken als auf Birkenfelde eine Pflaumentorte."

Sie eilte hinaus und kam eilig mit dem nötigen Mundvorrat wieder. Die Hanna hatte während der ganzen Reise nichts gegessen, und der Magen verlangte sein Recht. Dann und wann brachen die Thränen wieder hervor, aber sie hätte wohl selbst nicht verraten können, ob es Reuethränen oder Freudenthränen seien. Dann und wann stand sie auf, ergriff die Hand der Schwester und legte ihr das Haupt an die Brust.

Ottilie hatte unterdessen der Frau Hollen die Mitteilung gemacht, daß Hanna in Altona angekommen sei, und daß diese selbst am nächsten Tage ausführlicher schreiben und um des kindlich thörichten Streiches willen um Verzeihung bitten werde.

Dann folgten Wochen voll Freude und Sonnenschein für die drei Bewohner des Dachstübchens. Weil die Hanna einmal da war, hatte Frau Hollen es gestattet, daß sie während der Ferien bei der Schwester bleibe. Die Hanna aber jauchzte bald über das eine und bald über das andere Wort der Schwester oder der Brigitte, und die Ottilie entdeckte an dem Kinde bald diese und bald jene liebliche Seite und schöne Eigenschaft. Das gefiel der Brigitte gar besonders an dem Kinde, daß ihr wohl dann und wann eine Wolke über die Stirn flog, wenn sie über Birkenfelde sprach, daß aber die Stirn bald wieder hell war wie ein Spiegel, von dem der Hauch, der ihn trübt, bald verschwindet.

So flossen die Tage dahin, als wären es kurze Stunden, und bald kam jene Zeit, da die Hanna wieder in der Ecke saß und so bitterlich weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Wir werden an Herrn Hollen schreiben," tröstete die Brigitte sie, „und es ihm ernstlich ans Herz legen, daß er den ungezogenen Buben im Zügel halte."

„Vor dem Karl fürchte ich mich nicht," erwiderte Hanna, „er wird mich nicht wieder aufs Pferd heben lassen. Er meint es gar nicht so böse."

„Vor wem fürchtest du dich denn drüben auf dem Gute?"

„Ei, ich fürchte mich vor niemand, Brigitte, aber ich habe dich und die Ottilie so unendlich lieb, und ihr habt mich lieb; und auf Birkenfelde — da hat mich niemand lieb."

„Sie sagen es dir nur nicht, Hanna; aber Frau Hollen hat selbst keine Tochter, sie wird dich gewiß lieb haben."

„Es mag sein," sagte sie, „aber ich sehe es nicht und glaube eher, daß der Onkel mich ein wenig lieb hat."

Als die Zeit der Abreise da war, war das Kind krank. Der Arzt meinte, daß ein Nervenfieber im Anzuge sei. Als er die näheren Umstände erfahren hatte, erklärte er, daß die gewaltige Erregung die Krankheit herbeigeführt habe, und daß jedenfalls ein Nervenfieber daraus entstehen werde, wenn das Kind abreisen müsse.

Doktor Reinhold redete lange mit der Brigitte und der Ottilie, dann schrieb er selbst an Herrn Hollen. Nach wenigen Tagen kam er mit der Meldung, daß die Hanna vorläufig in Altona bleiben, dort auch die höhere Töchterschule besuchen solle, und

daß Herr Hollen das Schulgeld für sie bezahlen wolle; und wiederum nach wenigen Tagen war das Kind wieder gesund und flatterte durchs Stübchen wie der Vogel durchs junge Gezweige, wenn's linde Mailüftle weht.

Darauf zogen sie in die neue Wohnung, wo die Herbstsonne freundlich durch die Fenster strahlte, und wo sie den Blick hatten hinaus auf den grünen Kastanienbaum. Je länger sie bei einander waren, je mehr fühlte die ältere Schwester es, daß sie fest zusammengefügt seien, wie Eisen zum Eisen sich fügt, nachdem die gewaltige Glut dasselbe durchglüht hat. Aber Ottilie wußte auch, welche Last sie der Brigitte aufgeladen habe. Sie wußte, daß die Alte in treuer Liebe ihr und dem Kinde zugethan sei, sie wußte, daß dieselbe ein Herz ohne Selbstsucht, Geiz und Eigennutz habe, daß sie mit Freuden für das Kind Opfer bringen werde; aber sie wußte auch, wie die Brigitte um ihr tägliches Brot arbeiten mußte. Dann und wann redete sie zu der Alten über diese Sache, und die Thränen traten ihr bei solcher Rede in die Augen. Die Brigitte aber pflegte dann schleunigst aufzustehen, ihr die Hand auf den Mund zu legen und in ihrer gutmütigen Weise zu poltern:

„Willst' wohl den Mund halten und den Schnickschnack und die Redensarten für dich allein behalten! Haben wir nicht Kompagniegeschäft? Und nun gönnst du mir nicht den Sonnenschein, der dies Stübchen durchleuchtet, und das Frühlingsleben, welches das alte Herz wieder jung macht? Nun sollte die liebe Dirn' nicht ebenso gut mir gehören wie dir?"

Und die liebe Dirn' blieb einen Monat um den andern und ein Jahr um das andere. Wenn sie ihre Schularbeiten beendet hatte, griff sie schleunigst zur Nadel. Niemand hatte es ihr gesagt, aber es war, als ob sie es gar wohl wisse, daß es nötig sei, daß sie mitarbeite ums tägliche Brot. Die Ottilie aber nähte und nähte oft so spät, daß die Alte sie mit Gewalt ins Bett treiben mußte. Sie nähte, als ob sie die Nadel glühend nähen wolle. So nähte Schwesterliebe ums tägliche Brot.

* * *

IV. Das helle Morgenrot.

Ein trüber Wintertag ist's. Der feuchte Nebel wallt durch die Straßen. Große Volksmassen wogen dahin und daher. Im stillen Stübchen sitzen zwei junge Gestalten beisammen und eine alte.

„Ja, Kinder, wie die Zeit läuft, das merkt man am besten, wenn man alt geworden ist und in die vergangenen Jahre zurückblickt. Ich habe mir einmal sagen lassen, daß, wenn der Wandersmann auf einen hohen Berg gestiegen und viele Stunden lang hinaufgeklommen ist und nun auf der Spitze steht und hinunterschaut auf die Stadt, von welcher er ausgezogen ist — ich habe mir sagen lassen, daß ihm dann die Entfernung von drunten nach droben als eine sehr kurze erscheinen soll: Kinder, ich glaub's wohl. Seht, dem einen Bergsteiger geht's gerad' so wie dem andern. Vor fast vierzig Jahren war's, als ich zum seligen Fräulein kam, ich erinnere mich

noch, als wenn's gestern gewesen wäre. Ich war damals ein blutjunges Ding, und vor acht Jahren war's, als die Ottilie zu uns kam; und nun sind schon sechs Jahre vergangen, seitdem der kleine Flüchtling uns ins Dachkämmerlein hineinstürmte. Ist's möglich, daß seit jenem Tage schon sechs Jahre und etliche Monate verflossen sind? Wie meine Hanna sich in den sechs Jahren herausgewachsen hat! Na, brauchst vor deiner alten Pflegemutter nicht zu erröten, du dumme Dirn'; 's ist schade um dich, daß du ein Nähmädchen und keine Prinzessin geworden bist."

Die Hanna lacht hell auf, und ihre weißen Zähne blitzen wie Elfenbein, und ihre dunklen Augen funkeln wie eine lichte Glut. Ja, eine Schönheit ist die Hanna; und etwas mehr als ein Nähmädchen glaubt doch auch die alte Brigitte aus ihr gemacht zu haben. Hat sie nicht alles gelernt, was die höhere Töchterschule zu lehren vermochte? Ist sie nicht danach auf dem Gute in Holstein gewesen, zwei Jahre lang, und hat den Haushalt erlernt? Hat nicht die dortige Herrin gesagt, daß sie eine Fleißige, Tüchtige und Umsichtige wie die Hanna noch nimmer gehabt habe?

Jetzt ist die Hanna daheim bei der Schwester und bei der alten Brigitte: ja, das Heimweh — das Heimweh, das saß ihr so tief in der Brust.

Draußen wogen die Volksmassen durch die Straßen. Das Stübchen der drei Jungfern liegt zwar nach hinten hinaus, aber die Wogen der Zeit brausen gewaltig, und das Brausen hallt hinüber bis in das stille Stübchen.

Es war jene Zeit, da Deutschland sich aufgemacht

hatte, den verlassenen Bruderstamm zu schirmen, da die Heere Preußens und Oesterreichs den Grenzpfahl des Vaterlandes an der Königsau feststellen wollten, da Dänemark seine Heere zuerst hinter dem alten Danewirke und dann in Düppel lagern ließ, und da der eiserne Held Prinz Friedrich Karl Preußens Fahnen über die Eider flattern ließ.

Im Februar des Jahres achtzehnhundertvierundsechzig war's. Mit klingendem Spiel zogen die Preußen in die holsteinische Stadt ein; mächtig brauste der Sang durch die Straßen:

„O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland machst mir Mut.
Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel soll erklingen,
Gelten soll's des Feindes Blut."

Draußen braust es wie ein wogendes Meer; drinnen im Stübchen ist's ganz stille.

„Ich habe sie einziehen sehen," sagte Hanna, „es waren die Brandenburger. Ich habe sie auch im Manöver bei Friednau gesehen. Die Leute von Birkenfelde waren mit dabei. Seit meiner Konfirmation habe ich von dem Gute nichts gehört; ich hätte wohl Lust, mich danach zu erkundigen, ob Leute von Friednau und Birkenfelde hier sind. Das Bataillon soll hier drei Rasttage haben."

„Du könntest vielleicht gar deinen alten Peiniger wiederfinden," sagte lächelnd Ottilie.

Hanna blickte sinnend zu Boden.

„Die Peinigung habe ich vergessen, Ottilie. Der Karl war nicht der Schlechteste auf dem Gute;

übrigens wäre es nicht unmöglich; Karl war reichlich drei Jahre älter als ich."

„Und du wirst übermorgen deine achtzehn Jahre voll haben; dann könntest du den Junker zur Feier deines Geburtstages einladen."

„Pfui, Ottilie, du bist unausstehlich."

„Wie alt war denn der ältere Bruder des Karl?"

„Er wieder reichlich drei Jahre älter als dieser."

„Schade, daß er nicht mehr im bunten Tuch steckt; es wäre sonst gewiß sicherer und angenehmer, sich bei ihm nach den Birkenfeldern zu erkundigen. Da würde man doch nicht Gefahr laufen, sofort aufs Bajonett gespießt zu werden."

„Schäme dich, Ottilie, ich will gar nicht mehr mit dir reden."

„Und wir wollen deinen Geburtstag ganz allein feiern, ohne den Schutz und Schirm des Preußenheeres."

Der Geburtstag der Hanna schien auch still vorüberziehen zu wollen. Die Abendschatten zogen durch die Straßen. Im Stübchen der Näherinnen leuchtete die Lampe hell hernieder auf die fleißigen Hände. Da polterten schwere Tritte die Treppe herauf. Hannchen öffnete die Thür. Ein Dienstmann stand vor ihr.

„An Fräulein Hanna Wauren!"

„Diejenige bin ich."

Er überreichte ihr eine Pappschachtel.

„Was bekommen Sie dafür?"

„Nichts; ist schon vierfach bezahlt." Mit diesem Worte wandte sich der Mann um und polterte die Treppe wieder hinunter.

„Woher bringen Sie die Schachtel?“

„Als ich gerad' von St. Pauli kam, hat sie drüben am Thore ein junger Herr mir gegeben.“

Der Mann war verschwunden. Ottilie hatte die Schachtel genommen und die Adresse studiert.

„Paſſ' auf, Brigitte, das wird ein Geburtstagsgeschenk von einem stillen Anbeter sein.“

„Du biſt mir bald ein ebenso schlimmer Quälgeiſt wie einſt der Karl auf Birkenfelde,“ sagte scheltend das Geburtstagskind.

Die Schachtel wurde geöffnet, und die zitternden Hände brachten behutsam den Schatz, der darin verborgen war, ans Lampenlicht. Es war ein prachtvolles Rosenbouquet.

Stumm und staunend blickten die drei Bewohnerinnen des Stübchens auf das wundervolle Geburtstagsgeschenk. Die Wangen der Hanna waren von Purpurglut überzogen. Ottilie fand zuerſt das Wort wieder:

„Sagte ich es nicht, Hanna? Es iſt ein Geburtstagsgeschenk von einem stillen Anbeter.“

„Es kann auch von Frau Werner sein.“

„Nein, Hanna, erſtens giebt Frau Werner mitten im Winter nicht eine ganze Hand voll Geld für Blumen aus, und zweitens hat der Dienſtmann selbſt gesagt, daß ein junger Herr ihm die Schachtel gegeben habe, und drittens iſt hier ein Papierſtreifen angebunden, schau' nur: „Herzliche Gratulation zum Geburtstage!“ Und die Worte sind von einem Herrn geschrieben.“

Hanna schob das Bouquet von sich und nahm die Arbeit wieder zur Hand.

„Ei, jetzt hab' ich's," fuhr Ottilie fort, „Christian Reinhold ist Kaufmann in Hamburg. Beim Thor zu St. Pauli hat er die Schachtel dem Dienstmann übergeben."

„Christian Reinhold war bis Neujahr Lehrling und wird sein Geld zu anderen Dingen gebrauchen müssen."

„Aber er schwärmt noch immer für dich, Hanna, und jedesmal, wenn ich ihm begegne, fragt er, wie es meiner Schwester gehe. Was sagst du, Brigitte?"

„Ich meine, daß der Buchhalter des Geschäftes, für welches wir arbeiten, kein übler Mensch ist."

„Jetzt schweigt doch endlich," sagte Hanna, „und legt das garstige Bouquet in die Ecke der Kammer, wo weder Sonne noch Mond darauf scheint."

„Das wäre wohl schade um die schönen Blumen," sagte Ottilie lachend und küßte die Schwester auf die glühende Wange. — —

Am nächsten Morgen zog eine gewaltige Erregung durch die Stadt. Das Preußenheer hatte die Eider überschritten und rückte den fliehenden Feinden in Eilmärschen nach. Das Regiment, welches in Altona hatte Rast halten sollen, hatte früh morgens schleunigst aufbrechen müssen. Es folgten Wochen voller Aufregung für die Bewohner der Elbherzogtümer. Ein Zug der Krieger folgte dem anderen auf dem Fuße nach. Von der Nordmark der deutschen Lande kam eine Siegesbotschaft nach der anderen. Nur die Düppler Höhen trotzten dem heldenmütigen Preußenprinzen wie ein Goliath und schauten wie starke Kriegshelden mit frecher Stirn hinüber zu den blauen

Wogen der See und ragten in die Höhe wie starke Gewappnete, welche die Fäuste geballt haben zu den Laufgräben des Preußenheeres herüber.

Als aber die Frühlingssonne über die Lande leuchtete, brauste der gewaltige Sturmmarsch um die starke Feste, und über Leichen bahnte das Heer des eisernen Prinzen sich seinen Weg hinein in die Düppler Schanzen; und die Frühlingssonne, welche all das junge Leben aus der Tiefe lockte, strahlte aus Himmelshöhen hernieder in viele junge brechende Augen, und bangen Herzens schauten hin und her im Preußenlande die Eltern nach Meldungen von den Düppler Schanzen aus.

Der Buchfink sang sein Frühlingslied im knospenden Kastanienbaum, und die alte Brigitte hatte das Fenster geöffnet, um die ersten linden Frühlingslüfte ins Zimmer ziehen zu lassen. Da kam die Hanna die Treppe heraufgestürmt und meldete:

„Düppel ist genommen. Ein Lazarett ist drüben schon eingerichtet. In den nächsten Tagen kommt ein ganzer Zug Verwundeter von Flensburg her. Diejenigen, welche transportiert werden können, werden bald hierher gebracht werden."

Bald kam auch der erste Transport verwundeter Krieger. Von barmherzigen Händen wurden dieselben treu und sorgsam gepflegt. Die Leichtverwundeten hatten vielfach in den Familien Aufnahme gefunden, und des Fragens und des Erzählens über die Heldenthaten von Düppel war kein Ende.

Selbst die alte Brigitte wird ganz aufgeregt bei all den Ereignissen und all dem Gerede und hätte

nicht übel Lust, auch einmal selber mit einem Krieger zu sprechen und aus seinem eigenen Munde die Geschichten alle zu hören. Aber in das stille Stübchen versteigt sich kein Krieger.

Nein — nein —.

Ei, da wäre die alte Brigitte fast in die Knie gesunken vor Schreck, als sie draußen auf dem Flur in der dunklen Ecke beschäftigt war und nichts Böses ahnte — als sie da eine Stimme hörte, welche fragte:

„Wohnen hier vielleicht die Fräulein Wauren?"

Und siehe, als sie sich umsah, stand ein hoher, stattlicher Krieger vor ihr, und zwar keiner von den gemeinen Soldaten, sondern ein hoher Herr, ein Offizier oder so etwas. Die Alte hatte derartige Herren in der letzten Zeit ja häufig auf der Straße gesehen. Der Mann mußte seine Frage wiederholen, bevor sie ihm Antwort gab.

„Fräulein Wauren," erwiderte sie hastig, „ja — ja — das sind so — meine Kinder."

„Ich meinte, daß die Mutter der Fräulein gestorben sei."

„Ja — ja, was ich nun bin, so bin ich gewissermaßen die Pflegemutter und so — die Haushälterin, wissen Sie — und die Küchenmagd und so etwas. Aber — —"

Sie blickte noch einmal den Krieger an und sah, daß er den linken Arm in der Binde trug. Da schwand die Furcht; sie öffnete ihm die Stubenthür, machte einen tiefen Knicks und eine elegante Handbewegung und sagte:

„Da haben sie die beiden Fräuleins."

Er war höflich grüßend in die Stube getreten, hatte sich an Hanna gewandt und fragte sie: „Sie kennen mich wohl nicht mehr, Hanna?"

„Nein," sagte sie und schlug noch einmal die Augen zu ihm auf.

„Ich bin Ludwig Hollen," erwiderte er. „Wie Sie sehen, habe ich als Reserveoffizier den Krieg mitgemacht und bin bei Düppel verwundet."

Sie war aufgesprungen, hatte ihm die Hand gereicht und hatte eilig geantwortet:

„Es freut mich ungemein, Sie bei uns zu sehen Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Hollen, ich bin begierig, zu hören, wie es Ihrem Bruder Karl geht und Ihren Eltern."

Wie ein dunkler Schatten zog es über die Stirn des Kriegers. Er setzte sich an den Tisch und sagte:

„Hanna, können Sie unserer ohne Groll gedenken?"

„Wie sollte ich Groll hegen," sagte sie, „wider diejenigen, welche mir so viele Wohlthaten erwiesen haben?"

„Ich danke Ihnen herzlich für ein solches Wort. Ich habe nicht viel Zeit zu verlieren und will Ihnen Ihre Fragen sofort beantworten. Mein Bruder Karl ist längst nicht mehr der unartige, übermütige, leichtfertige Knabe. Der Ernst des Lebens hat ihm die Lust zu Bubenstreichen gründlich ausgetrieben. Er hat als Einjähriger den Feldzug mitgemacht und liegt als Schwerverwundeter drüben im Lazarett."

„Dann muß ich hin, um ihn zu begrüßen."

„Ich bin hierher gekommen, um Sie im Namen meines Bruders um Verzeihung zu bitten wegen all des Unrechtes, das derselbe ihnen zugefügt hat. Als Sie fort waren, hat's ihn Thränen gekostet, und in späteren Jahren haben ihn die Reuegedanken nie verlassen. Jetzt schwebt sein Leben in großer Gefahr. Er hätte wohl nicht transportiert werden dürfen; aber er hatte den Wunsch, der Heimat näher zu sein, er hatte besonders auch große Sehnsucht danach, aus Ihrem eigenen Munde zu hören, daß Sie ihm vergeben könnten und vergeben wollten."

„Ich gehe sofort mit Ihnen."

„Ich kann Sie leider nicht sofort an das Bett meines Bruders führen. Er liegt im Fieber, und ich fürchte sehr, daß ich Sie an ein Sterbebett führen muß. Wir müssen Karl zunächst auf Ihr Kommen vorbereiten."

Dann erzählte er ihr von seinen Eltern. Es war eine traurige Geschichte. Vor zwei Jahren war der starke, stattliche Herr Hollen, als er am Morgen vor der Hausthür stand und das Feld überschaute, sprachlos neben seinem großen Hunde hingesunken. Man hatte ihn aufgehoben und ins Bett gelegt; der Arzt war gekommen, hatte ihn untersucht und hatte erklärt, daß ein Schlag den Mann gerührt habe. Herr Hollen war von jenem Tage an gelähmt. Sein Gehirn hatte gelitten; seine Gedanken waren meistens wirr, und wenn sie klar wurden, weilten sie in der Vergangenheit. Dann redete er auch oft noch von der Hanna als von seinem lieben Kinde. Vor zwei Jahren sind die beiden Eltern nach Friednau gezogen.

„Und ich," so fuhr der Erzähler fort, „habe damals das Gut übernommen. Karl sollte das Vorwerk Friednauhof, welches zum Gute gehört, beziehen, wenn er sein Jahr werde abgedient haben. Wenn Karl wieder genesen sollte, dann werden wir, da wir beide unverheiratet sind, wahrscheinlich die Güter auf einige Jahre verpachten, um eine Zeit lang auf Reisen zuzubringen."

Der Erzähler hatte sich erhoben, dankte noch einmal herzlich für die Worte, welche ihm die Hanna gesagt hatte, und versprach, sie in den nächsten Tagen an das Bett des Verwundeten zu führen.

„Ich hätt's nimmer gedacht, daß solch ein hoher Krieger ein so freundlicher Herr sein könnte," sagte die alte Brigitte.

Als aber der Krieger wiederkam, war er noch freundlicher als am Tage vorher.

Dann stand die Hanna an dem Bette des verwundeten und kranken Kriegers. War das dieselbe Gestalt, die sie einst gekannt hatte in der vollen Blüte der Jugend? War das der Karl Hollen, dem keine Dornhecke zu hoch, und kein Wassergraben zu breit war? Weiß wie das Betttuch sind die Wangen, und die Augen liegen tief — tief unter der hohen Stirn in den blauumrandeten Höhlen. Er reicht ihr die hagere Rechte und flüstert:

„Du willst mir alles verzeihen, alles, Hanna?"

„Von ganzem Herzen, Karl."

Da flog es wie ein lichter Strahl ihm über das Angesicht.

„Ich danke dir, Hanna. Und nun erfülle mir

noch eine Bitte. Du konntest so schön vorlesen; willst du dein Neues Testament mitbringen, wenn du wiederkommst, und mir dann und wann ein Kapitel vorlesen?"

„Ganz gewiß will ich," erwiderte sie.

Und sie saß von der Zeit an häufig an seinem Bette und las ihm aus dem Neuen Testamente vor. Sein Leben war wie ein flackerndes Licht: manchmal stand der Arzt kopfschüttelnd am Bette, und manchmal setzte er seine Hoffnung wieder auf die Jugendkraft des Kranken. So ging's vier Wochen hindurch. Der ältere Bruder hatte längst den Arm wieder aus der Binde nehmen dürfen, war als Halbinvalide entlassen, einige Tage auf Birkenfelde gewesen, um dort die Wirtschaft wieder ins rechte Geleis zu bringen, dann aber schleunigst zurückgekehrt, weil er die Pflege des Bruders sich nicht aus den Händen nehmen lassen wollte. Er hatte sich in der Stadt eine Wohnung gemietet, und als der Zustand des Kranken es erlaubte, ließ er denselben in seine Wohnung transportieren.

Jetzt schien eine Besserung im Befinden des Kranken einzutreten.

Neben der Wohnung der Gebrüder Hollen lag ein stiller, freundlicher Garten, der ihnen zur Verfügung gestellt war. Als aber der Kranke alle Tage in die frische Sommerluft hinausgeführt werden konnte, genas er sichtlich von Tag zu Tag. Bald konnte er allein aus der Stube und bald auch allein durch den Garten gehen.

Es wurde von der Abreise in die Heimat geredet.

Hanna ist noch einmal wieder herübergekommen, um dem Genesenden Lebewohl zu sagen. Karl Hollen sitzt allein im Garten in der Laube, Ludwig ist ausgegangen.

Er geht ihr einige Schritte entgegen und sagt in vorwurfsvollem Ton:

„Du läßt dich sehr selten sehen, Hanna, und scheinst des Vorlesens überdrüssig geworden zu sein.“

„Jetzt kannst du selber lesen.“

„Gut, so will ich dir einen Brief von meiner Mutter vorlesen. Bitte, setze dich zu mir in die Laube.“

Sie blickte ihn fragend an und setzte sich zu ihm auf die Bank.

„Hanna,“ sagte er, „hast du den letzten Winter zu deinem Geburtstage die Rosen empfangen?“

Jäh schoß die Glut in ihre Wangen.

„Hast du mir dieselben geschickt?“

„Ja, Hanna. Rosen reden — Rosen sind Bilder. Willst du gehört haben, was sie redeten? Darf ich dir mehr als Rosen bringen?“ — —

„Du wolltest mir den Brief deiner Mutter vorlesen.“

„Ja, Hanna, das will ich. Höre:“

„Mein lieber Karl. Ich habe deinen Brief nicht sofort beantwortet, weil ich meine Bedenken über die Angelegenheit hatte, über welche du an mich schreibst. Ich habe deshalb auch zuvor erst an Ludwig geschrieben und mir seinen Rat eingeholt. Du bist noch sehr jung, und in jungen Jahren täuscht man sich leicht über die Neigungen des Herzens. Ich

aber habe durch meine übergroße Nachgiebigkeit so viel schon an meinen Kindern mich versündigt, daß ich es längst bitter bereut habe, daß ich Liebe nannte, was lauter Schwäche war, und habe mir und meinem Gotte gelobt, in Zukunft nicht mehr schwächliche Nachgiebigkeit die Stelle der Liebe einnehmen zu lassen. Ich habe also sonderlich in dieser Angelegenheit, die für deine ganze Erdenzeit Segen oder Unheil bringend sein wird, alles in reifliche Erwägung gezogen. Ich war dazu um so mehr verpflichtet, als der Vater mir leider nicht raten kann. Ludwig hat mir in kindlicher Offenheit sehr ausführlich Bericht erstattet und hat mir viel mehr mitgeteilt, als ich von ihm wissen wollte; und du wie ich wissen Ludwigs verständigen Rat zu schätzen. Ludwig entwirft mir von Hanna ein solches Bild, daß ich sie nicht bloß wiedererkenne, sondern keinen Augenblick zweifle, daß ich sie mit neuer Mutterliebe viel inniger als vor sieben Jahren werde in meine Arme schließen können. Wenn sie also deine Bitte erhört, so führe sie zu uns, und der Eltern Segen soll mit heiligen Gebeten auf eure Häupter gelegt werden. Ich wagte kaum zu hoffen, daß ich meinen jüngsten Sohn jemals wiedersehen würde; ein solches Wiedersehen aber, da mein Sohn, der mir von Gottes Gnadenhand wiedergeschenkt ist, mir eine solche Tochter mit heimbringen werde — wer konnte das ahnen? Ich achte mich nicht wert eines solchen Glückes; Gott der Herr lege ein freudiges Ja auf die Lippe der Jungfrau, damit du mir ein solches Glück bereiten kannst."

„Was hast du zu solchem Briefe der Mutter zu sagen, Hanna?“

Sie sagte nichts. Sie barg die glühenden Wangen an seiner Brust, und er sagte leise:

„Meine Hanna!“ Und sie antwortete:

„Dein!“

Langsam ging's die Treppe hinauf in das stille, einsame Stübchen. Zum ersten Mal steigt der genesende Krieger wieder eine Treppe hinauf. Es geht sehr langsam, aber ein kräftiger Arm stützt ihn. Droben stehen sie einen Augenblick stille. Dann schiebt die Hanna glückselig lächelnd ihren Arm in den Arm ihres Bräutigams und öffnet die Stubenthür. Aber erstaunt bleiben sie auf der Schwelle stehen. Was ist das?

„Ludwig — Ottilie! —“

Ja, da stehen Ludwig und Ottilie Arm in Arm, und Ludwig verbeugt sich vor dem Bruder und spricht mit lächelndem Munde:

„Karl, ich stelle dir meine Braut vor.“

„Aber Ludwig — — ich — ich wollte dir doch meine Braut vorstellen.“

„Das denk' ich wohl, mein Junge; aber ich bin fast vier Jahre älter als du und muß mich doch billigerweise zuerst verloben.“

Da liegt die Hanna an der Brust der Schwester und spricht kein Wort und weint heiße Thränen; es waren aber Thränen seliger Wonne. Aus dem sanften, ernsten Auge der Ottilie gleitet langsam hernieder ein Tropfen nach dem anderen und fällt auf das dunkle Haupt der Schwester.

„Aber nun sage mir doch, Ludwig, wie das so gekommen ist?" fragte der jüngere Bruder.

„Ei," antwortete der andere, „die Frage könnte ich zurückschicken, wenn ich nicht ein Feind von Retourkutschen wäre. Wohin sollte ich gehen, wenn Hanna dir vorlas? Ich wußte, daß ihr immer am liebsten selbander alleine wäret. Da besuchte ich denn die alte Brigitte und las auch, — las in den treuen, stillen Augen meiner Ottilie; und bald lag ihr Herz vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch, und das eine Wort, das ich darin lesen konnte, machte mich sehr glücklich. Auch dachte ich an Hanna und an dich, denn ich ahnte es, wie es um euch stände — und dachte: Wenn die Schwester da draußen ohne die Schwester leben soll, dann wird uns die Hanna mit dem heimwehreichen Herzen, wenn ein gewisser Bube einmal wieder ein Pferd vorführt, davonjagen, und wir werden das Nachsehen haben. Sieh' Karl, 's ist also väterliche Fürsorge für dich und die Deine, die mich zu solchem Schritt trieb. So ist's gekommen."

„Ei, du garstiger Schwager," schalt lachend und weinend die Hanna, „ich habe nimmer du zu dir sagen können, weil du so stolz dreinschautest und Epaulettes auf deinen Schultern trugst, aber wenn du nun noch lose Reden führst, dann werde ich bald so kühn, daß ich den stolzen Krieger auf den Mund schlage."

Die alte Brigitte stand in der Ecke, nickte mit dem Kopfe und murmelte:

„Ei ja, nun sind sie doch noch Prinzessinnen geworden. Ich hab's immer gesagt, daß sie viel zu gut und viel zu schön seien, um hier in der Kammer

als Nähmaschinen zu verrosten. Ei ja, nun sind sie doch noch Prinzessinnen geworden."

Da eilt die Ottilie zu der Alten, streichelt ihr die Wangen und spricht:

„Und du gehst mit uns, Brigitte, wohnst in Friednau und sollst dich sonnen in unserm Glück."

Aus eurer Hand nehm' ich's gerne, Ottilie," erwiderte die Alte.

Auf den Wangen der Jungen aber blühte und glühte es wie Morgenrot.

* * *

Das alles ist nun schon lange her; aber die Geschichte kam mir in diesen Tagen wieder ins Gedächtnis, weil ich mit zwei jungen Brandenburgern zusammen auf dem Dampfschiff fuhr. Dieselben fragte ich nach den Familien Hollen, und sie erzählten mir: „Die Familien kennen wir gar wohl. Mit den beiden ältesten Söhnen haben wir als Einjährige in Berlin bei der Garde gestanden. Es waren uns brave Kameraden und liebe Freunde. Die Güter unserer Väter sind den Gütern der Familie Hollen benachbart. Der alte Herr Hollen ist gestorben. Aber die alte gute Frau Hollen lebt noch."

„Und die Brigitte?" „Ei, kennen Sie die Brigitte auch? Ja, die geht schon in die Achtziger, ist mir aber neulich noch auf der Straße in Friednau be-

gegnet, und als ich sie fragte: Noch immer auf den Beinen, Mutter Brigitte? da antwortete sie: ‚Wie sollt' ich nicht? Ich sitz' hier ja wie der Kanarienvogel im Hanfsamen.'"

„Die beiden Familien sind also mit Kindern gesegnet?"

„Ja; Herr Ludwig Hollen auf Birkenfelde hat zwei Söhne und zwei Töchter und, Herr Karl auf Friednauhof hat einen Sohn und zwei Töchter. Die sieben Kinder leben zusammen, als wären es Geschwister. Die jüngste Tochter auf Friednauhof ist Ostern konfirmiert. Die anderen Töchter sind schon älter." Da warfen sich die beiden jungen Männer verstohlen schalkhafte Blicke zu. Ich aber drohte mit dem Finger und sagte: „Ei, ei!" „Aber verraten Sie nichts," sagte der eine, „die Gitta von Birkenfelde wird meine Braut werden, und die Ottilie von Friednauhof die Braut meines Freundes. Bis zum Herbst sollen wir reisen, und dann wird die Verlobung bekannt gemacht werden. Ich freue mich schon darauf, bei unserer Heimkehr die Gesichter der Mütter zu sehen: — von ihren Wangen wird's strahlen wie das Morgenrot. —" „Und von den Wangen der Töchter?" „Wie ein Frühlingstag."

„Verraten Sie nichts!" hatte er zwar gesagt; aber die Mahnung wird nicht so ernst gemeint sein; sonst hätte er es nicht einem Zeitungsschreiber und Geschichtenmacher anvertraut; denn das weiß jedermann, daß derartige Leute den Mund nicht halten können. Aber es wurmt mich doch, daß ich es aus-

geplaudert habe; darum lege ich hiermit dem freundlichen Leser den Finger auf den Mund und bitte ganz ergebenst: Was ich dir zuletzt erzählt habe, mein Lieber, das behalte bei dir daheim, bis drüben die Verlobungskarten ausgeschickt sind.

Schreiben fürs Volk sein lassen; Evers scheint uns geradezu zum Volksschriftsteller geboren. Diese seine Begabung zeigt er auch in dem vorliegenden Büchlein, in dem er den Lebensgang unserer geliebten Kaiserin durch all die hellen und dunklen Tage hindurch mit einer überall wohlthuend bemerkbaren Begeisterung schildert. Er malt uns die Stätten ihrer Jugend: Dolzig, Kiel und Primkenau, schildert die Zeit des Lernens, der Konfirmation, die Trauerzeit um den heimgegangenen Vater, die Tage der Braut- und Hochzeitsfreude und das Jahr der Trübsal, zeigt uns die hohe Frau als treue Gattin, als glückliche und beglückende Mutter, als liebevolle Helferin der Armen und Elenden, als glaubensstarke Bekennerin des lebendigen Christentums. Der Verfasser hat augenscheinlich die besten Quellen benutzt und kennt die Jugendstätten der Kaiserin genau."

Die „Norddeutsche Presse" (Neustettin) urteilt: „Viele Schriftsteller haben sich schon dieselbe Aufgabe gestellt, sie haben dabei aber manchen falschen Zug hineingetragen; auch hat der eine dasselbe in einen gar zu engen Rahmen gespannt, der andere hat mehr für bestimmte Klassen der Gesellschaft als für das Volk verfaßt. Das ganze Volk kann aus diesem Buche seine Kaiserin kennen lernen, und ist dasselbe für Junge und Alte, für Arme und Reiche geschrieben und daher allen aufs wärmste zu empfehlen."

Die „Deutsche Lehrer-Zeitung" schreibt. „Es ist gewiß ein gewagtes Unternehmen, das Lebensbild eines noch lebenden Menschen, und dazu einer Frau auf dem Kaiserthron, zu zeichnen. Uns scheint aber der Verfasser alle Klippen, welche ein solches Werk gefährden, glücklich vermieden zu haben. Er urteilt nicht selbst, sondern überläßt das Urteil dem Leser, da er die Thatsachen sprechen läßt. Daß die Sprache eine durchaus gewählte, aber dennoch volkstümliche und jedermann verständliche ist, bedarf bei einem solchen Erzähler nicht noch besonderer Hervorhebung. Daher möge sein Wunsch, daß das Buch hier und da ein Familienfreund werde, welche die Liebe zum Kaiserhause und zum Vaterlande pflegt und stärkt, sich über sein Erwarten erfüllen."

Wogen" ist treffend gewählt; denn es ist zunächst eine furchtbare Naturkatastrophe: Die Fortspülung eines Teiles der Insel Nordstrand, gegenüber Husum, durch eine Nordsee-Sturmflut im Herbst 1634 (wobei über 6000 Menschenleben untergingen), geschildert, sodann die von eben dieser Zeit bis zum Friedensschluß von Münster sich erstreckende Reihe schrecklicher Kriegsgreuel, die den Hintergrund der erzählten Handlung bilden. Das gut ausgestattete, auch mit einigen Bildern versehene Büchlein bietet jüngeren Lesern ebensowohl wie dem reiferen Alter einen willkommenen Lesestoff.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin S.W., Besselstr. 17.

Messerer